Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange.

Sechzehn Theile
in acht Bänden.

Vierter Band.

☞ Während die früheren Auflagen dieses wahrhaft guten Werkes **den bedeutenden Preis von fl. 70. kosteten**, ist es uns durch ökonomische Einrichtung des Satzes möglich geworden, diese hübsche, abermals neue Auflage, zu dem ungemein billigen Preise von **nur fl. 7. oder 4 Thlr. für das ganze große Werk** herzustellen, wobei allerdings nur die Gewißheit uns leiten konnte, daß bei solch erleichterter Anschaffung eine außergewöhnliche Theilnahme nicht ausbleiben könne. — Für Diejenigen nur, welche dieses, in seinem Fache als klassisch anerkannte, Buch nicht kennen sollten (da seit Erscheinen der letzten Auflage eine Reihe von Jahren verflossen), stehe hier die Bemerkung, daß es mehr enthält, als sein Titel besagt. Es ist kein lockeres, sondern ein in Wahrheit **gutes** Buch, „mit Liebe und Eifer geschrieben zum und für das Wohl der Staatenbewohner.“

Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung, und so weiter.

Ein

umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollständige und wohlfeilste Auflage.

Vierter Band,
oder siebenter und achter Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Fr. Henne.
1843.

Gynäologie.

VII.

Anmuth und Schönheit

aus

den Mysterien der Natur und Kunst, für ledige und verheirathete Frauenzimmer.

Zur

Apologie

der

weiblichen Geschmacksbildung.

Man sagt ihnen nach, meine Damen, daß Sie sehr geneigt sind, Ihren Geschmack für Schönheit zu überfeinern, daß sich besonders Ihre Phantasie Ideale von männlicher Schönheit schafft, die die Natur nie oder äußerst selten hervorbringt, daß Sie sich dann in der peinlichsten Verlegenheit befinden, wenn ein junger Mann um Ihre Hand wirbt, weil Sie sich nicht von dem süßen Wahne trennen können, die schöne Traumgestalt werde Ihnen endlich einmal in der Wirklichkeit entgegenschweben; ja man will sogar wissen, daß welche unter Ihnen den gethanen Schritt, als den Verlust ihrer Freiheit, ihres ganzen Glücks beweint und mit gramvollem Herzen bereut haben. —

Da hätte ich dann sehr Unrecht, Ihnen ein

Buch zu überreichen, welches zur Verfeinerung Ihres zarten Sinns für Schönheit an menschlichen Formen und Zügen bestimmt ist, ich hätte vielmehr besser daran gethan, der Verfeinerung dieses Sinns gerade entgegengearbeitet zu haben! —

Aber gewiß, man irrt gewaltig, wenn man solche Urtheile auf Rechnung ihres gebildeten Geschmacks gründet; ich bin vielmehr von der Gerechtigkeit des Tadels überzeugt, daß in unserm Zeitalter die Bildung des Geschmacks überhaupt noch immer zu sehr entwürdigt, und bei unserer Erziehung nicht ohne Schaden zu nachläßig behandelt wird.

Wenn der Mensch mit sich selbst eins seyn, oder doch wenigstens dem Ideale nachstreben soll, die innigste Uebereinstimmung seiner beiden Naturen zu stiften, so müssen auch alle seine wesentlichen Anlagen eine gleichmäßige harmonische Ausbildung empfangen. Nun ist aber der Mensch nicht blos ein denkendes und wollendes, sondern auch ein empfindendes Wesen, er ist da, auch durch sinnliche Freuden die Summe seines Wohlseyns zu vermehren, durch ihre Verbindung mit den Freuden höherer Art eine desto angenehmere Mischung im Genusse seines Daseyns hervorzubringen.

Das Menschengeschlecht, und unter diesem vorzüglich dessen schönere Hälfte, muß also auch von

Seiten seiner Sinnlichkeit für das Moralische vorbereitet und gewonnen werden, und wie ist dies möglich, wenn nicht der Geschmack, die Gefühle des Schicklichen, des Schönen, Edlen, Erhabenen in der Natur und Kunst ausgebildet werden? —

Wenn es Fälle gibt, daß sich Mädchen einer übertriebenen Delikatesse für schöne männliche Formen überlassen, so liegt der Grund davon gewiß nie in der Geschmacksbildung, sondern gerade in dem Mangel derselben, in der ungebildeten größeren ästhetischen Reizbarkeit, die so leicht durch Lektüre überspannt werden kann: und da die Natur durch körperliche Schönheit den Endzweck der Geschlechtsliebe so mächtig verfolgt, so sind auf einer andern Seite diejenigen Frauenzimmer, die ihr Schönheitsgefühl gar nicht veredelt haben, der Gefahr am meisten ausgesetzt, die wahre Schönheit mit den Empfindungen der gröberen Sinne zu verwechseln.

Die Gefühle des ästhetisch und des sittlich Schönen sind beide so genau verwandt, daß man nie fürchten darf, der Geschmack gewinne auf Kosten des Herzens.

Wie weise handelte nicht die Natur, da Sie Ihnen, meine Damen, jenen herrschenden Sinn für Schönheit der Formen gab, welcher zur Erhaltung und Ausbildung der zarten Sprossen der Menschheit so wohlthätig mitwirkt; wer wollte

sich wohl erkühnen, diese schöne Anlage Ihres Charakters zu unterdrücken? —

Ich bin überzeugt, daß je reiner und zarter Ihre Seele das Schöne auffaßt, um so edler wird auch Ihr moralisches Gefühl seyn, und um so weniger werden Sie sich einer übertriebenen Delikatesse in der Wahl Ihrer Gatten überlassen.

Wenn Sie, meine Schönen, Ihre Vernunft eben so ausgebildet haben, als Ihren Geschmack, wenn Sie sich feste und aufgeklärte Begriffe über diejenigen Eigenschaften erworben haben, welche den wahren Werth eines Mannes bestimmen, so mögen sie immer der Schönheit eines Apolls huldigen, es wird ihnen doch nicht schwer werden, das Glück Ihres Lebens in der Verbindung mit einem edlen Menschen zu suchen, der kein Apoll ist. Die Forderung, daß Sie vor einem Tersit nicht zurückschaudern sollten, und wenn er ein Engel von Geist wäre, würde eine Unmenschlichkeit von der ersten Größe seyn. —

Von dem Wesen der Schönheit und Anmuth, vorzüglich in der weiblichen Gestalt.

Einleitung.

Als die bildende Natur ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Schöpfung; und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihr vornehmster Schmuck fehlte, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit.

So finden wir denn auch in diesem heiligen Kunstwerke der Natur keinen Zug, von dem sich nicht in dem weiten Schöpfungskreise der Thierwelt hie und da etwas Gleichförmiges fände; alle Formen der Thierbildung scheinen sich in der erhabenen Göttergestalt des Menschen, als in ihrer Vollendung, gleichsam zu verlieren. Es ist daher keine leere Anmaßung, kein eitler Stolz, wenn der Mensch sich den Vorzug der Schönheit vor allen geschaffenen Wesen der Erde zueignet. —

Es läßt sich ein Ideal, ein Maximum, ein höchstes Muster der Schönheit denken — aber nur von einem Objekte, von dessen innern Zwecken wir einen bestimmten Begriff haben; nur der Mensch ist ein solcher Gegenstand, er allein ist mithin nur eines Ideals der Schönheit, so wie die Menschheit in seiner Person des Ideals der Vollkommenheit unter allen Gegenständen in der Welt fähig. —

Das Darstellen eines Ideals der Schönheit ist das Werk unserer Einbildungskraft; indem sie aus allen ihr

in der Erfahrung bekannt gewordenen Anschauungen nach der Idee der Zweckmäßigkeit der Menschenbildung ein Ganzes zusammensetzt, schafft sie eine Idealschönheit, die die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugung in der Menschengattung unterlegte, nie aber in einem Einzelnen zu erreichen vermag, — obgleich ihre plastischen Kräfte überall und da am glücklichsten auf das Hervorbringen eines solchen Ideals hinwirken, wo ihr Bildungsgeschäft von keinem feindlichen Einflusse gestört, vielmehr von allen, der Humanität überhaupt günstigen Umständen unterstützt wird.

Einem solchen Ideale nähern sich die Kunstprodukte der Griechen. Denn indem sie die feinsten und edelsten Verhältnisse, welche nur in der Gattung vorkommen, individualisirten, gelang es ihnen, den Marmor und die Metalle zu einer die Natur selbst übertreffenden Schönheit zu beleben. —

Man würde sehr irren, Schönheit für den Antheil irgend eines begünstigten Menschenstamms zu halten. In jedem Klima, in jeder Menschenvarietät, so wie in jedem Geschlechte und Alter nimmt sie zwar einen eigenthümlichen Charakter an; aber je geringere Schwierigkeiten die bildenden Kräfte der Natur zu bekämpfen haben, je günstiger die äußern Umstände in einem Lande sind, unter welchen sie wirken können, desto größer muß die Anzahl und Vollkommenheit schöner Menschengestalten seyn.

Die Griechen wurden von dem mildesten Himmel begünstigt, und die körperlichen und geistigen Stimmungen seines Einflusses durch nichts beeinträchtiget, vielmehr durch alles unterstützt.

Voller Genuß bürgerlicher Freiheit, selbst unter dem Scepter eines Herrschers, unterdrückte keine Aeußerung des griechischen Geistes, öffnete ihren ästhetischen Sinn den leisesten Eindrücken der schönen Natur, gab ihnen alle Gelegenheit, die Formen und Kräfte ihres Körpers in den öffentlichen Spielen und Wettstreiten zu entwickeln; ihre Religion zeigte ihnen die Gottheiten unter den schönsten Formen, gab ihrer Einbildungskraft einen höheren Flug, und hob die Kunst der Nachahmung auf jene staunende Höhe.

Der übersinnliche Ausdruck dieser Anlagen, dieser Sitten, dieser Stimmungen des Körpers und des Geistes einer solchen Nation drückt sich allmählig in ihrem organischen Gebilde aus; ja, so unmöglich es ist, die Natur in ihrer geheimnißvollen Werkstätte je zu belauschen, so möchte es doch nicht zu viel gewagt seyn, dem Schönheitssinn schon allein bei dem Bildungsgeschäfte einen wichtigen Einfluß auf Wohlgestalt zuzueignen. —

Unter jedem Himmelsstriche, — etwa die beiden Extreme ausgenommen — in der schwarzen, wie in der weißen, in der rothen, wie in der olivenbraunen Menschengattung gibt es vorzügliche Bildungen.

In Europa zeichnen sich mit ihren Brüdern in Vorderasien die Griechen, die Maltheser u. a. aus; unter den Tatarn und Mongolen die Tungusen, die Japanesen, die Malabaren, und weiterhin die glücklichen Bewohner der Südsee-Inseln; unter den Negern die Abessinier, die Foulier und Jaloffer unter den Völkern am Senegastrom; unter den Kaffern die Einwohner von Sofala und Monomotapa; unter den Amerikanern die sogenannten schönen Menschen, die Appalachiten, die Guianer, die Patagonen.

Wenn man in den bedauernswürdigen Kretins Beweise vor Augen sieht, wie sehr die schönste Menschheit unter dem überwältigenden Einflusse äußerer Umstände von Generation zu Generation immer mehr und mehr ausarten kann, so ist auch nicht zu zweifeln, daß die sogenannten häßlichen Nationen durch günstigere Umstände, durch Verbesserung des Klimas, durch Civilisirung, durch mannigfachern und freiern Lebensgenuß, durch Kreuzung mit andern Raçen wieder veredelt und verschönert werden können.

Schönheit schenkt die Natur überall, wo sie in ihrem Mechanism frei und ungestört wirken kann; sie ist die zarte Frucht eines glücklichen Zusammenflusses begünstigender Umstände; sie ist also kein neidisches Privilegium irgend eines besondern Menschenstamms, sondern ein der ganzen Menschheit zukommendes Attribut. —

Wenn aber das in unserm Geschmacksinn aufgezeichnete Ideal schöner Formen, das uns zum Princip ihrer

Beurtheilung dient, seine Elemente aus der Erfahrung hernehmen muß, so ist begreiflich, warum das Ideal schöner Gestalten blos auf die Länder paßt, in welchen die Vergleichung angestellt wird. Der Neger muß also nothwendig ein anderes Ideal der Schönheit als ein Weißer, der Chinese ein anderes als der Europäer haben.

Der Indier schleift seine schöne, von Natur weiße Zähne ab, damit sie den schwarzen Ueberzug desto besser annehmen, er dehnt seine Ohren, die in Europa nicht zu klein seyn können, so sehr aus, daß sie mit den herabhängenden Läppchen auf den Schultern ruhen. —

Die dickbäuchigen Chinesen mit ihren breiten Gesichtern und kleinen, fast verschlossenen Augen, ihre mageren Weiber mit den kleinsten Füßen sind nach ihrem Geschmacke die ersten Schönheitsmuster in der Welt.

Man werfe einen Blick auf physische Beschaffenheit des Landes, auf Sitten, Lebensart, Verfassung und Kultur dieser und vieler andern Völker, und man wird den befriedigendsten Aufschluß über ihre ungereimte und widersprechende Vorstellungen von Schönheit der Formen finden.

Wir tadeln mit Recht das Schönheitsgefühl aller ungebildeten Völker, indem wir zur Beurtheilung der menschlichen Schönheit, als eines Systems der Naturzwecke, wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen, eine geübte und verfeinerte Einbildungskraft und einen mit den Zwecken der Menschheit vertrauten Verstand als unnachläßliche Bedingung erfordern.

Durch das wechselseitig unterstützende Bemühen dieser beiden Kräfte, die Ursachen und Bestandtheile der Schönheit des Baues der technischen Vollkommenheit im Menschen zu zergliedern, sind nun viele richtige und scharfsinnige Bemerkungen über die feinen Verhältnisse, die sanften Umrisse, die süße Harmonie des Mannigfaltigen zur leicht übersehbaren Einheit veranlaßt worden.

Nichtsdestoweniger ist man einstimmig, daß das, was der Menschheit jenes hohe, unnennbare Interesse verschafft, nur allein in dem Seelenausdrucke gesucht werden muß. Dieser geistige Abglanz im Körper stellt gleichsam beide Welten in Harmonie dar, und erzeugt eine mittlere

Gattung zwischen sinnlichen und Vernunftgefühlen, in welchen das Angenehme von jenen mit dem Geistigen von diesen ästhetisch verbunden erscheint.

Je deutlicher sich also jene erhabene Geistesanlagen, Adel und Güte im Blick und in der Miene, der Stellung, der Bewegung, der Haltung des Körpers, im Ton der Sprache und selbst in jenem bedeutungsvollen Schweigen, welches oft beredter, als alle Sprache ist, offenbaren, desto unwiderstehbarer werden unsere Blicke angezogen, desto unersättlicher versenkt die Seele sich in der Anschauung des Schönen.

Aus diesem Grunde ist denn besonders das menschliche Angesicht ein Gegenstand des Wohlgefallens, weil sich auf demselben nicht allein der bleibende Charakter auszeichnet, sondern auch jede augenblickliche Veränderung, welche die Seele nur leise berührt, charakterisirt.

Der Seelenausdruck auf dem Gesicht bringt dasjenige hervor, was man Physiognomie nennt, die man aber sorgfältig von der Gesichtsbildung zu unterscheiden hat; letztere ist das Werk der Natur, jene der vorübergehende augenblickliche Ausdruck, welchen der jedesmalige Seelenzustand in der ganzen Harmonie der sämmtlichen Gesichtszüge hervorbringt.

Die Physiognomie besteht also in einer Bestimmung aller Theile durch jeden, folglich in einer nicht zu definirenden individuellen Determination.

Es hat mithin jeder Mensch seine eigene Physiognomie, seine eigene Verwebung des Ganzen, die den körperlichen Ausdruck der Seele ausmacht; die Bedeutung der Theile muß mithin aus dem Ganzen und nicht das Ganze aus einzelnen abgerissenen Theilen erklärt werden; mithin ist die Physiognomik eben so vielfach, als es individuelle Menschengeschlechter gibt; jeder Mensch bedarf einer eigenen Physiognomik, indem die Bedeutsamkeit mehrerer Theile durch einen einzigen verändert werden kann.

Die Physiognomie auf allgemeine Regeln zurückführen, d. h. eine Physiognomik begründen wollen, ist daher eine Idee, die nur in einem schwärmerischen Kopfe Platz finden kann.

Schönheit ist das Werk der Naturnothwendigkeit, Anmuth die Erscheinung der Freiheit.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme sind Vorzüge, die wir allein der Natur und dem Glück zu verdanken haben; der Natur, daß sie die plastischen Kräfte, die Anlage dazu hergab und selbst entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Wir nennen eine solche Schönheit Schönheit des Baues, oder architektonische Schönheit, und unterscheiden sie von der humanen Schönheit, die durch die Einwirkung eines empfindenden Geistes in die äußern Formen und Bewegungen des Körpers hervorgebracht wird, und die überhaupt in dem sichtbaren Ausdruck sittlicher Ideen besteht, die den Menschen innerlich beherrschen.

Wir sehen oft den schönsten Bau eines Menschen, die vollkommen regelmäßigsten Gesichter mit kaltem Wohlgefallen an, weil wir keinen Ausdruck von Charakter darin finden, weil uns in demselben nur die Idee der Menschengattung, nicht das Specifische einer Person erscheint.

Und gemeiniglich sind jene ganz regelmäßige Gesichter im Innern eben so leer, als es ihre äußere Flachheit verkündet. Dürften wir der Natur im Physischen und Geistigen ein gleichförmiges Wirken zuschreiben, so könnten wir diese Einrichtung erklären, und wir dürften alsdann in einem Menschen von Genie, weil in demselben die Natur von ihren gewöhnlichen Verhältnissen der Geisteskräfte zum Vortheil einer einzigen abzugehen scheint, keine ganz regelmäßige Bildung der äußern Formen erwarten.

Wir danken es zwar der Natur wenig, wenn sie uns solch eine todte Schönheit zeigt, aber wir sind ungerecht, ihr allein die Schuld beizumessen. Freilich schenkt sie nicht jedem ihrer Geschöpfe ein gleiches Maß von geistigem Leben; aber so gering dieses auch seyn mag, so

ist es es doch nie so kärglich, daß es die todte Masse nicht durchdringen könnte.

Das geistige Leben im Innern zu entwickeln und bis in die äußern Formen fortzupflanzen, mußte der freien Thätigkeit des Menschen überlassen bleiben, wenn er auf die über alle geschaffene Wesen erhabene Stufe einer Intelligenz Anspruch machen sollte.

Indem nun die Natur ihr Regiment zwischen Nothwendigkeit und Freiheit theilte, hat sie solches mit keiner fremden feindlichen Macht getheilt; obgleich die Veränderungen, welche sie unter der Herschaft des Geistes erleidet, nicht mehr aus ihren Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nach keinen andern als ihren eigenen Gesetzen.

Von dem Geiste hängt es zwar ab, welchen Gebrauch er von den ihm anvertrauten Rechten über die sinnlichen Formen und Werkzeuge machen will; aber er ist an ein Gesetz gebunden, welches er nie ungestraft übertreten kann, und dieses Gesetz ist das in der ganzen Natur herrschende Gesetz der Harmonie und Einheit.

Die Vernunft macht die unnachläßliche Forderung an den Menschen, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen, seiner sinnlichen und geistigen, zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn, und mit seiner ganzen vollstimmigen Menschheit zu handeln. Obgleich der Mensch dieses Ideal, welches das Sittliche und Schöne zugleich in sich schließt, nie erreichen wird, so bleibt es doch eine ewige Aufgabe für ihn, nach diesem Ziele der Vollendung unabläßig zu streben.

Indem also der Geist sich in die Schöpfung der Natur mischt und es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen von der Art seines Empfindens und Wollens abhängig zu machen, so kann er das Gleichgewicht zwischen beiden Naturen nicht aufheben, ohne sich an jenem Gesetz der Einheit und Harmonie zu versündigen, das er sich selbst gibt und das in den ewigen Formen des Verstandes gegründet ist.

Indem nun die Vernunft diese Forderung in den sinnlichen Erscheinungen erfüllt sieht, indem sie nämlich willkührliche Bewegungen am Menschen wahrnimmt, die nicht der Sinnlichkeit allein, sondern auch einem mo-

ralisch empfindenden Geiste angehören, erwacht durch dieses überraschende Uebereinstimmen beider Naturen das Gefühl der Anmuth.

Anmuth und Grazie ist also der schöne Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen, in Bewegungen, die zugleich einer Empfindung entsprechen; sie ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von der Person selbst, als einer Intelligenz, d. h. unter dem Einfluß der Freiheit hervorgebracht wird.

Die Natur gibt die architektonische Schönheit, die Seele die humane; jene macht dem Urheber der Natur, diese ihrem Besitzer Ehre.

Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, Bewunderung, Erstaunen erregen; Anmuth hingegen ist auflösend für den Sinn und zugleich belebend und beschäftigend für die Seele; sie erregt daher das von ihr unzertrennliche Gefühl des Wohlwollens oder der Liebe — sie reißt hin.

Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen. —

Das zarte reizbare ästhetische Gefühl der alles personificirenden Griechen unterscheidet schon Anmuth und Grazie von der Schönheit. Bald geben sie der Göttin der Schönheit die Grazien zur Begleitung, bald legen sie ihr einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben.

Aglaja, Thalia, Euphrosine, d. i. lautrer Einklang, frische Jugend, lebendiger Frohsinn, wovon die drei Huldgöttinnen, die Orpheus in seiner Begeisterung als die preißlichen, herrlichen, hehren Töchter des Zevs und der tiefgegürteten Eurynome so trefflich besingt.

Sie wurden zwar als die Gespielinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, doch können sie auch dem Manne gewogen werden, und die Griechen empfahlen daher demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern.

Wenn Juno, die hohe Götterkönigin, den Jupiter auf Ida bezaubern will, muß sie sich erst den Gürtel des Liebreizes von der Venus entlehnen. Hoheit also, selbst

wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen.

Alle Anmuth ist schön, aber nicht alles Schöne ist Anmuth. Schönheit kann zwar ohne Anmuth bestehen, aber nur durch sie allein kann sie ein Gegenstand der Neigung werden. —

Um in ein helleres Licht zu setzen, wie sich Anmuth und Grazie offenbaren, müssen wir einige Augenblicke bei der Frage verweilen:

Welche Bewegungen sind eigentlich der Anmuth fähig?

Wenn ich eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, so ist meine Bewegung willkührlich oder abgezweckt; erfolgt solche aber ohne den Willen meiner Person, blos auf Veranlassung einer Empfindung, so ist meine Bewegung sympathetisch oder unwillkührlich, unabgezweckt.

Man merke hier wohl auf das Kriterium, ohne den Willen meiner Person; denn das sinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb bestimmen mancherlei Bewegungen, woran meine Person keinen Theil hat, sie heißen deswegen aber nicht sympathetisch. Unter sympathetischen Bewegungen werden hier diejenigen verstanden, welche der moralischen Empfindung unwillkührlich zur Begleitung dienen.

Selten sind die abgezweckten Bewegungen ohne sympathetische, weil der Wille, als die Ursach von jenen, sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtsten geachtet.

Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dies geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derselben mit einmischt.

Wenn ich nämlich eine willkührliche Bewegung vollziehen will, so werde ich durch ihren Zweck nicht genau

bestimmt, auf welche Art und Weise ich sie verrichten soll. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch meinen persönlichen Empfindungszustand sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen.

Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben.

Aber auf welchem Wege ich meinen Arm zu dem Gegenstand führen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in diesem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheimgestellt.

Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses durch den bloßen Zweck nicht Bestimmte entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie annimmt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen.

Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das Unwillkührliche an derselben, ist eben das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen, oder was eben so viel sagt, mit etwas Unwillkührlichem, das im moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischet, kann niemals Grazie zeigen.

Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht; die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird.

Da also die willkührliche Bewegung nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfließt, so ist sie auch keine Darstellung derselben; die sympathetische oder begleitende Bewegung hingegen ist nothwendig mit der Gesinnung verbunden.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will gehalten seyn, aber das, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrage seiner Worte und aus seinen Geberden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen.

Entdeckt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man ihm von diesem Augenblick an nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Mag es immerhin möglich seyn, Anmuth und Grazie durch Kunst und Studium nachzuahmen, aus irgend einem Zuge blickt doch endlich der Zwang und die Absicht hervon, und plötzlich schließt sich unser Herz, das der natürlichen Anmuth so wohlwollend entgegenwallt. —

Grazie muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich seyn, wenigstens so scheinen, und die Person darf nie so aussehen, als wenn sie um ihre Anmuth wüßte.

Die mehresten Fälle, in welchen sich die Grazie offenbaret, sind aus dem Gebiete der willkührlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesange, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist.

Die Vernunft fordert von dem Menschen eine sprechende Bildung, d. i., sie fordert, daß der Mensch, als Intelligenz, Spuren von seiner Geistesthätigkeit in seiner moralischen Empfindungsart in seiner Gestalt aufweise. Die Sinnlichkeit fordert architektonische Schönheit. Das ästhetische Gefühl wendet sich mit seiner Forderung an beide, und macht Leichtigkeit der Empfindungen in den schönen Formen zur unnachläßlichen Bedingung der Anmuth und Schönheit.

Die Empfindungen können sich nämlich in dem Menschen auf eine dreifache Art ausdrücken. Er unterwirft entweder die Forderungen der Sinnlichkeit dem reinen Sittengesetz der Vernunft, oder er folgt blos seinem Na-

turtriebe, oder er setzt die Triebe der Natur mit den Gesetzen der Vernunft in Harmonie: er ist einig mit sich selbst.

Nur im letztern Falle ist der Ausdruck moralischer Empfindungen schön; ihm allein gebührt der Name Anmuth. Der Mensch handelt hier aus Neigung, die ohne Zwang mit den Vorschriften des Sittengesetzes übereinstimmt; seine Handlungen haben keinen moralischen Werth, aber wohl einen ästhetischen, und ihre Wirkung ist Zuneigung und Liebe.

Im zweiten Falle läßt der Mensch den Naturtrieb ungebunden herrschen; er empört nicht nur den moralischen Sinn, sondern auch den ästhetischen, er handelt brutal.

Im ersten Falle befindet sich der Mensch in einer Verfassung, die der Anmuth, als dem freien Produkte seiner beiden Naturen, durchaus nicht günstig ist; er handelt aus Pflicht, die Beobachtung der Pflicht kann aber nie schön genannt werden, weil sie auf einem moralischen Zwange beruht.

Die Handlungen, die aus diesem Verhältnisse der Sinnlichkeit zur Vernunft entspringen, heißen gut, wenn sie des Gebots der Vernunft wegen gethan worden, ohne die Stimme der Neigung zu Rathe zu ziehen, ihre Wirkung ist Achtung; sie heißen groß und erhaben, wenn das Gebot der Vernunft selbst gegen die Stimme der Neigung ausgeübt wird, ihre Wirkung ist Bewunderung.

Es wird also nur allein derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels, d. i. Anmuth, erfolgt, und in einer solchen Handlungsweise offenbart sich eigentlich dasjenige, was man unter einer schönen Seele versteht.

In einer schönen Seele ist die Pflicht beständig auf Seiten der Neigung; die Person weiß selbst niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könne, sie ist sich der innigen Harmonie ihrer beiden Naturen unbewußt, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Eine schöne Seele verbreitet selbst über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren.

Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem.

Man kann sich kein wahreres Bild von einer schönen weiblichen Seele vorstellen, als es dem Dichter in folgenden Zügen aufzufassen gelungen ist:

War's nur dieser Glanz der vollen Rosen,
Den der Mai auf deine Wange goß,
Nur die Brust, auf welcher Götter kosen,
Nur das Haar, das wallend niederfloß;
Nur der Wuchs aus Harmonie gewoben
Und vom Schmuck der Grazien umwallt —
War's nur diese holde Lichtgestalt,
Der mein Herz entgegen sich gehoben?

Nein, o Ida! — Nicht des Busens Wallen
Nicht der Wange Purpur war's allein!
Monde wechseln, und die Rosen fallen,
Winter stürmt — entblättert steht der Hain! —
Unter Blumen schleicht der Krankheit Schlange:
Blumen sind für keine Ewigkeit!
Unter Küssen selber pflückt die Zeit
Manche Blüthe von der vollen Wange!

Doch es webet oft der Gottheit Milde
Um die schönen Seelen ein Gewand,
Rein und herrlich, wie nach ihrem Bilde
Einst die Ersterschaffne vor ihr stand.
Schwesterlich umarmt der Geist die Hülle,
Und die schöne Hülle selbst wird Geist!
So durchströmend, so durchlodernd fleußt
In sie über heil'ger Gottheit Fülle.

In des Auges lebenvollen Blicken
Schwimmt der Seele holder Engelsinn
Bald im Strahlenmeere voll Entzücken,
Bald ein leichtes Abendwölkchen hin:

Wallet itzt auf reiner Freude Wellen
Sorglos, wie auf stiller Fluth der Schwan;
Oder legt den Thränenschleier an,
Wann der Wehmuth Fluthen höher schwellen.

Auf den Wangen lichten Frühlingsauen
Geht die Seel' im Morgenroth herauf;
Demuth, holde Scham und Liebe thauen
Schwesterlich den reinsten Purpur drauf.
Auf der Stirne hohem Aetherbogen
Thront der Geist wie über seiner Welt:
Die Gedanken sind am Himmelszelt
Zahllos, wie die Sterne, aufgezogen.

Aus des Mundes süßen Melodien
Tönt die Seele freundlicher hervor,
Auf der Sprache sanften Harmonien
Steigt sie milder zu des Freundes Ohr:
Spricht im leisen Ach! wie Wehmuthsflöten,
Wenn die Nachtigall am Waldsee klagt:
O! und was der blöde Mund nicht wagt,
Sagt der Liebe Tochter, das Erröthen.

Geist und Seele lebt im schönen Bilde,
Wie im Spiegel eine Lichtgestalt,
Wahrer Abdruck jener innern Milde,
Die in schönen Formen überwallt.
Geist und Seele schwebt auf jeder Neigung,
Wie auf Grazien die Anmuth schwebt;
Geist und Seele rollt und wirkt und bebt
In der Glieder leisesten Bewegung.

Ida, meine Ida, Jugendblüthe
Welkt hinweg vom Engelangesicht:
Aber dieses Herzens ew'ge Güte
Schwindet aus dem schönen Auge nicht.
Anmuth strömt von eines Nestors Munde,
Und der Seele holden Abglanz bleicht,
Wenn die Schönheit mit der Jugend weicht,
Keine Zeit und keine Todesstunde.

Es gibt noch eine Anmuth, die sich durch die Macht des sympathetischen Spiels zu ruhenden Zügen verfestete. Zwar legt sie die Fertigkeit des Gemüths in schönen Empfindungen an den Tag, und ist uns gerade deswegen am schätzbarsten, aber ihr ästhetisches Kriterium, die Schönheit der durch Freiheit bewegten Gestalt, mangelt ihr; sie verwandelt sich zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen.

Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperliche Bewegungen Einfluß, er bildet sich selbst seinen Körper, und legt in alle, selbst die festen Formen der Natur, sprechenden Ausdruck.

An einem solchen Menschen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig umgeschaffen haben: daher sagt man ganz richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

Aber nicht immer ist diese zweite Schöpfung der Natur, dieser mächtige Einfluß des Geistes auf den Körper für Schönheit der günstigste. Ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist wird die erhabenste Schönheit des Baues eben so leicht zu Grunde richten, als es dem heitern und in sich harmonischen Gemüthe gelingt, die Fehler der Natur zu verbessern und ihre gefesselten Formen mit der schönsten Glorie zu entwickeln. —

Es ist, wie schon vorhin bemerkt worden, auch dem Manne vergönnt, an dem Altar der Grazien zu opfern, und es ist ihm nothwendig, wenn er gefallen will. Aber die Anmuth des Weibes und die Anmuth des Mannes sind beide eben so charakterisch verschieden, als der Ausdruck in den Formen der Geschlechter.

Die weibliche Anmuth, mehr von Liebe begleitet, bezaubert zuerst die Sinne; und da die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fließt die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweiheter Reinheit in die geistige über.

Die männliche Anmuth, mehr von Würde getragen, wendet sich zuerst an den Geist, aber da diese geistige Würde im Gewande der Sinnlichkeit auftritt, so geht die zuerst rege gemachte Empfindung in die sinnliche über.

Einige Betrachtungen

Ueber den Ausdruck in der männlichen und weiblichen Form

werden den eigenthümlichen Charakter dieser Verschiedenheit näher entwickeln.

In dem stärkeren, weniger mit milderndem Fleische bedeckten Bau, in den bestimmteren Zügen, den festeren

und schärferen Umrissen kündigt sich die männliche Gestalt an, und deutet auf eigenthümliche Kraft, Feuer und Heftigkeit, die sich auch überall überwiegend hervordrängt.

In dem Körper des Weibes bietet sich hingegen ein zarterer Gliederbau dar, eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, eine ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse, eine üppige Fülle des Stoffs deutet auf eine empfangene Kraft, die mehr gemacht ist, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen.

In der männlichen Bildung erzeugt die strengere Willenskraft jene Bestimmtheit der Formen, in der weiblichen die größere Naturfreiheit jene Stetigkeit sanfterer Umrisse.

Die Gestalt des Mannes gleicht einer Zeichnung, worin die Regel der Kunstmäßigkeit durch harte Striche angedeutet ist; die Gestalt des Weibes gleicht einem titianischen Gemälde, worin alle jene schneidenden Linien und Umrisse ineinander verschmolzen sind.

Unter dem leisesten Hauche des Affekts neigt sich die zarte Fiber des Weibes, sie empfängt jeden Eindruck schneller, und läßt ihn schneller verschwinden; in leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Gesicht, das sich zu einem ruhigen Spiegel bald wieder ebnet.

Mit mühsamer Anstrengung strebt der Mann nach jener harmonischen Einheit des Gemüths, und indem er seine stärkere Muskeln anzieht, entflieht die Leichtigkeit, die schwesterliche Gefährtin der Grazie.

Indem in der männlichen Bildung der Geist vorzudringen strebt, genügt er sich in der weiblichen nur durchzublicken.

Phantasie und Verstand, Empfindung und Vernunft fließen in dem Weibe unaufhörlich ineinander, das innere Leben des Weibes ist daher weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden; mit freiwilliger Leichtigtigkeit malt sich in seinem bildsameren Baue, wie in einem hellen Spiegel, die Seele.

Da nun Freiheit von allem Zwange die Seele aller Schönheit und Anmuth ist, so müssen wir unter den

Geschlechtern dem weiblichen den nächsten Rang an der Anmuth, und vielleicht dem männlichen den nächsten an der Schönheit einräumen.

Ueber den wahren Ausdruck der Schönheit und Anmuth finden wir nur allein in den uns übrig gebliebenen mythischen Darstellungen und Kunstprodukten in der männlichen und weiblichen Gestalt des griechischen Schönheitsgefühls den befriedigendsten Aufschluß; wir mögen das Urtheil über

das schönste Weib,

das der griechische Mythus dem Paris unterlegte, anhören, oder die mediceische Venus in Florenz beschauen, so müssen wir diesem mit einer ästhetischen Reizbarkeit so vorzugsweise ausgestatteten Volke das kompetente Richteramt über Schönheit zuerkennen.

Aus sehr einleuchtenden Gründen kommt das Urtheil über weibliche Schönheit den Männern, und das über männliche den Weibern zu, und daher übertrug auch Jupiter in dem bekannten Mythus die Entscheidung über die Schönste unter den drei Göttinnen, Juno, Pallas und Venus, der Beurtheilung des Paris.

Ein kleiner und zarter Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend-feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöffnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die gleich einem Hauche über die ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen die aufblühende Idealgestalt des Weibes in der Göttin der Schönheit und Liebe an, die ihre Schwäche selbst auf ihre Macht zu gründen scheint, in deren Kreise alles Wohlwollen, Liebe und Genuß athmet, und obgleich sich ihr Ausdruck unmittelbar an die Sinnen wendet, so bleibt doch die Forderung des Geistes nicht unbefriedigt.

Der charakteristische Unterschied der Venus von Pallas und Juno findet sich vorzüglich in ihrem Blick; indem die florentinische Venus das untere Augenlied ein wenig in die Höhe gezogen hat, spricht aus ihren sanft geöffneten Augen jener schmachtende Liebreiz.

In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und intellektuellen Charakters erkennen wir Minerva. Der Ernst der Weisheit hat in ihr jede weibliche Schwäche vertilgt, das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Ihr Auge ist mäßiger gewölbt und weniger offen, und ihr Haupt erhebt sie nicht stolz. So findet man dies Bild jungfräulicher Züchtigkeit in der Villa Albani.

Minerva ist mit aller Schönheit ihres Geschlechts geschmückt, aber der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus; sie verschmäht die süßen Freuden der Liebe, und würde den Frevler mit Strenge strafen, der sich unmittelbar an ihre Sinnlichkeit wenden wollte.

Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edlen Ruhe des Angesichts unter.

Zwar erblicken wir in dieser Zusammenstimmung zwischen dem Geistigen und Sinnlichen die höchste sittliche Reinheit, aber der Wille hat seine moralische Kraft nicht von der Neigung, sondern von der Vernunft empfangen; der Ausdruck der Kraft ist mehr auf Seiten der Sittlichkeit, als auf Seiten der Neigung.

Die Tugend und Weisheit ist sich allgenügsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu groß, um sich sinnlich zu machen, ihr Ausdruck äußert sich nur wie auf einer stillen Fläche des Wassers, und zeugt nie von aufgeregter Kraft, die Freude der Tugend schwebt wie eine sanfte Luft auf ihrer Gestalt.

Liebenswürdige Anmuth, von Größe getragen, ist daher das Total des Ausdrucks in der Gestalt der Pallas.

In einer neuen Sphäre sehen wir die Weiblichkeit versetzt, wenn wir Cytherens Anmuth und Lieblichkeit mit der Würde der Juno vergleichen. In der ersteren ist die Weiblichkeit rege und thätig, sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung; bei der letztern ergießt sie sich ruhig durch das ganze Wesen, sie drängt sich in keinem einzelnen Zug der Nei-

gung oder des Affekts hervor, sondern ist ganz zum Charakter geworden: wir sehen in ihr das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe. So ist die Juno in der Villa Ludovisi dargestellt.

Nicht wie die Göttin der Liebe durch schmeichelnden Liebreiz, noch wie Jupiters Tochter durch stille Weisheit, sondern durch einen feierlichen, über das ganze Wesen strömenden Ernst verräth Juno das Weib. Ihre hohe, kühner sich erhebende Gestalt, ihr weites, freier sich wölbendes Auge, ihr stolzer, gebietender Mund geben ihr eine Würde, welche jeden Schatten der Begierde vertilgt.

Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmuth und allen Reizen der Jugend geschmückt.

Es ist also weder Anmuth noch Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil beides zugleich in dem innigsten Bund verknüpft ist.

Indem uns aber die himmlische Selbstgenügsamkeit, von Anmuth, Größe und Würde getragen, unmittelbar anspannt, geben wir uns der himmlischen Grazie aufgelöst hin; wir beugen uns vor jener und neigen uns zu dieser.

Es offenbaret sich die weibliche Eigenthümlichkeit am treuesten in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und eben daher wollen wir auch, daß die weibliche Schönheit zuerst durch die Sinne den Geist und nicht durch den Geist die Sinne einlade, und was unser dunkles Gefühl von dem Idealschönen des Weibes ahnet, ist jene üppige Fülle des Reizes, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten und von feiner Grazie gemäßigt wird, und gerade diese magische Naturkraft finden wir in Dionens Tochter; sie erscheint uns menschlicher; ob sie gleich auf keine Weise das Göttliche in der reinen Harmonie ihrer beiden Naturen verläugnet, so nahen wir uns ihr dennoch mit vertrauender Hoffnung.

Solch' ein Bild schwebte dem griechischen Künstler vor, als er die mediceische Venus schuf, von der Winkelmann, dieser in die Geheimnisse der Schönheit so tief geweihete Kenner, sagt: sie ist einer Rose gleich, die nach einer schönen Morgenröthe, beim Aufgange der Sonne, aufbricht, und die aus dem Alter tritt, das, wie Früchte vor der völligen Reife, hart und herblich ist, — nicht ganz Mädchen, aber auch noch nicht ganz reif. —

Nach den Mytographen und Kunstwerken der Griechen läßt sich folgende

Architektonische Zeichnung der griechischen Schönheit

entwerfen.

Das griechische Profil, als die Haupteigenschaft hoher Schönheit in der Bildung des Gesichts, erscheint da, wo eine gerade, sanft gesenkte Linie die Stirn mit der Nase beschreibt. Das Gerade und Völlige dieser Linie trägt mehr das Gepräge der Größe und Hoheit, das Gesenktere hingegen der Sanftmuth und Gefälligkeit an sich.

Die Schönheit der Form des Gesichts verliert von ihrer Vollkommenheit, je nachdem die Einbiegung der Nase tiefer ist, und gewinnt, nachdem sie sich sanfter und gefälliger von der Stirn herniedersenkt.

Die Stirn behauptet den Rahmen der Schönheit, wenn in reiferem Alter sie groß, freier gewölbt, gleichsam der Thron von Hoheit und Würde, und in der ersten Blüthe der Jahre, ehe der kurze Haarwuchs verschwindet, durch mehrere Kürze der Sitz von Sanftmuth und Munterkeit ist.

Die Augenbraunen sind schön, wenn sie gleich einem dünneren Faden von Härchen mit schneidender Schärfe erscheinen; allein sie verlieren ihren Preis, wenn höhere Wölbung sie einem gespannten Bogen und Schnecken ähnlich macht; die Griechen nannten die erstern die Augenbraunen der Grazien; allein den letztern sprachen sie den Ruhm der Schönheit ab.

Dem Auge gibt Größe, offener und beredter Blick seinen gewissen Werth, bald empfängt es von schmack-

tender Bläue, bald von brennender Schwärze jene zauberische Kraft. Die gepriesene Größe des Auges hängt von dem Schnitt und der Oeffnung der Augenlieder ab, von denen das obere gegen den niederen Winkel einen runderen Bogen, als das untere beschreibt. Allein das Auge rage weder zu weit hervor, noch liege es zu tief versteckt, der Augapfel selbst stehe im Profil, wenn die offne, gefällige Miene erscheinen soll.

Der Mund ist nach den Werken der griechischen Meister schön, wenn er mit der Oeffnung der Nase gleiches Maßes ist. Ein längerer Schnitt zerstört das Verhältniß des Ovals, in dessen Gränzen jeder Theil, der darinnen liegt, in eben der Abweichung zugehen muß, in welcher es sich selber schließt.

Von der frischen Röthe der Lippen strömt die lieblichste Anmuth, und die zurückweichende Ründung des Kinns gewinnt an gefälliger Mannigfaltigkeit, wenn die untere Lippe völliger als die obere ist.

Die runde, volle Wölbung des Kinns ward durch kein Grübchen unterbrochen, denn da dieses nur etwas Zufälliges ist, so ist es von den griechischen Künstlern nicht, wie von einigen Neuern, als eine Eigenschaft der allgemeinen reinen Schönheit geachtet worden; daher findet man es auch nicht an der Niobe und an ihren Töchtern, nicht an der albanischen Pallas, noch an andern Schönheitsidealen. Die Venus in Florenz hat es als einen besondern Liebreiz, nicht als etwas zur schönen Form Gehöriges.

Die Zeit und die Wuth der Barbaren hat uns von schönen Füßen wenige, von schönen Händen in Marmor keine einzige übrig gelassen. Die Hände an der mediceischen Venus sind völlig neu, obgleich viele Kunstrichter sie für alt hielten und Fehler darin fanden.

Die Schönheit einer jugendlichen Hand besteht in einer sehr mäßigen Völligkeit, mit kaum merklichen, gesenkten Spuren, gleich sanften Beschattungen, über die Knöchel der Finger, wo auf völligen Händen Grübchen sind; die Finger sind in einer lieblichen Verjüngung, wie wohlgestaltete Säulen gezogen.

Gewölbte Erhabenheit der Brust wird an männlichen

Körpern, bei dem weiblichen Geschlecht werden schmälere, die Schultern und eine oben plattere Brust für Schönheit geachtet.

Die Schönheit des weiblichen Busens wurde in dem mäßigen Wachsthum der Brüste gesetzt: die Griechen brauchten oft künstliche Mittel, das Emporschwellen zu verhindern. Theokrit vergleicht eine jungfräuliche Brust mit unreifen Trauben, und an einigen Figuren der Venus sind die Brüste gedrungen und Hügeln ähnlich, die sich zuspitzen.

Wie aus dieser sinnlichen Harmonie der einzelnen Theile zu einem schönen Ganzen die reine Kunstmäßigkeit hervorblicken muß, so wird, wenn die Gestalt vollendet heißen soll, noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters, wie aus dem obigen überall hervorgeht, gefordert, und nur alsdann steht sie da, gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung.

Weit entfernt, daß der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermißt werden sollte, ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter. Und um genauer zu bestimmen:

Welcher Ausdruck von Geist in der Gesichtsbildung des schönen Weibes liegen kann, ohne die Wirkung der Schönheit aufzuheben oder zu stören?

weist uns Natur und Gefühl an die Schranken der Weiblichkeit zurück.

Sehr oft werden Ausdruck und Schönheit verwechselt, so wesentlich verschieden sie auch sind; wir hören oft Bildungen schön nennen, die blos interessant heißen dürften; ein Beweis, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, die allein für wahre Schönheit empfänglich macht.

Wir fordern von der weiblichen Bildung einen sprechenden Ausdruck, aber nicht jenen Ausdruck, der die Stetigkeit, den sanften Fluß der Umrisse beeinträchtiget, sondern der in reizender Fülle hervorleuchtet, und alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen verbindet.

Wo aber der bestimmte, lebhafte Ausdruck spricht, da werden die Züge von dem Geist beherrscht; sie werden verhindert, ihrer eigenen Freiheit zu folgen, der Beschauer wird gezwungen, in seiner Phantasie die äußere Gestalt von der innern Bedeutung zu trennen, und seine Aufmerksamkeit von jener auf diese zu wenden.

Die wahre gefällige Schönheit ist von dem bestimmten Ausdruck, in welchem der Charakter auf Kosten der Freiheit hervorsticht, eben so weit entfernt, als von der flachen ausdruckslosen Bildung, in welcher der Geist gar keine Spuren von sich aufweist; sie steht zwischen beiden in der Mitte, enthält in sich vollendet alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltsvolleste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden.

Auf jenen vordringenden Ausdruck ist selbst der bessere Geschmack unseres Zeitalters nicht nur in der menschlichen Bildung, sondern selbst in den Werken der bildenden und schönen Kunst fast ausschließlich gerichtet und droht jeder Schönheit Gefahr.

Da sich die weibliche Schönheit ihrer Natur nach weniger an den Verstand als an die Sinne wendet, so sind ihr die Grenzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, enger gezogen, als der männlichen, und eben daher, weil der weibliche Körper durch seine größere Bildsamkeit und zartere Geschmeidigkeit dem Ausdruck größere Freiheit und feinere Verschiedenheit verstattet, so ist sie am meisten in Gefahr, da den Ausdruck herrschen zu lassen, wo er nur spielen darf.

So verwechselt nicht selten der herrschende Zeitgeschmack das Anziehende mit dem Schönen, und wir sehen bei Beurtheilung der weiblichen Schönheit, daß er fast immer dem hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit den Ausdruck eines ruhigen, aber sanften und zarten Gefühls nachsetzt. Gleich als wäre man sich seiner Schlaffheit bewußt, sucht man uns das, was pikant ist, was einen lebhaften Reiz erweckt.

Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, die sich nicht durch Ueberspannung interessant machen, aus welchen aber Zartheit des Ge-

fühls, ruhige Sittsamkeit und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloße Herzensgüte mehr zn beschämen als zu belohnen pflegt.

Mag immerhin diese Geschmacksstimmung hie und da eine unwürdige Herrschaft führen, so haben wir ihr doch, als bedingtem Schritte zur bessern Richtung unsers ästhetischen Gefühls, schon jetzt die Vermittelung einer wahreren Erkenntniß des Aechtschönen zu verdanken, und wir dürfen erwarten, daß sie bald nicht mehr die herrschende seyn wird.

Da nun die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der lebhafte Ausdruck des Geistes aber immer einzelne Züge, mehr oder minder scharf gezeichnet, heraushebt, so wird innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar und in edle Einfachheit gekleidet, der Ausdruck des innern Charakters in wahrhaft schönen weiblichen Bildungen seyn müssen.

Und weil Phantasie und Empfindung mehr verbindend, Verstand und Vernunft mehr trennend wirken, so sind auch jene der harmonischen Einheit in der weiblichen Bildung günstiger, und wir finden daher in der Gestalt der Cythere einen schönern und wahrern Ausdruck von der weiblichen Eigenthümlichkeit, als in der Bildung des Pallas und Juno.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung; der ächte männliche Ausdruck ist es gerade, der nicht nur unsere Forderung an jenen Charakterausdruck in der Weiblichkeit rechtfertigt, sondern der auch der Forderung der Natur bei der verschiedenen Bestimmung beider Geschlechter in der Sphäre dieser Welt ein befriedigendes Genüge leistet.

Auch hier, wenn wir ein wahres Urtheil über

die Schönheit des Mannes

fällen wollen, müssen wir uns an den Geschmack jener feinen Schönheitskenner wenden, und den Ausdruck von ihren reizenden Denkmälern, die uns Winkelmann

in den treffendsten Zeichnungen gleichsam sichtbar vor Augen stellt, in bestimmte Begriffe aufzufassen suchen.

Indem die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit die Sinne bewegt und der Phantasie und Empfindung ein reiches, lebendiges Bild darstellt, beschäftiget die größere Bestimmtheit in der männlichen Gestalt, der Ausdruck von Energie und selbstthätiger Kraft das Vermögen der Begriffe.

Die Einheit in der weiblichen Gestalt wird also mehr empfunden, die Einheit in der männlichen mehr gedacht. Eben daher fordert der Ausdruck in jener, um recht verstanden zu werden, einen feinen, vielfach geübten Takt; dieser mehr eindringenden Scharfsinn; denn dort steht er mit der ganzen Gestalt in Verbindung, und ist daher mehr versteckt, hier ist er deutlicher ausgesprochen.

Denken wir uns zu diesem lebendigen Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie jene milde Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen, so erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze.

Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im vatikanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit, die Stärke des gereiften Alters ist mit den sanften Formen des schönsten jugendlichen Frühlings verbunden; auf dieser Jugend, sagt Winkelmann, blühet die Gesundheit, und die Stärke verkündiget sich, wie die Morgenröthe zu einem schönen Tage. — Selbst der olympische Jupiter des Phydias hatte, wie eben dieser Kunstkenner ahnet, eine Art von Grazie, aber sie war nicht gefällig, sondern streng, ernst und majestätisch.

So ist denn auch die stille und sanfte Harmonie der geistigen und sinnlichen Natur der Zustand, welcher der Schönheit des Mannes am günstigsten ist, und welcher der Fläche des ruhigen Meers gleicht, das wie ein Spiegel still und eben erscheint, dennoch aber in einer sanften, wechselnden Schwebung dahinwallt. —

Alle Bewegungen seines Körpers tragen das sichtbare Gepräge der Munterkeit und Kraft, der Anmuth und

Würde. Die Umrisse seiner Gestalt fließen zwar mit sparsamerer Fülle als in der weiblichen, doch gleich sanft in einander.

Reiz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form; nur scheinen sie der weiblichen das Gesetz selbst zu geben, bei der männlichen hingegen das Gesetz des Verstandes auszuführen. —

Indem nun der weiblichen Gestalt Anmuth und Grazie, Sanftmuth und Gefälligkeit, Zärtlichkeit und Ergebenheit angeschaffen, und die männliche mit dem Ausdruck von Muth und Entschlossenheit, von Kraft und Würde beseelt wurde, beziehen sich beide wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und befördern gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze auf das innigste verknüpft und das Einzelne auf das Vollkommenste ausgebildet zeigt.

Anmuth und Reiz beleben das weibliche Geschlecht, und locken den rauheren Mann mit unwiderstehlichem Zauber in die wohlthätigen humanisirenden Bande, welche die Liebe um ihre Herzen schlingt.

Muth und Entschlossenheit herrschen in dem Manne, damit das zärtere, wehrlosere Weib, auf seine Stärke gelehnt, an seiner Seite den Gefahren trotze, deren sich selber zu entwehren es nicht Kraft, nicht Muth genug hat.

Der Ausdruck von Geist in den Bildungen beider Geschlechter ist also wesentlich verschieden. Das weibliche Geschlecht muß gerade jene weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dies Bemühen mißlingt, so sinkt es zu seiner Naturbestimmung und den Verrichtungen des äußern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die nicht zu seinem Kreise gehören. —

Der Ausdruck in der männlichen Gestalt hingegen, er mag in einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze Gestalt feiner verflochten seyn, kann zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen als verlieren.

Die Meinungen beider Geschlechter sind zwar über den Ausdruck von Charakter und Geschmack in der männlichen Bildung ziemlich einstimmig, allein was den Ausdruck von Geist in dem männlichen Kopfe betrifft, so sind die Forderungen, welche die Frauen allgemein an den Kopf des schönen Mannes machen, von den Forderungen der meisten Männer auffallend verschieden.

Der Geschmack aller Frauen kommt darin überein, daß nur eine gewisse Art und ein gewisser Grad des Ausdrucks von Geist sich mit der Schönheit des Mannes vertrage; die meisten Männer hingegen sind der Meinung, daß aller Ausdruck von Geist mit der Schönheit des Mannes harmonire, und sich nie zu viel Geist in dem Kopfe des schönen Mannes ausdrücken könne.

Daß überhaupt der zu starke Ausdruck die Schönheit der Formen vernichtet, daß er, wenn er in permanente Züge übergeht, nicht mehr schön, sondern wohl interessant heißen kann, wissen wir schon aus dem Obigen; hingegen

Welche Art des Ausdrucks von Geist in der Gesichtsbildung des schönen Mannes der Schönheit am wenigsten Gefahr droht?

welcher also den Frauen am meisten gefällt? diese Frage ist noch zu beantworten übrig.

Unsere gelehrten Männer, die den hohen Ausdruck von Geist für das ausschließende Verdienst einer schönen männlichen Physiognomie halten, glauben sich an dem Urtheile der Frauen durch den Machtspruch zu entschädigen, als wissen die Frauen große Talente des Geistes nicht zu schätzen. Frauen können indessen alle Ehrfurcht für diese Gaben fühlen, ohne daß sie durch die Erscheinung derselben in der sichtbaren Bildung angenehm gereizt würden.

Unter Ausdruck von Geist versteht man Züge des Gesichts, welche wir als Zeichen gewisser Anlagen und Fertigkeiten des Gemüths betrachten, durch welche große Wirkungen möglich sind.

Unter diesen Zügen zeichnen sich vorzüglich aus: die Physiognomie des verständigen Mannes, in

Zügen, welche Leichtigkeit, Schnelligkeit und Gewandtheit der Urtheilskraft und des Erkenntnißvermögens ankündigen;

die Physiognomie des determinirten Mannes, in Zügen, welche Gegenwart des Geistes und eine immer entschlossene Fassung ausdrücken;

die Physiognomie des feinen, des witzigen Mannes, in Zügen, welche einen äußerst hohen Grad von Feinheit der Urtheilskraft, verbunden mit einem gleich hohen Grad von Schnelligkeit, ausdrücken;

die Physiognomie des Mannes von Sinn für das Komische, in Zügen, welche einen herrschenden Hang verrathen, das Lächerliche zu bemerken und zu empfinden;

die Physiognomie des satirischen Mannes, in Zügen, welche denselben Hang verrathen, das Lächerliche zu bemerken, jedoch mit dem Ausdruck einer entschiedenen Begierde, das Lächerliche zu verfolgen und dem Thoren wehe zu thun;

die Physiognomie des feurigen, des schwärmerischen Mannes, in Zügen, welche ein leichtes und lebhaftes Spiel der Phantasie bezeichnen, verbunden mit dem Ausdrucke eines innigen Interesse für dieses Spiel;

die Physiognomie des tiefsinnigen Mannes, in Zügen, welche eine große Anlage zu tiefem Denken über, außer der Erfahrung gelegene, Gegenstände ausdrücken, verbunden mit einem Ausdruck von Versenkung in sich selbst, von Ueberlegenheit an Denkkraft über Andre.

Da es nun eine unerläßliche Forderung an die schöne Gestalt ist, daß durch ihre Betrachtung Verstand und Einbildungskraft in ein leichtes und harmonisches Spiel versetzt, daß wir von einem Gefühle der Achtung für das Wesen, welchem die Gestalt zukömmt, erfüllt werden, und daß durch beides in uns ein reines Gefühl des Vergnügens an der Form und der Liebe zu ihr entstehen, so werden wir aus jenen Hauptzügen männlicher Physiognomien, die übrigens unendlicher Nuancen fähig sind, diejenigen aufsuchen müssen, welche sich mit der Schön-

heit der Gesichtsbildung des Mannes vertragen, und welche die Wirkung derselben theils vernichten, theils einschränken.

Der Ausdruck in dem Kopfe des schönen Mannes besteht, der Art nach, in der Verbindung des Ausdrucks von Stärke, Muth und Gegenwart des Geistes, mit dem Ausdrucke theilnehmender Empfindung und veredelter Geschlechtsneigung zu den Frauen, und dem Grade nach in derjenigen Stärke, bei welcher sich der Mann, ohne von seinen Charakter und seiner Würde zu verlieren, dem Weibe möglichst annähert.

Der liebenswürdige Ausdruck in der Physiognomie des schönen Mannes verspricht also im vollen Sinne des Wortes einen Mann, aber einen Mann, in dessen Seele sich alle Eigenschaften, die ihm nach dem Zwecke der Natur für die Fortpflanzung der Gattung eigen seyn müssen, mit der zartesten Sympathie für das weibliche Geschlecht vereinigen.

Einem solchen schönen männlichen Kopf kann eine gewisse Nuance von Weiblichkeit gar nicht fehlen, welche aber dem herrschenden Ausdrucke von Männlichkeit eben so wenig schadet, als in seiner Seele diese Männlichkeit selbst durch die damit verknüpfte Anlage, sich mit Zärtlichkeit dem Weibe hinzugeben, eingeschränkt ist.

Der schöne Kopf verräth auch allezeit eine in der Seele des Mannes herrschende Stimmung für die Liebe, die aber keinen einzigen Zug weder mit der Wollust noch mit der Verliebtheit gemein hat, denn beide zerstören durchaus jede einnehmende Form eines schönen Kopfs.

Jener nur eben bemerkten allgemeinen Wirkung, welche ein schöner Kopf auf das Gemüth des Beschauers macht, mischt sich noch ein eigenthümliches, aus dem Geschlechterverhältnisse in der Phantasie des Weibes entstehende freie Spiel bei, welche unter Bildern von Zügen und Handlungen die reinste entzückende Freude an der Liebenswürdigkeit einer schönen männlichen Seele erweckt, deren Vorstellung dem betrachtenden Wesen aus der Form gleichsam entgegenschwebt.

Nicht jede männliche Seele, welche tugendhaft ist, heißt darum auch schön und liebenswürdig, dies ist sie nur

dann, wenn ihre Kräfte in einer solchen Harmonie erscheinen, daß man ihre freie und gar keines äußern Antriebs bedürfende Stimmung für die edelsten Handlungen leicht und einfach anerkennt.

Wir wollen nun die Ausdrücke, welche die Wirkung der Schönheit in der Gesichtsbildung stören, oder einschränken, oder gänzlich aufheben, und diejenigen, welche wesentlich zur Schönheit eines männlichen Kopfs gehören, oder dieselbe erhöhen, genauer untersuchen, und sie unter allgemeine bestimmte Begriffe fassen.

Es stören den Ausdruck in der Gesichtsbildung des schönen Mannes:

1) Der physiognomische Zug des determinirten Mannes. Der sichtbar determinirte Mann drückt mehr aus als Gegenwart des Geistes, nämlich er drückt nicht blos die Fähigkeit aus, in jedem vorkommenden Falle sogleich die zweckmäßigsten Entschlüsse zu fassen, sondern auch eine außerordentliche Kraft, sie festzuhalten und durchzusetzen.

Der Anblick dieses physiognomischen Zuges versetzt uns in eine Gemüthsstimmung, welche das dem Schönheitsgefühle wesentliche leichte Spiel aufhebt. Er ist uns in einem gewissen Grade furchtbar und moralisch zweideutig. Wir können also eine Form, an welcher sich dieser Zug findet, nicht mit reiner Freude und Liebe anschauen.

2) Der physiognomische Zug des feinen und witzigen Mannes stört die Wirkung der Schönheit. Wir können das Gesicht des Mannes, welches Feinheit und Witz ankündigt, nicht betrachten, ohne in diesem Augenblicke uns bis auf einen gewissen Grad in die Geistesthätigkeit hineinzudenken, aus welchen jene Vollkommenheiten bestehen. Diese Stimmung aber harmonirt nicht mit jenem leichten und leidenschaftlichen Spiele der Gemüthskräfte, welche beim Genusse der Schönheit ungestört und rein empfunden werden muß.

Der Ausdruck von Feinheit und Witz gränzt an den Ausdruck von List, und macht eben dadurch den moralischen Charakter des Kopfs zweideutig, welcher, wenn er schön seyn soll, Offenheit, Geradheit und Einfalt der Gesinnung ausdrücken muß.

Obwohl die Verhältnisse der Menschen gegen einander einen gewissen Grad von List beinahe nothwendig gemacht haben, so bleibt dennoch unter den Menschen Offenheit und Geradheit der Gesinnung in unveränderter Achtung; und List des Menschen gegen den Menschen ist dem Gefühle unerträglich.

Selbst eine unschuldige List ist jederzeit gewissermaßen widrig. Der Ausdruck von List in einem Kopfe ist eben deswegen unangenehm; ist er stark und gränzt er an das Bösartige, so erregt er Mißtrauen und Furcht, ist er dem Scheine nach unschuldig, so fordert er den Betrachter doch zu einer Wachsamkeit auf, die er lieber nicht hätte. Der schwächste Ausdruck von List ist der Zug, den mir mit pfiffig bezeichnen. Sieht ein Mann übrigens noch so schön, zugleich aber pfiffig aus, so können wir an seiner Form reine Freude nicht fühlen.

Auch hierin sind die Frauen von zarterem Gefühl als die Männer. Sie fordern von dem Manne, als eine Pflicht, die ihm die Natur auferlegt hat, gerade und offne Gesinnung gegen das andre Geschlecht, und, so listig sie selbst sind, so können sie doch dem Manne die List nimmermehr verzeihen.

3) Der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische ist selbst komisch, und verträgt sich insofern nicht mit der Gemüthsstimmung, welche bei Betrachtung einer schönen Form statt findet. Es liegt in jenem Ausdrucke allezeit etwas Egoistisches, wohl gar ein gewisser Uebermuth gegen andere Menschen, und dies schadet dem Ausdruck der sittlichen Liebenswürdigkeit.

Der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische hat gewissermaßen für den Betrachter etwas Furchtbares. Wenn der Kopf eines Menschen mir ankündigt, daß er immer bereit ist zu lachen, wer bürgt mir dafür, daß dieser Mensch nicht über alles lacht, daß er nicht sein Kurzweil mit dem treibt, was mir das Heiligste ist.

4) Der Satiriker kann ein höchst edler Mensch seyn; allein der physiognomische Zug der satirischen Laune ist jederzeit widerlich. Ist man sich auch noch so sehr bewußt, von Thorheiten frei zu seyn, so hat

dennoch für jeden ein Wesen etwas Furchtbares, welches sich zum Geschäft zu machen scheint, Schwächen seiner Mitwesen aufzusuchen. Ueberdem führt der physiognomische Ausdruck der satirischen Laune jederzeit etwas Egoistisches mit sich, und fällt zusammen mit dem Ausdruck der List und der Schadenfreude.

Der physiognomische Zug lachend-satirischer Laune ist zwar der Wirkung der Schönheit minder gefährlich, der des bitter-satirischen Mannes hebt sie hingegen ganz auf, und der des beißend-satirischen Mannes verursacht Abscheu.

Letztere Ausdrücke vernichten in dem Betrachtenden jenes leichte Spiel der Gemüthskräfte, welches die schöne Form an sich bewirken würde: er kann ihn nicht fassen, ohne sich den ernsten Haß eines Menschen gegen die Thorheit und die Richtung aller seiner Kräfte auf den Zweck der Verfolgung und Vernichtung derselben lebhaft vorzustellen, und diese Vorstellung ist ihrer Natur nach mit Anstrengung und Ernst verknüpft.

Der physiognomische Zug der bitter-satirischen Laune ist im höchsten Grade egoistisch und macht allen Ausdruck theilnehmenden Gefühls unmöglich; ja er fällt zusammen mit dem Ausdrucke einer entschiedenen Bosheit, eines auf den Zeitpunkt seines Ausbruchs lauernden Grolles und ähnlicher menschenfeindlicher Leidenschaften.

5) Der physiognomische Zug des Tiefsinns zerstört die Wirkung auch der schönsten Form eines männlichen Kopfes. Der Anblick jenes Zugs versetzt den Beschauer unwillkührlich in einen gewissen Grad von Stimmung zum Tiefsinnen, und nöthigt ihn, sich, wenn auch nur dunkel, die Geistesoperationen vorzustellen, welche zum tiefsinnigen Denken gehören. —

Ist nun auch übrigens die Form der Gesichtsbildung ganz so, um den Betrachter in den Gemüthszustand eines leichten Spiels der vorstellenden Kräfte zu versetzen, so kann dennoch dieser wegen der Wirkung jenes Zuges nicht eintreten, oder doch nicht ununterbrochen fortdauern.

Was aber noch weit mehr über die Unverträglichkeit des physiognomischen Ausdrucks von Tiefsinn mit der Schönheit entscheidet, ist, daß jener Ausdruck beinahe

jederzeit mit dem Ausdrucke eines über seinen individuellen Planen brütenden Egoismus, einer verschlossenen Tücke, einer gangbaren Erstorbenheit aller Leidenschaften und Gefühle verbunden ist.

Mißtrauen und Furcht sind also sehr natürlich die gewöhnlichen Empfindungen, welche der Anblick eines Tiefsinn ausdrückenden Gesichts den meisten Menschen mittheilt, welche gerade das Widerspiel jener sind, welche schöne Formen erwecken. —

Wesentlich gehört zur Schönheit eines männlichen Kopfs:

1) Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Vorstellungskraft; denn die entgegengesetzten Ausdrücke stören den Gemüthszustand, welcher die eigenthümliche Wirkung der Schönheit ist. Einerseits hemmen sie das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachters, andererseits schwächen sie den moralischen Ausdruck des schönen Kopfs und die bei demselben zu fühlende Achtung gegen das Wesen.

Der sichtbare Ausdruck eines schwerfälligen, matten und trägen Geistes theilt dem Betrachtenden in diesem Augenblicke selbst gewissermaßen diesen Charakter mit, oder flößt ihm einen gewissen Widerwillen ein. Dies werden wir in einem fröhlichen Cirkel gewahr, wo uns der Anblick eines tiefsinnigen Mannes unwillkührlich und wenigstens auf einen Augenblick unterbricht und in eine ihm ähnliche Stimmung versetzt.

Es erhöht die Wirkung der Schönheit in der männlichen Gesichtsbildung

1) Der Ausdruck von Größe, von Umfang des geistigen Blicks, verbunden mit dem Ausdrucke der Leichtigkeit, Schnelligkeit der Vorstellungskraft; denn außerdem, daß jener Ausdruck das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachtenden nicht stört, gewinnt dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes ungemein.

2) Der Ausdruck eines leichten und lebhaften Spiels der Phantasie erhöht ebenfalls in jeder Rücksicht die Wirkung eines männliches Kopfs. Erstlich harmonirt jener Ausdruck und die dadurch in dem Betrachten-

den erfolgende Stimmung vollkommen mit dem durch die schöne Form selbst entstehenden Spiele seiner Gemüthskräfte; dann wird auch dadurch der moralische Ausdruck um vieles erhöht. Sittliche Güte kann sich, wenn sie von einer lebhaften Phantasie unterstützt wird, vorzüglich in Beziehung auf das andere Geschlecht, um so liebenswürdiger äußern

3) Der Ausdruck einer gewissen Schwärmerei erhöht die Schönheit, jedoch darf sie sich eben so wenig in eine herrschende Abwesenheit verlieren, als den Mangel aller Herrschaft über sich selbst und leidenschaftliche Empörung des Gemüths ankündigen.

Der Ausdruck des Schwärmerischen interessirt vorzüglich, weil er dem Betrachtenden selbst eine, wenn auch noch so flüchtige Stimmung, zu jenem angenehmen Gemüthszustande mittheilt, und der Zug von Liebe, der mit ihm verknüpft ist, nahe mit dem Ausdruck einer feinen Sympathie verwandt ist.

Oft führt auch der Anblick des schwärmerischen Ausdrucks einen gewissen sanften Reiz des Geheimnißvollen mit sich, welcher außerordentlich anzieht. Der Betrachtende ahnet in der Seele desjenigen Wesens, welches mit jenem Ausdrucke erscheint, einen Reichthum schöner und interessanter Bilder und Gefühle.

Allein wenn der Ausdruck dieser Schwärmerei sich in herrschender Abwesenheit des Geistes verliert, so stört er die Wirkung der Schönheit; denn erstlich versetzt der Anblick dieses Ausdrucks den Betrachtenden in eine Stimmung der Gemüthskräfte, die das leichte Spiel derselben hemmt, er kann ihn nicht ansehen, ohne sich unwillkührlich gedrungen zu fühlen, sich in den Zustand eines solchen Geistes hineinzudenken, welches mit Anstrengung verknüpft ist.

Zweitens stört dieser Ausdruck den moralischen Ausdruck des schönen Kopfs und seine Wirkung auf den Betrachtenden. Einmal hat jener Ausdruck etwas Egoistisches, gränzt an Selbstsucht und Mangel an Sympathie; dann trauen wir auch einem Geiste, der einer solchen Abwesenheit fähig ist, nicht diejenige Herrschaft über sich selbst zu, welche zur sittlichen Güte gehört.

Ueberhaupt hört jede Gesichtsbildung auf liebenswürdig zu seyn, welche einen Geist ankündigt, dessen herrschender Hang es ist, sich über die wirkliche Welt zu erheben und in der Sphäre des Möglichen einheimisch zu werden. Unser Gefühl fordert von einem Menschen, der unserm Herzen werth seyn soll, daß ihn die Welt, die uns umgibt, interessire; ist es einem Menschen zur Gewohnheit geworden, sich derselben zu entziehen, so gehört er in eine andere Welt, unser Gefühl erkennt in ihm keinen Menschen, wir fühlen uns nicht mit ihm verwandt.

Ist vollends der Ausdruck von Schwärmerei so beschaffen, daß er leidenschaftliche Empörungen des Gemüths ankündigt, so vernichtet er beinahe alle Wirkungen der Schönheit. Der Betrachtende wird durch ihn unfähig gemacht, dasjenige leichte Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes zu unterhalten, welches außerdem die Form bewirken würde; und dann verliert offenbar auch dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes.

So lange der Schwärmerische uns nur als ein Wesen erscheint, welches seine Reverien unterhält und liebt, kann er uns liebenswürdig seyn; sobald wir aber ahnen müssen, er sey fähig, auch nach ihnen zu handeln, und zwar leidenschaftlich zu handeln, so wird er uns gewissermaßen furchtbar.

Mancher junge feurige Mann glaubt sich durch die Vergnügen der Phantasie gegen den sparsamern Genuß reeller Freuden einer Welt, wie diese, zu entschädigen, aber sein Genuß ist Honig am Rande des Giftbechers; wenige Augenblicke freut sich die Seele am Glanzspiele überspannter Einbildungen, und trauert dafür Stunden, Tage lang in finsterer Schwermuth. —

Extasische Schwärmereien erzeugen hohe, unübersehbare Wünsche, und an die Religion dieser gränzen die Gefilde der Unzufriedenheit, des Mißmuths und der Unthätigkeit. Denn auch selbst das Gute, das ihm wirklich zu Theil wird, das aber unvermuthet kommt, wird kalt und undankbar aufgenommen, weil's nicht in dem Plane seiner Wünsche lag, weil's von der Nähe herkam und nicht mit außerordentlichen Umständen begleitet war.

In einem Menschen, dessen Seele lange Zeit in diesem Zustande schwebt, muß sich daher der physiognomische Zug dieses Grades von Schwärmerei dem physiognomischen Zug der Verrückung nähern. —

Frauen müssen die Wirkungen des physiognomischen Ausdrucks einer so übertriebenen Schwärmerei in dem Kopfe eines Mannes weit empfindlicher fühlen, als die Männer. Im Allgemeinen hängt ihr Herz mehr an der wirklichen Welt, als das der Männer, und ihre Bestimmung bringt es mit sich, daß sie einen regen und weichen Sinn für die Gegenwart haben, und sich auch für kleine, unbedeutend scheinende Verhältnisse derselben mit einer gewissen Lebhaftigkeit interessiren.

Sie können zwar eine ganz gleiche Anhänglichkeit an Welt und Gegenwart vom Manne nicht fordern, allein eben so wenig kann sie ein Mann anziehen, dessen Gesichtsbildung einen einsam in sich verlornen, kalten Fremdling für die wirkliche Welt ankündigt. Sie ahnen, daß ein Mann von solcher Geistesstimmung kein Weib durch einige Theilnahme und Gemeinschaft der Herzen befriedigen könne; ihr Gefühl verurtheilt ihn also als ein entartetes Kind der Natur.

Sie sind zu einem solchen Urtheil vollkommen befugt, denn mit Recht legen sie ihren Urtheilen über die Männer als Maßstab die Frage unter: ob und in wiefern wohl ein Weib durch innige physische und sittliche Gemeinschaft mit diesem oder jenem Manne glückselig seyn könne oder nicht? Und dieses Princip schwebt ihnen auch, obwohl oft nur in dunkeln Gefühlen vor, wenn sie über den Ausdruck einer männlichen Gesichtsbildung urtheilen. —

Mit ganz andern Forderungen wenden wir uns an den Ausdruck der Schönheit im weiblichen Physiognom; wir gestehen nur denen den Preis der Schönheit zu, in deren Gesichtsbildungen Empfindung, Sanftmuth, Wohlwollen, Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in einander verschmolzen, das Total des Ausdrucks der weiblichen Schönheit machen. Wir mögen nun das Gegentheil dieser Eigenschaften ahnen, oder sie selbst mögen erkünstelt seyn, so muß jedes hohe Interesse vermindert, wo

nicht ganz vertilgt werden, das uns so innig an die weibliche Natur fesselt.

Nach diesen in der Weiblichkeit gegründeten Forderungen lassen sich

Die innern und äußern Fehler, welche die Schönheit der weiblichen Natur zerstören,

leicht bestimmen.

Die Philosophie der Frauen ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Wer aber zu viel denkt, behält keine Zeit und keine Kraft zum Empfinden; und dann die Gesichtsfalten, das ernste Gepräge der Philosophen auf der Stirne der Frauen, welch unausstehlicher Kontrast! — Der Endzweck der gelehrten Weiber, durch ihr Wissen zu gefallen, wird nie erreicht; der Mann, der es mit ihnen nicht aufzunehmen wagt, macht sie lächerlich, und der gute Kopf drängt sich selten zu ihnen.

Gelehrte Frauen werden meistens egoistisch, rechthaberisch, sie können keinen Widerspruch dulden; sie sind daher nicht selten in Gefahr, in den Fall jener Kammerjungfer zu gerathen, die bei Gott schwur, daß sie eine Atheistin sey.

Alle Frauenzimmer müssen lesen, um durch einen gebildeten Verstand die Männer besser zu unterhalten, besser zu verstehen, mehr Abwechselung in die häuslichen Freuden zu bringen. Sie müssen freilich lesen, um davon sprechen zu können, nicht aber, um mit imponirender Auskramung ihre Freundinnen und die Männer zu verdunkeln; sie müssen aufgeklärt, aber nicht schulgelehrt seyn.

Eben so unverträglich mit der weiblichen Schönheit ist die Affektation; sie ist entweder Grimasse der guten Lebensart, Ziererei oder Grimasse des feinen Gefühls, Empfindelei; jene entsteht aus Furcht, gegen die Etikette zu verstoßen, oder aus Begierde, zu gefallen, diese aus Heuchelei oder aus übertriebener Eigenliebe; beide entstehen aus Einer Quelle — aus der thörichten Nachahmungssucht.

Die Sprache der Affektirten ist gesucht und fließt nicht; ihre Ausdrücke sind entlehnt, ihre Mienen, Ge-

berden, Stellungen gezirkelt, und doch unharmonisch; ihre Gedanken oberflächlich.

Ihre Toilette zu machen ist ihr einziges und wichtigstes Geschäft; ihr Anzug ist übertrieben, bunt, überladen, schimmernd, unharmonisch, ausgezeichnet; man sieht ihr das Gesuchte vom Kopfe bis zu den Füßen an Zuschnitt, Falte und Verbrämung an; man sieht ihr das Aengstliche an, daß nicht genug Augen sie begaffen, nicht genug Ohren sie belauschen mögen.

Wo andere empfinden, da empfindelt sie, wo andere warm werden, bleibt sie kalt, wo andere handeln, da schwatzt sie. Sie moralisirt, aber nur aus Gewohnheit und aus Büchern.

Es ist unmöglich, die tausend herz=, kopf= und vernunftlosen Prätensionen namhaft zu machen, wodurch sich ein geziertes, empfindelndes Frauenzimmer in unsern Augen ekelhaft macht.

Wie auffallend kontrastirt dagegen das Betragen eines Frauenzimmers von wahrer, kunstloser Empfindsamkeit; sie ist wohlanständig ohne Ceremonienton, munterer ohne gaukelnde Flatterhaftigkeit, naiv und offenherzig ohne Unbescheidenheit, artig ohne Zwang, gesprächig ohne Petanterei, höflich ohne schwülstigen Wortkram.

Ihre Sprache fließt natürlich und unbefangen vom schönen Munde; ihre Ausdrücke sind originell, passend; ihre Mienen, Geberden und Bewegungen sind leicht und wohlanständig, nicht geschraubt, nicht abgemessen, und harmoniren mit dem Ganzen, ihr Gang ist natürlich, lebhaft und ungezwungen, ohne Nachahmungssucht.

Ihr Anzug ist reinlich, spielt in sanften Farben und charakterisirt ihre eben so sanfte Seele; sie will durch ihn gefallen, aber nicht glänzen.

Ihre Gedanken sind selbst gedacht, und tragen das Gepräge eines leichten, unverschrobenen Geistes an sich, der sich nicht einengen, nicht zwingen läßt, sondern der sich zeigt, wie er ist.

Ihre Unterhaltung ist hinreißend, voll Grazie, mit gesundem Menschenverstande gewürzt, witzig, lebhaft, offen, ungezwungen, voll Kraft, Natur und Sinn.

Im Urtheilen ist sie bescheiden, im Entscheiden schüch-

tern, im Moralisiren nicht spitzfindig, im Sprechen klar, kernhaft naiv, ohne Zwang, bei Geständnissen offenherzig, beim Widerspruch gelassen, nirgends vorlaut, voll Gefühl, glühend für die gute Sache und doch nicht empfindelnd.

Was sie spricht, versteht sie, was sie nicht versteht, davon spricht sie nicht, sie ist bereit, allem, nur ihrer Weiblichkeit nicht zu entsagen. Sie deckt ihren Mangel an gründlichen Kenntnissen herzlich gerne auf, da sie überzeugt ist, daß der Denker von ihr nicht mehr fordert, als daß sie denkt, fühlt und aus Erfahrung und Grundsätzen handelt.

Wahre Empfindsamkeit ist immer thatenreich, so oft es die Umstände erlauben; Empfindelei hingegen immer müßig, außer in solchen Fällen, wo es gilt, zu zeigen, wer man sey. Da wird man sogar bemerken, daß die letztere es der ersteren bei weitem vorzuthun pflege.

Die Ursache davon ist augenscheinlich. Die Empfindsame fühlt sich gedrungen; sie handelt also, weil sie muß, aber auch nicht mehr, als sie muß, weil ihr nicht darum zu thun ist, gesehen zu werden, sondern nur sich selbst zu befriedigen.

Die Empfindelnde hingegen fühlt sich nicht gedrungen, möchte aber doch gern die Gedrungene spielen, kennt daher weder Maß noch Ziel, und übertreibt alles aus Furcht, weniger zu thun, als zur Behauptung seines angenommenen Scheins nöthig ist; sie stellt sich nie ungeberdiger als in solchen Fällen, wo sie durch augenscheinliche Unmöglichkeit von der Verbindlichkeit zu handeln frei gesprochen wird; da hört man sie jammern und winseln, die gutherzige Seele, daß sie so ganz und gar nichts thun könne, um ihrem theilnehmenden Herzen Luft zu machen.

Aber die Natur, der sie Zwang anthun wollen diese überspannte, verschrobene Geschöpfe, rächt sich an ihnen. Sie werden den Männern, die ein so dringendes Gefühl für Einklang in der Natur der Weiblichkeit haben, unausstehlich. Man flieht und persiflirt sie, und vergißt bei einem kunstlosen Landmädchen die falschen geborgten Reize der verschrobenen Städterin.

Unbekannt mit den schlauen Künsten der Mode, ungefesselt von den willkührlichen Gesetzen des angenommenen und eingebildeten Wohlstandes, steht es da, das unverdorbene Mädchen der Natur, sittsam und holdselig, in jungfräulicher Schönheit, mit der Miene von Unschuld im Antlitz, mit herabgesenktem Blick. — Ein freundliches, ungezwungenes Lächeln, das allen Muskeln des Angesichts die vortheilhafteste Richtung, Lage und Spannung, allen Linien und Zügen die sanfteste Wölbung und Biegung gibt, verbreitet sich liebreich über ihre Wangen, umschwebt ihre Lippen und verkündet die Sanftmuth ihrer Seele.

Und weil sie eben vor Männern da steht, so schießt eine Blutwelle schnell vom reinen Herzen ins Angesicht, verbreitet auf den Wangen die schöne Röthe der Schamhaftigkeit, das hohe Gepräge unentweiheter Gefühle, die allmählig in ein röthliches Weiß zerfließt, wodurch neues Leben und Bewegung in die ganze Bildung übergeht; und eben dadurch drängt sich auch mehr Feuchtigkeit nach den Augen, und es strahlt in desto reizenderem Glanze. So malt sich wie in einem hellen Spiegel ihre ganze schöne Seele.

Frei und lockig wallt das Haar um ihren Nacken, in täuschenden Falten fließt das Gewand zur Erde, verschiebt, umpolstert und verzerrt die schönen Umrisse und Formen nicht, bedeckt sie nur und erhebt sie mehr.

Ihr Körper ist nicht in ein steifes, gezwungenes Gehäuse gekerkert, sondern frei, natürlich, nirgends gepreßt und zusammengedrückt. Der Busen ist nur halb verhüllt, doch nicht entblößet.

Wie hier jeder Muskel ungehindert wirkt, sein Schwellen und Fallen sichtbar, jene Bewegung rein ausgedrückt, vervielfältigt und verschönert wird!

Welches Ebenmaß, Verhältniß, welche Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung der Theile mit dem Ganzen, Zusammenhang, Ordnung! welche Richtigkeit in dem ursprünglichen Bau, der Anlage und der Ausbildung; welche vertrauliche Zusammenwirkung zum gemeinschaftlichen Endzwecke!

Welche Schlankheit des Wuchses, welche sanfte Run-

dung im Gliederbau, und in diesen Gliedern, welche Leichtigkeit, welche durchschimmernde Allmählichkeit; wie jede leichte Rührung, die in ihren zarten Nerven bebt, auf der Oberfläche leise hinschwebt, und daselbst ihre innerste Empfindung sichtbar macht!

Welch' eine schöne, mannigfaltige Mischung von Farben, die stufenweise abwechseln, zusammenstimmen, sich wechselseitig auflösen und erhöhen, sanft und unmerklich in einander verfließen, und im Betrachten die wonnigsten Empfindungen erwecken.

Der Eindruck, den eine solche Schönheit auf uns macht, muß ewig unauslöschlich bleiben, und selbst ihr Andenken noch von den seligsten Gefühlen begleitet seyn.

Man denke sich das namenlose Glück eines Mannes, dem ein solches Mädchen zur Gattin ward! Welche seligen Gefühle müssen ihn da ohne Ende durchströmen, wenn er die Schönheit überhaupt in allen ihren Entwickelungen, Abwechselungen, Nuancen, Erhöhungen, in allen ihren mannigfachen Wendungen, Lagen, Farben und Gestalten immer vor sich erblicket, sich daran ergötzet, sein Auge weidet, unaufhörlich genießt, sein eigenes Selbst desto besser empfindet, sich in seiner Gattin fühlt, überfließt, vereinigt, durch sie in die grenzenlose, glückliche Nachkommenschaft freudig hinüberschaut, sich selbst in seinen Kindern, in seiner Gattin verjüngt erkennt, und immer voll Himmel, voll Seligkeit, voll überschwenglicher Wonne in süßem Entzücken dahin lebt! —

Hier dringt sich wohl jedem die Frage auf, woher all' dieses zauberische Wesen in der Weiblichkeit? —

Woher ward dem Mädchen, dem Weibe dieser hohe Adel der Schönheit?

Hat es diese himmlische Grazie vielleicht an der Toilette, bei einer klugen Tante, bei einer hocherfahrenen Matrone, bei einer galanten Französin studirt, oder hat sie solche von einem geschmeidigen Tanzmeister erlernt?

Wahrlich, sie hat sie nirgends erlernt, in ihrem edlen Anstande blickt nichts Erlerntes hervor; Natur spricht aus ihrem ganzen Wesen, und Natur läßt sich nicht lernen.

Sie liebte die kunstlose Natur und ward wieder von ihr geliebt. Die Natur legte das feine hohe Gefühl für Schönheit in ihre empfängliche Seele; und in welchem weiblichen Wesen läge wohl nicht dieser so wohlthätige Trieb nach Verschönerung! —

Kein neidischer Dämon erstickte, störte dies Gefühl des Schönen, gab ihm eine falsche Richtung in seiner Entwickelung, in seiner Erweiterung, in seiner tieferen Gründung; die äußern Umstände befruchteten vielmehr den jungen Keim, und vollendeten zur herrlichsten Glorie, was die mütterliche Natur angelegt hatte.

Indem von einem Bilde des vorübergehenden Affekts des Schönen der anmuthige Ausdruck in ihrer Gesichtsbildung zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben, indem derselbe auf diese Art allmählig nicht blos von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ward, so tragen nun alle Empfindungen, die im Innern erregt werden, das harmonische Gepräge der Natur und des reinen erhöheten Sinns für dieselbe, welches uns so unwiderstehlich bezaubert.

„Wir sollen unsere Natur also durch Bildung verschönern, wir sollen nicht rohe Natur bleiben, was ist es denn anders als Kunst, wodurch wir dieses erreichen können?"

Immerhin nennen sie Ihre Bildung Kunst; aber Ihre Bildung darf der Kunst nichts zu danken haben, sie muß keine Manier, sie muß das freie Werk ihrer Natur seyn.

Natur ist weiter nichts als die große Kunst, keine Manier zu haben, und für diese große Kunst, wenn Sie so wollen, gibt es nur eine einzige Schule, eine Schule, die ihnen allen offen steht: Die Schule, wo Sie schön denken und schön empfinden lernen.

Und wenn in dieser Schule Ihre Menschheit zur Zeitigung gelangt; wenn durch die bildende Kraft ihres Geistes das Werk der Regel in Natur übergegangen, schöne Kunst und schöne Natur eins ist, dann treten Sie hin in den Glanz der Welt, schmiegen Sie sich in die Fesseln des konventionellen Umgangs, beugen Sie sich unter das tyrannische Joch der Mode, die Grazien werden

Sie überall begleiten, und der allmächtige Zauber ihrer kunstlosen Weiblichkeit wird alle Sinnen und Herzen an sich reißen. —

Mannigfach und zahllos sind die Wege, auf denen der Trieb nach Verschönerung belebt, geleitet und veredelt wird; hier ist es mir nur erlaubt, auf ästhetische Erziehung blos aufmerksam zu machen, nur die allgemeinen, aber doch

Die vorzüglichsten und sichersten Mittel, weibliche Schönheit in ihrer erhöheten Vollkommenheit darzustellen,

im Vorbeigehen zu berühren.

Die Natur webte in das weibliche Wesen eine hohe, ästhetische Reizbarkeit, um es auf jene Stufe zu heben, wo es im Stande ist, durch die größtmöglichste Summe von angenehmen Empfindungen das Glück des Mannes und eben dadurch die allgemeine Absicht der Natur zu befördern, welche das Glück der Menschheit durch die innige Vereinigung beider Geschlechter verschönern wollte.

Das Mädchen soll von selbst seine individuelle, eine für sich passende Stimmung erhalten, und wo ist dies besser möglich, als in offenen, freien Scenen der Natur, wo das Auge überall von der unendlichen Mannigfaltigkeit der Farben, die in die lieblichste Harmonie verschmelzen und in jeden gefälligen Ton gestimmt sind, umgeben wird, wo überall Ordnung und Uebereinstimmung verbreitet ist, wo jede Art des Gefühls des Schönen und Erhabenen rege gemacht, geübt, verfeinert, erhöht, berichtigt und tief gegründet wird? —

Dies ist der erste Schritt, die Sinnlichkeit zu veredeln und in ihr die Empfänglichkeit für reinen Genuß und das Bestreben nach Verähnlichung mit diesen Schönheiten zu erwecken. Denn was alsdann nicht mit ihrem richtigen Gefühle von Wahrheit, Ordnung und Harmonie übereinstimmt, was nicht das deutliche Gepräge der kunstlosen Natur an sich trägt, wird ihr mißfallen, weil es nicht jene angenehmen Empfindungen in der Seele hervorbringt, welche die Schönheiten der Natur so allgenügsam einflößen.

Ist so das sanfte Mädchen mit der zwar leisen, aber für empfindsame Seelen so verständigen Sprache der Natur vertraut worden, ist ihre Phantasie mit den anmuthigsten Bildern angefüllt, ihr Empfindungsvermögen erhöht, ihr Geschmack verfeinert und ihr Herz von den zärtlichsten und edelsten Gefühlen durchdrungen worden, so ist es Zeit, sie der höhern Philosophie des Schönen, den schönen Künsten und Wissenschaften einzuweihen und sie mit der verschönerten Darstellung der Natur bekannt zu machen.

Jetzt ist es Zeit, ihren Verstand mehr zu schärfen, ihre Einbildungskraft von Neuem zu beleben und ihr Gedächtniß mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern; jetzt muß der Grund zu den liebenswürdigsten Gesinnungen, zur Neigung und zum Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabene erregt, und ihr verfeinerter Geschmack in solche Wirksamkeit gesetzt werden, daß er sich über die ganze Art zu denken und zu empfinden und über ihren ganzen Charakter verbreitet, der ihrer Schönheit jene reizende Anmuth, ihrer Tugend jenen hohen Werth gibt.

Man führe sie hin vor die Meisterstücke der Kunst und lasse sie aufsuchen, was schön, edel und groß ist, wie alle diese Eigenschaften versinnlicht und verschönert dargestellt sind, um jeder Vorstellung des Schönen eine sinnliche Anschauung zu geben, und dadurch ihre Seele desto lebhafter zu rühren und die Feinheit ihrer Sinne zu erhöhen.

Man lege ihnen die großen Beispiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe und Treue und weiblicher Tugenden so nahe vor's Auge und so warm an's Herz, daß sie dieselben lebhaft empfindet und zur Nachahmung hingerissen wird.

Ist jener eingehauchte Geist der Natur nun einmal lebendig, ist ihr Herz durch die immerwährende Betrachtung des Schönen durch die Bekanntschaft mit den besten Werken der redenden Künste, durch ihren Umgang mit edel gebildeten Menschen zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, so wird sie in allen ih-

ren Handlungen und allen Verrichtungen ihres Lebens von einer geheimen innern Stimme gelehrt werden, was bei einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Verhältnisse schön, gut, edel und wohlanständig ist, und wie die Tugend selbst bezaubernd werden könne?

Und durch diese feine Art, mit welcher sie die Pflichten einer Gattin, einer Mutter, einer Hausfrau verrichtet, wird sie selbst diesen Pflichten einen neuen Werth geben. Sie wird sich munterm Scherz überlassen, ohne zu beleidigen, sie wird tadeln, ohne mürrisch oder zänkisch zu seyn, sie wird von andern sprechen, ohne zu verläumden, sie wird befehlen, ohne gebieterisch, sie wird wohlthätig, ohne ruhmredig zu seyn.

Dieses feine Gefühl für alles, was natürlich, frei, edel, groß, was schön und nicht schön ist, das ihre Seele so tief durchdrungen hat, dieser wahre Geist der Verschönerung begleitet sie allenthalben, sowohl am Putztische, als in den Geschäften des Hauses, sowohl im Umgange mit ihrem Geliebten, als in der Gesellschaft guter Freunde und Bekannten.

Wie leicht muß es nicht einem Frauenzimmer werden, unter den wohlthätigen Einflüssen dieses Geistes ihre Schönheit sichtbar darzustellen, und diese Darstellung bis zur Grazie zu erhöhen, und eben dadurch das Herz des Mannes unwiderstehlich anzuziehen.

Vorzüglich bieten die schönen Künste die für erhöhete Darstellung weiblicher Schönheit günstigsten Mittel dar, und machen das Frauenzimmer aufmerksam, wie es die Kraft seiner natürlichen Schönheit verstärken und vervielfältigen, und eben so mannigfaltige Abwechslung als Neuheit von angenehmen Empfindungen in dem Manne hervorzurufen im Stande ist.

Die zeichnenden Künste stellen ihr die sichtbaren Formen in verschönerter Gestalt dar. Ihr Auge entdeckt da die schönsten, sanftesten, wallenden Umrisse, die ihre Seele in eben so sanfte Bewegungen setzen, die schönsten Verhältnisse und das richtigste Ebenmaß in allen Gliedern, und sie sieht zugleich den Geist und das Leben, welches dem Künstler in todte Formen einzuhauchen gelang.

Stärker und lebhafter geschieht dieses in den Werken

der Malerei, indem daselbst die Kraft der Formen noch mehr Nachdruck und erst ihre volle Wirkung von dem Kolorit bekömmt, wodurch jene vollkommene Täuschung eines lebendigen Gegenstandes erreicht wird.

Die sanften und angenehmen Gefühle, die sonst nur einzeln und allmählig in dem Herzen entstanden, müssen jetzt bei dem Anblicke vereinigter Schönheit in größerem Maße erweckt werden und sie mit der sanftesten Wollust überströmen, wodurch ihr Geschmack am Schönen tief und unvertilgbar gegründet wird.

Hierbei wird das Auge an schönen Formen und Gestalten geübt: das Gefühl für Uebereinstimmung, Ordnung und Einheit in der Mannigfaltigkeit wird verfeinert und geschärft, und indem der Künstler alle guten und schlimmen Eigenschaften des sittlichen Menschen auch dem körperlichen Auge sichtbar zu machen und dadurch Charaktere, Bestrebungen der inneren Kräfte, Empfindungen darzustellen im Stande ist, so wird das Gefühl des sittlich Guten, das Bestreben nach Vollkommenheit und Verähnlichung zu seiner lebendigsten Kraft emporgehoben.

Dieser Anblick so vieler und vollkommener Schönheiten und die damit verbundene Aufmerksamkeit auf sich selbst erwecket endlich den reinsten Begriff vom Schönen, jenes Ideal von Schönheit, das nun bei jeder Veranlassung vor der Seele schwebt und überall zum richtigen Maßstabe des Schönen dient.

Man führe nun diese veredelte Schülerin der schönen Natur, die voll von den schönsten und richtigsten Formen und Gestalten, voll von Harmonie der Farben und der verschönerten Darstellung der Natur ist, in die Gesellschaft gut erzogener Menschen, die sich im gesellschaftlichen Tanze üben und belustigen, oder in das Schauspielhaus zu den theatralischen Tänzen, und lasse sie daselbst bemerken, wie jetzt in diese schönen Formen und Gestalten Mannigfaltigkeit der Bewegung durch vervielfachte Stellungen hineingebracht wird; wie bald sanfte Gefälligkeit, bald edler Anstand, bald muthwilliger Scherz, bald liebevolle Anmuth, bald hüpfende Freude die schönen Glieder, jeden Muskel leichter hebt

und sanfter schwellt, jeden Theil im schönsten Gleichgewichte hält, und der Geist des Frohsinns mit vereinigter Grazie des Ausdrucks über der Versammlung schwebt, und verjüngtes Leben über alle Gesichter verbreitet.

Von hier geht nun der Weg in das Schauspiel und in die Oper, wo sie in diesen schönen Gestalten noch eine sanfte Rede, einen rührenden Gesang und Vervielfältigung des Ausdrucks mit schönen Bewegungen und mit dem edelsten Anstande begleitet sieht; und hier muß ihre Empfindsamkeit zu dem Grade erhoben werden, der zur Vollendung weiblicher Schönheit erfordert wird.

Der wahre Geist der Verschönerung muß nun lebendig in ihrer Seele wirken und seine Wirksamkeit über alles verbreiten, was nur immer mit ihr in Verbindung steht. Schöner und reiner wird ihre Rede von den Lippen fließen und ihrer Stimme Wohlklang derselben neue Kraft verleihen. Ihr Gesang wird so sanft und harmonisch, so rührend und bebend in unsere Seele dringen und unser Herz ergreifen; alle ihre Bewegungen, Stellungen und Geberden werden mit lieblichem Anstand und mit unwiderstehlichem Zauber begleitet seyn.

Selbst ihr Anzug, ihr Putz, die unbedeutendste Kleinigkeit wird jetzt unter ihren Händen einen höhern Werth und einen neuen Reiz erhalten, der uns mit süßer Gewalt anzieht und fesselt. —

Die ästhetische Erziehungskunst wird also ungefähr folgenden Gang nehmen: Erstlich muß man das junge Mädchen im Zeichnen üben lassen, dadurch bekömmt sie einen richtigen und feinen Geschmack in Beurtheilung der Formen und schönen Umrisse, ihre Phantasie wird gleichsam mit sanften Modellen angefüllt und verschönert, wodurch sie nothwendig auch auf die Schönheiten der Natur und Kunst aufmerksamer und zur Empfindung derselben geschickter gemacht wird, welches unfehlbar ihr Herz verbessert und ihre Gemüthsart gefälliger macht. —

Zweitens muß man das Mädchen von Jugend an durch die Tanzkunst zu schönen Bewegungen, Wendungen und Stellungen und zu einem edlen Anstande

gewöhnen. Hierdurch wird dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, die Hindernisse werden hinweggeräumt, welche die Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzen; es wird mehr Leichtigkeit, Gelehrsamkeit, mehr Gleichgewicht und ein gewisses allmähliges Ineinanderfließen der Glieder hervorgebracht, wodurch der Körper erst wahrhaftig schön und zur Darstellung körperlicher Grazie geschickt gemacht wird. Aber entläßt der Tanzmeister den Lehrling aus seiner Schule, so muß die Regel ihren Dienst schon geleistet haben, sie muß ihn nicht in die Welt begleiten, das Werk der Regel muß in Natur übergegangen seyn.

In guten Schauspielen wird man alsdann die Schülerin auf den vielfachen Reiz der Abwechslung in Stellung und Bewegung, auf die eigentliche Grazie des Ausdrucks durch schöne Mienen im Gesichte, und auf den Ausdruck der verschiedenen Charaktere aufmerksam machen. —

Aber ohne vorhergegangene Einweihung in die Philosophie des Schönen, ohne den herrschenden Ausdruck der verschönerten Natur verstehen und würdigen zu können, wird das Besuchen der Schauspiele durchaus unnütz seyn, es wird ihr zum bloßen Zeitvertreibe und ein Mittel gegen die Langeweile seyn; sie wird die schönsten und vortrefflichsten Werke der Kunst, wie eine schöne Dekoration, mit gaffendem Blicke betrachten.

Ohne wahres Gefühl für das Schöne sind Schauspiele mehr schädlich als nützlich; die Ideen werden überspannt, das zarte Gefühl artet entweder in grämliche Empfindelei, in naturwidrige Aeußerung von Empfindlichkeit oder in Koketterie aus.

Schauspiele niedriger Art sind für sittliche Bildung und Geschmack vergiftend.

Noch ist Musik und Gesang ein Hauptgegenstand ästhetischer Erziehung. Beide wirken zugleich auf die Einbildungskraft und auf das Herz des Mannes, und dringen mit unwiderstehlicher Gewalt in das Innerste seiner Seele.

Durch Musik lernt sie allmählig ihre Empfindungen

reiner und leichter auszudrücken und auf eine angenehmere und rührendere Art darzustellen, bis endlich ihre ganze Seele voll Wohllaut und Harmonie das Gepräge der höchsten Veredelung an sich trägt.

Musik und Gesang muß so natürlich und ungekünstelt seyn, daß wir blos die reine Sprache des Herzens und den lauten Ausdruck der innigsten Empfindungen zu hören und zu fühlen glauben.

Blos das einfache Lied an sich selbst hat nicht selten in dem Munde einer schönen Sängerin die Kraft, in uns die sanftesten leidenschaftlichen Empfindungen zu wecken; wodurch gelingt es einer Frau wohl leichter, ihren Gatten augenblicklich in die vortheilhafteste Stimmung zu setzen, ihn für die lebhaftesten Eindrücke empfänglich zu machen und jede Empfindung nach Willkühr seinem Herzen zu entlocken, als durch den magischen Zauber der Musik und des Gesangs?

Wie angenehm und interssant wird oft ein Frauenzimmer der ganzen Gesellschaft durch ein einziges Lied? Wie leicht vergißt man beim schönen Gesang, daß die Sängerin minder schön ist? Denkt man sich noch den edlen und feinen Anstand in Geberden, Stellung und Bewegung, und den erhöheten Ausdruck der ganzen Gesichtsbildung hinzu, so kann man auf keine Weise die höchste Wirkung des körperlichen Reizes verkennen, die dadurch hervorgebracht wird.

Fühlt der Sänger die Kraft der bilderreichen Phantasie des Dichters, nehmen gleichzeitig Mehrere an dem melodischen Vortrage Theil, so werden die Empfindungen in den Herzen wechselseitig verstärkt, erhoben zu einer Fülle des Vergnügens, das durch kein anderes Mittel in einem so hohen Grade zu erreichen möglich ist.

Dies ist ein kurzer Abriß der weiblichen Philosophie des Schönen, wie sie der Natur und der Bestimmung des Geschlechts angemessen ist, und wodurch es ihm allein gelingen wird, seiner architektonischen Schönheit, diesem zweideutigen Geschenke der Natur, an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, die auch dann noch milde Früchte bringt, wenn der reizende, aber kurzdauernde Frühling der Jugend verblühet ist.

Zwar möchte die platonische Liebe wohl etwas zu mystisch seyn, welche ein alter Philosoph vorgab, wenn er von dem Gegenstand seiner Neigung sagte: „Die Grazien residiren in ihren Runzeln, und meine Seele scheint auf meinen Lippen zu schweben, wenn ich ihren welken Mund küsse.“ Indeß sollte doch ein jedes Mädchen sich so bilden, daß einst nur allein der Hochachtung die Liebe Platz macht, und dies darf sie nur erwarten, wenn sie die eben so wahr als schön gesagte Bemerkung eines neuern philosophischen Weiberkenners: la beauté sans la grâce est un appat sans hameçon, auf das innigste beherzigt.

Von den Mitteln, die körperliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhen.

Wir dürfen nicht weit suchen, um uns von der

Allgemeinheit des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte

zu überzeugen, um uns zu überzeugen, daß der allgemeine Hang zum Putz aus der Sucht zu gefallen entsteht, und daß diese auf die Geschlechtsliebe gepfropft ist.

Wenn aber der Trieb zu gefallen, wie es keines Beweises bedarf, einer der ersten und für die menschliche Gesellschaft wohlthätigsten Grundtriebe ist, die die Natur am tiefsten und am allgemeinsten in die menschliche Seele gelegt hat, so wird man den Hang zum Putz an und für sich nicht blos verzeihlich, sondern geradezu ebenfalls ganz natürlich und selbst vortheilhaft finden müssen.

Wir werden in dem schönen Geschlecht ein gewisses Bestreben nach Putz, nach Auszierung gewahr, welches immer, auch im Verborgenen fortwirket, wenn Hindernisse im Wege sind, ein Bestreben, welches auf alle weibliche Handlungen, Triebe und Neigungen den wichtigsten Einfluß hat, welches dieselben bestimmt, leitet,

und in seiner Verfeinerung auf das Vortheilhafteste berichtigt.

Dieses Bestreben nach Verschönerung äußert sich schon sehr merklich in dem kleinen Mädchen, noch ehe, als Anführung, Erziehung, eigene Beurtheilung und Nachahmung den geringsten Antheil daran haben kann.

Rousseau, dieser feine Beobachter der menschlichen Natur, sagt, die kleinen Mädchen lieben den Putz, sobald sie auf die Welt kommen. Nicht zufrieden, daß sie schön sind, wollen sie auch dafür erkannt werden. Man sieht es ihren kleinen Gesichtern an, wie sehr sie dies beschäftiget. Sobald sie nur im Stande sind, einen zu verstehen, richtet die Vorstellung, was die Leute von ihnen sagen werden, mehr aus als jede andere.

Kaum versucht das kleine Mädchen seine ersten Kräfte zum Lallen, so sehnt es sich nach einer Puppe. Diese ist ihre einzige Beschäftigung, sie schmückt sie aus, bringt unaufhörlich neue Ordnung in ihre Kleidungsstücke; und indem es seine Puppe putzt, was thut es anders, als daß es sich eigentlich selbst putzt? d. h., es sucht dadurch seinen Trieb nach Verschönerung zu befriedigen.

Aber nicht allein dieser frühe Keim in der schönen Menschenhälfte unsers Welttheils, sondern auch

Der Verschönerungstrieb bei den Weibern der rohesten Völkern der Erde

bestätigt seine ursprüngliche Allgemeinheit in der weiblichen Natur.

Man darf nur bedenken, daß sich dieser Hang zur Verschönerung, wie es die Sache mit sich bringt, nach dem Begriff von Schönheit richten muß, und daß nichts relativer, veränderlicher und mehr von Zufällen abhängend gedacht werden kann, als eben dieser, um nun auch das eben so Veränderliche und theils Ausschweifende in den Moden mit billigern Augen zu beurtheilen.

Die Damen in Europa sind nicht die einzigen, die sich gern putzen und verschönern; die Damen unter allen Himmelsstrichen sind den unsrigen ganz gleich, und die Toilette einer Schönen in Amerika ist oft noch zusammengesetzter als die Toilette einer schönen Europäerin.

Die Kleidung vieler Amerikanerinnen ist noch bunter als die Kleidung der Europäerinnen, nur daß diese Kleidung aus nichts anderm besteht als aus der Haut, die ihnen die Natur gegeben hat.

Keine Amerikanerin würde es wagen, nackend auszugehen; sie kleiden sich vorher an, das heißt, sie beschmieren den ganzen Körper mit Oel, und malen dann, nachdem es Negligee oder Putz seyn soll, allerlei bunte Figuren auf den Körper; Reisende versichern, daß ihnen solch ein Gallakleid in der Ferne manchmal recht niedlich läßt. Uebrigens tragen sie noch große Zähne von Fischen in ihren Ohren, die ihnen bis auf die Schultern herabhängen, denn die Mütter im Lande Laos sind sehr besorgt, den kleinen Mädchen die Ohrenlöcher von Jugend auf so zu erweitern, daß man sehr bequem eine Hand durchbringen kann.

Auch tragen sie in der Nase Ringe, die ihnen bis auf die Lippen herabhängen, und es gehört hier zu den Artigkeiten des Landes, den Mund der Weiber durch diese Ringe zu küssen. Haben sie nun noch dazu ein Halsband von Affenzähnen und Armbänder von Muscheln, so nehmen sie es im Putze mit jeder Dame in der Welt auf.

Eine andere Nation in Amerika findet es sehr schön, wenn ihre Mädchen recht starke Waden haben, und um dazu zu gelangen, binden die Mütter den Mädchen in der frühesten Kindheit feste, unzerreißliche Ringe unter die Knie und über die Knöchel, und diese tragen sie, so lange sie leben. Unter diesen Ringen, die sehr breit sind, kann folglich das Bein nicht wachsen, weil sie den freien Umlauf des Nahrungssaftes hindern: alles Blut bleibt also in dem Theile des Beines zwischen den Ringen, und macht ihnen nach und nach eine so ungeheure dicke Wade, daß Reisende versichern, der Umfang der Damenwaden sey über alle Vorstellung, und eine solche Wade sey ein Reiz, dem ein Jüngling unter dieser Nation schlechterdings nicht widerstehen könne.

Dagegen tragen die Herren dieser dickwadigen Damen eine Federperücke auf dem Kopfe, deren Größe und Umfang eben so ungeheuer ist, als die Waden der Damen.

Eine Gesellschaft dieser Nation, nackte Männer mit großen Federperücken und Mädchen mit ungeheuern Waden, gleicht vollkommen einer Gesellschaft von Franzosen aus dem sechszehnten Jahrhundert, wo die Herren ungeheure Bäuche von Kleie, und die Damen ungeheure Kuls von Pferdehaaren trugen.

Eben so wenig Gebrauch von dem Feigenblatt unserer ersten Eltern machen die Einwohner von Neuholland. Sie gehen schlechterdings ganz unbekleidet, aber dennoch nicht ganz ungeputzt. Sie inkrustiren wenigstens den Körper mit einem schwarzen Firniß, den sie wieder mit weißen Streifen bemalen, und knebeln sich einen fünf Spannen langen Knochen durch die Nase, der dick genug ist, um aller Luft den Weg zu versperren, so daß sie nicht anders als mit offnem Munde athmen, nicht anders als mit schnarrender Resonanz sprechen können.

Unter den Achaguas hält man es für schön, einen sehr großen Schnurrbart zu tragen, der über das halbe Gesicht wegläuft und dessen Spitzen auf dem Kinn zusammenlaufen. Dieser Schnurrbart ist so gemacht, daß nichts in der Welt fähig ist, ihn wieder wegzuschaffen. Die Mutter nimmt einen Fischzahn, der so spitzig und scharf wie eine Lanzette ist; mit diesem Zahn schneidet sie die Gestalt des Schnurrbarts in die Lippen, Wangen und das Kinn ein, ohne nach dem Geschrei des Kindes zu fragen, dem man diesen Reiz mittheilen will. Ist die Zeichnung vollendet, so trocknet man das Blut ab, streut in die Schnitte eine schwarze unvergängliche Farbe, und so ist der Schnurrbart auf Lebenszeit fertig.

Die Araberinnen färben die Arme, Lippen und andere stark in die Augen fallende Theile des Körpers dunkelblau. Sie tragen diese Farbe punktweise auf und lassen sie mit einer besonders dazu verfertigten Nadel so tief ins Fleisch eindringen, daß unauslöschliche Merkmale davon zurückbleiben. An den Gränzen von Tunis zeichnen sich die arabischen Mädchen, zur Erhöhung ihrer Schönheit, mit einer spitzen Lanzette und Vitriol auf dem ganzen Leibe herum blaue verschlungene Züge.

Die gemeinen Weiber in Arabien stechen mit Nadeln Löcher in ihre Lippen und legen Schießpulver mit Och-

sengalle vermischt darauf. Diese Mischung zieht sich so tief in das Fleisch, daß sie für ihre ganze Lebenszeit blaue, schwarzgelbe oder bleifarbige Lippen behalten.

Sie schwärzen auch den Rand ihrer Augenlieder mit einem schwarzen, aus Ofenbruch oder Tuzia bereiteten Pulver, und ziehen mit eben dieser schwarzen Farbe von den Augenwinkeln eine Linie nach aufwärts, um dadurch die Größe der Augen scheinbar zu vermehren; denn die Morgenländerinnen setzen überhaupt die vorzüglichste Schönheit in große, schwarze, weit offen stehende, mit dem Kopfe gleich erhabene Augen.

Ein Mädchen, das unter seinen sinesischen Schwestern zu den Schönheiten gerechnet werden will, muß früh dafür sorgen, sein Auge durch ein unaufhörliches Zerren zu einer kleinen länglichen Form zu gewöhnen, es muß eine breitgedrückte Nase, lange, breite und hängende Ohren haben. Eine sinesische Schöne legt die Schminke in solcher Menge auf, daß sie schon in ihrem dreißigsten Jahre einer runzlichen Sechzigerin gleicht. Die vornehmen Sineserinnen und Japanerinnen pressen ihre Füße mit Gewalt in eine so kleine Form, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf denselben zu stehen.

So ist denn durchaus noch kein Volk unter der Sonne gesehen worden, das nicht durch irgend eine Art von Putz die ihm von der Natur verliehenen Reize zu erhöhen, und sich dadurch liebenswürdiger zu machen suchen sollte. Ein halb dutzend Quartbände würden zu einer vollständigen Beschreibung aller Moden kaum hinreichen.

Selbst die armseligen Einwohner des traurigen Feuerlandes nicht ausgenommen, die elenden kümmerlichen Pescheräs, die, als der Uebergang des Menschen zum Thiere geschildert werden; denn auch von diesen sieht man in der Sammlung der südländischen Merkwürdigkeiten des Göttingischen Museums ein Halsband von niedlichen schillernden Schneckchen, das bei der daran verwendeten Kunst sogar Verdacht von studirter Koketterie erwecken könnte.

Nur von den schönen Einwohnerinnen an dem Fuße des Kaukasus, den cirkassischen Mädchen, will ich meinen Leserinnen noch das Merkwürdigste erzählen.

Die so allgemein berühmte Schönheit dieser Mädchen hat ihren Grund theils in dem milden, glücklichen Himmelsstrich, unter dem sie geboren werden, mehr aber wohl noch in der sorgfältigen Erziehung, die bei diesem Volke fast ganz auf die Vorzüge körperlicher Schönheit abzweckt.

Die feine Haut sichern die Mütter ihren Töchtern schon in den ersten Kinderjahren durch die Einimpfung der Pocken, welche Operation bekanntlich aus Cirkassien erst nach Konstantinopel, von da nach London und Hannover, und nachher erst ins übrige Europa übergegangen ist.

Die schlanke Taille zu erhalten, näht man den kleinen Mädchen den Unterleib fest in einen breiten ledernen Gurt ein, der ihnen nie abgenommen, sondern blos, wenn er mit zunehmendem Wachsthum endlich platzt, mit einem andern eben so dicht anpassenden vertauscht wird. Erst wenn sie heirathen, löset ihn der Bräutigam am Hochzeitabend mit seinem Dolch.

Bei einer durch dieses Einnähen zum Umspannen schlanken Taille sind die Cirkassierinnen doch übrigens von einem blühenden, vollen Fleische, was durchgehends bei den Türken zur höchsten Schönheit gerechnet wird. Das non plus ultra in ihren Augen ist, wenn sie von einer Dame sagen können: ihr Antlitz ist wie der volle Mond, und ihre Hüften wie Polster. —

Es gibt unter ihnen Mädchen mit schwarzen und welche mit blauen Augen; welche mit schwarzem, andere mit blondem, noch andere mit rothem Haar. In ihrem Vaterlande findet man diese letzte Farbe so über alles schön, daß sich auch die Blondinen ihr Haar mit besonderen Pommaden roth färben.

Sie werden übrigens von Kindheit an zu eleganten Weiberarbeiten, zu einem gefälligen Betragen und zu einem reizenden Anstand angeführt; bei diesen vielseitigen Vorzügen begreift man den hohen, fast ausschließlichen Werth sehr leicht, worin sie bei den Türken, Persern und den vornehmen krimmischen Tatarn stehen.

Dieser hohe Werth, die Aussicht in das blendende Glück, das diesen Töchtern an der Seite eines Sultans,

Khans u. s. w. bevorsteht, die reiche Ausstattung an nützlichen Waaren, die die armenischen Menschenhändler nicht den Mädchen, sondern ihren Müttern geben, ist übrigens der Grund von ihrer sorgfältigen Bildung, und macht den Müttern die Trennung von ihren Töchtern nicht blos leicht, sondern erwünscht. Freilich wird aber auch ein großer Theil dieser schönen Mädchen nicht erkauft, sondern geraubt, und das vorzüglich durch die in jenen Gegenden auf Menschenraub herumstreifenden und wegen ihres unüberwindlichen Löwenmuths allgemein berühmten Lesghier, die dann ihre schöne Beute wieder an armenische und krimmische Sclavenhändler verkaufen.

Der Hauptmarkt für den cirkassischen Mädchenhandel ist, oder war wenigstens bisher zu Kaffa in der Krimm, wo überhaupt dieses Gewerbe den beträchtlichsten Zweig des Kommerzes ausmacht, und wohin eine Menge Käufer und Verkäufer zu gesetzten Zeiten zur Messe ziehen.

Unter den schönen Cirkassierinnen, welche man dem Reisebeschreiber Kleemann während seines Aufenthalts in Kaffa zum Verkauf vorstellte, war die schönste ein Mädchen von 18 Jahren; sie hatte einen ansehnlichen Wuchs, schlanken Leib, edlen Gang, hellblondes Haar, große blaue Augen, eine etwas lange Nase und reizende Lippen, weiße, schön gereihete Zähne, eine blendende Haut, einen etwas langen Hals und den schönsten Busen; sie ward ihm von dem armenischen Verkäufer für 4000 Piaster angeboten. —

Allgemeine Mittel für das weibliche Geschlecht, Gesundheit und Schönheit zu erhalten.

So wie Liebenswürdigkeit die Bedingung der humanen Schönheit ist, so ist Gesundheit die Bedingung der architektonischen. Daher hört man so oft die Ausdrücke: ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, und ein hübsches, gesundes Mädchen. Ein hübsches

Mädchen besitzt blos körperliche Schönheit, in einem schönen Mädchen ist diese mit Anmuth verbunden.

Die Natur nimmt überall das wieder zurück, was sie gegeben hat, und zerstört, was sie gemacht hat; die Frauenzimmer fühlen dies in keinem Punkte mehr als bei ihrer Schönheit.

Die menschliche Weisheit besteht aber darin, der Natur den Weg der Zerstörung so langsam gehen zu lassen, als es möglich ist, und hierzu sind die leichtesten, simpelsten Mittel von ihr selbst vorgeschrieben; es sind Arbeit, Mäßigkeit und Ruhe der Seele.

Arbeit! ein Mittel, die Schönheit zu erhalten? Man lächelt, und doch ist es ausgemacht, daß die heftigste Arbeit der weiblichen Schönheit nicht so fürchterlich ist, als der Müßiggang, denn dieser zerstört mit der Gesundheit das, was die Damen mehr als die Gesundheit lieben, wenn es ohne sie bestehen könnte.

Der Müßiggang macht die festen Theile des Körpers schlaff und nimmt ihnen die Stärke und Festigkeit, die ihre Schönheit ausmachen, er hindert den raschen Umlauf der Säfte, wodurch sie rein von aller Schärfe erhalten werden.

Die Arme werden also schlaff, die Wangen fallen ein, die Haut verliert die lebendige schöne Farbe des Lebens, wird trocken, unrein und rauh; vergeblich wendet man alle Künste an, um die sterbende Schönheit aufs neue zu beleben. —

Der Müßiggang zerstört jene rasche Lebhaftigkeit in allen Bewegungen, die den größten Reiz eines schönen Frauenzimmers ausmacht. Das erzwungene Hin- und Herhüpfen, das einige Mädchen an die Stelle dieser natürlichen und lebhaften Leichtigkeit setzen wollen, ersetzt die Stelle sehr schlecht; die Männer verstehen sich gewöhnlich sehr gut darauf, die bloße Bewegung einer Marionette von dem Leben eines fröhlichen, seines Lebens sich freuenden Wesens zu unterscheiden.

So nöthig nun auch die Arbeit für Schönheit und Gesundheit der Frauenzimmer ist, so muß sie doch nur mäßig seyn. Ihre Muskeln können keine zu schwere und zu lang anhaltende Arbeiten ertragen, und die Gra-

zien lieben den Schweiß und den Sonnenbrand nicht. Eine zu starke Arbeit nimmt dem weiblichen Körper den weichen runden Kontour und die schöne Farbe, macht den Körper eckig, muskulös und die Haut ungleich.

Die nützlichen und nothwendigen Arbeiten, welche die Frauenzimmer als Gattin, Mutter, Hausfrau verrichten, sind für ihre Gesundheit und Schönheit die zweckmäßigsten; denn das Gefühl, ihre Pflichten in diesen drei verschiedenen Verhältnissen des Weibes erfüllt zu haben, muß ihren Seelen eine große Zufriedenheit geben, und diese stille, fröhliche Zufriedenheit wirkt mehr auf Schönheit und Gesundheit, als manche gern glauben wollen.

„Warum aber sollen wir denn gerade arbeiten? Es kommt ja nur auf Bewegung des Körpers an; wir promeniren, und da bewegen wir uns ja so gut, als ob wir arbeiteten!" —

Die Promenade ist keine Arbeit, sondern nur eine Erholung von der Arbeit. Ein Spaziergang hat die Wirkung der Arbeit nicht; denn statt den ganzen Körper und alle Muskeln desselben nach und nach zu bewegen, setzt die Promenade nur die untern Theile in Bewegung; Arme, Brust, Leib bleiben dabei unbeweglich, und die Säfte bekommen dadurch einen ungleichen Umlauf, und anstatt neues Gefühl der Heiterkeit, Stärke und Thätigkeit von der Promenade zurückzubringen, bringen die meisten Müdigkeit und Unmuth zu Hause.

Wollen Sie also, meine Damen, eine lebhafte, lebendige Farbe, eine glatte, fleckenlose Haut, die Rosen auf ihren Wangen, den Blitz in ihren Augen, das Volle, Runde in ihrer Gestalt, und die Größe in ihren Bewegungen lange erhalten, so sind sie gezwungen, das große heilige Gesetz der Natur arbeite! zu erfüllen.

Und nach einer Arbeit, wobei Geist und Körper zugleich beschäftigt sind, wird Ihnen eine Promenade eine eben so nützliche als angenehme Erholung seyn, und die reine freie Luft, ein duftendes Gehölz, ein Blumenparterre werden gewiß Ihrer Seele Thätigkeit und Heiterkeit geben.

„Allein der Tanz! Im Tanze wird doch der ganze Körper bewegt, das Herz erheitert! Warum sollte der

Tanz nicht für die feinere Welt an die Stelle der Arbeiten treten können?"

Sicher ist der Tanz ein Mittel, die Gesundheit zu erhalten, die Schönheit noch schöner zu machen, indem er dem Körper und seinen Bewegungen eine gefällige Geschmeidigkeit und einen bezaubernden Anstand gibt; allein so wie gewöhnlich unsere Bälle und Pickenicks beschaffen sind, muß der Tanz schlechterdings die Gesundheit eher zerstören als stärken. Man denke nur an die stinkenden Dünste der Lichte, der Pommaden und riechenden Wasser, und dann an die Ausdünstung von wenigstens vierzig durch den wilden Tanz erhitzten Menschen; die Lungen sind erhitzt und saugen die vergiftete Luft in ihre feinsten Gefässe; der eingepreßte Körper, die unaufhörlich wilden Walzer, die beständig ermüdenden Quadrillen, Zugluft durch geöffnete Thüren und Fenster, und dann endlich die durch die angespannte Eitelkeit erhitzte Phantasie, — wird hierdurch nicht offenbar der Körper in Unordnung gebracht und die Gesundheit muthwillig auf das Spiel gesetzt? —

Leider kann man nicht weniger Böses von der immer mehr einreißenden Beschäftigung der Damen, dem Spiele, sagen. Es ist erfunden, um die Last der Langeweile und eines müßigen Lebens von sich zu verbannen, und es zerstört Sitten, Gesundheit und Schönheit auf einmal, und vielleicht fürchterlicher, als irgend etwas anders, weil bei dem Spiele Seele und Körper in dem auffallendsten Widerspruche stehen, jene von tausend Leidenschaften beunruhigt, dieser in der größten Unthätigkeit ist.

Unter allen sitzenden Beschäftigungen vermehrt unstreitig die des Spiels die kränkliche Reizbarkeit des Körpers am meisten; der Trieb der Säfte nach den reizbarsten Theilen wird mehr verstärkt, und dadurch der Körper täglich mehr geschwächt und das Herz zerrüttet. Denn je schwächer der Körper wird, desto reizbarer ist er, desto geschwinder und vielfältiger wirkt jeder äußerliche Eindruck, jeder gemilderte Reiz, und desto gestörter sind auch alle Verrichtungen und Geschäfte des Körpers, alle Absonderungen und Ausleerungen, und desto unordentlicher wirken auch alle Organe.

Mit dieser zu großen Reizbarkeit der Nerven verschwindet die schöne Farbe des Lebens, die volle schöne Rundheit des ganzen Körpers, die Kraft der Maschine, und an ihre Stelle tritt eine graue Farbe der Haut, eine auffallende Magerkeit und jene allgemeine Nervenkrankheiten, deren Symptome noch kein Arzt berechnet, deren Anfall noch kein Heilmittel gehoben hat.

Die Leidenschaften sollen der Absicht der Natur nach nichts anders seyn, als schnelle vorübergehende Bewegungen, unfreiwillige und unwiderstehliche Triebe, unabhängig von Nachdenken, um uns bei schnellen, überraschenden Gefahren zu sichern oder andere Zwecke der Natur zu unserm Glück zu erfüllen. Aber die Menschen machen diese wohlthätigen Instinkte und Waffen der Natur gefährlich für sich, wenn sie ihre Herrschaft dauernd machen.

Die Veranlassung zu allen Ihren heftigen Leidenschaften, dieser fürchterlichen Feindinnen Ihrer Schönheit, meine Damen, liegen zu tief in Ihrer ganzen Lebensart, daß es schlechterdings vergeblich ist, Mittel dagegen aufzubieten. —

Aber Sie dürfen nur häuslicher werden, um in der sanften, vertraulichen, herzlichen, unverstellten und zärtlichen Freundschaft mit Ihren nahen Verwandten und wenigen, aber edlen Freunden, in der Erfüllung der süßen und häuslichen Pflichten das schöne Leben der sanfteren und besseren Leidenschaften der Liebe, der Hochachtung, des Mitleids, der Ehrfurcht, der Theilnahme zu fühlen, deren Gefühl jedes Gesicht interessant macht, und einem schönen Gesichte den Reiz und die rührende Unschuld eines Engels gibt; wenn hingegen die Leidenschaften, welche ein Leben nach der Mode hervorbringt, als Unruhe, Neid, Eitelkeit, Haß, Verachtung, das schönste Gesicht entstellen, die schönsten Züge verzerren, so kann man davon mit jenem sächsischen Hofnarren mit Recht sagen: Gott hat das Gesicht gemacht, aber der Teufel hat seine Krallen hineingeschlagen.

Der **Unmäßigkeit** im Essen und Trinken sind unsere Damen weniger zu beschuldigen, denn durch die gewöhnliche Unthätigkeit rauben sie sich auch selbst die

Möglichkeit, einmal unmäßig seyn zu können. Die Wahl der Nahrungsmittel ist indessen sehr wichtiger in Rücksicht auf Schönheit. So sind z. B. Hülsenfrüchte für sitzende Mädchen unverdaulich, blähend, versäuern und verschleimen das Blut: der Genuß vieler sauern Sachen gibt durch Austrockung und saure Schärfe zu einer bleichen Farbe Gelegenheit; allzu süße Sachen, Zuckergebackenes häufig genossen, verursachen Schärfe und Ausschläge im Gesicht; starkgesalzene und geräucherte Speisen erzeugen eine ganz besondere, das Blut auflösende Schärfe, welche die Drüsen und die Haut angreift und einen üblen Ausschlag mit Jucken verursacht; der häufige Genuß gewürzhafter Speisen bringt eine flüchtige Schärfe ins Blut und trocknet die milden Theile desselben aus, woher alsdann das Ausschlagen hitziger rother Flecken im Gesichte entstehet; fette Speisen, Buttergebackenes, Mehlspeisen, Torten, Pasteten und andere Leckereien geben zu Verschleimungen und vielerlei nachtheiligen Verderbnissen der Säfte Anlaß, wenn sie nämlich im Uebermaße und alltäglich genossen werden. Eben so sind die zu häufig genossenen warmen Getränke, deren Hauptwirkung allgemeine Erschlaffung ist, besonders der Thee und Kaffee, der Gesundheit sowohl als der Schönheit des Frauenzimmers höchst nachtheilig.

Ueberhaupt sind Frauenzimmern, die wenig körperlich arbeiten, viele Fleischspeisen, Gewürze und geistreiche Getränke, wegen ihrer reizbaren Nerven und schwächeren Verdauungwerkzeuge, äußerst schädlich; dagegen aber Speisen aus dem Pflanzenreiche, Obst und Milchspeisen vorzüglich zu empfehlen.

Statt des Kaffees ist dem schönen Geschlecht zum Frühstück Chokolade ohne Gewürze, ohne Eier, blos mit Wasser zubereitet, als ein nahrhafteres und weniger erhitzenderes Getränk, am dienlichsten.

Rother Wein, besonders Portwein, ein Glas englisches Bier, ist das beste Getränk für das Frauenzimmer bei der Mahlzeit; außer derselben ist Wasser, mit weißer Brodrinde abgekocht, das beste, wozu man bisweilen des Wohlgeschmacks wegen ein wenig Zucker und Zitronensaft, oder statt dessen unter ein Quart Wasser ein Achtel guten Franzwein gießen kann. —

Der Körper eines Gesunden erfordert sechs, höchstens sieben Stunden Schlaf; zu vieles Schlafen erzeugt ein dickes, schleimiges Blut. Die Regel ist hier: Wer leicht verdaut, braucht weniger Ruhe zum Ersatz der verlornen Kräfte, folglich auch weniger Schlaf. Der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste. Nichts ist für den Körper erschlaffender als der lange Aufenthalt des Morgens im warmen Federbette. Ueberhaupt sind Federbetten in mehr als einer Rücksicht der Gesundheit nachtheilig; Matratzen von Pferdehaaren mit einer leichten Decke sind durchaus zu empfehlen. Schlafzimmer müssen freien Zugang von frischer Luft haben und im Winter nicht geheizt werden. —

Außer diesen allgemeinen, die Gesundheit und Schönheit befördernden diätetischen Regeln, hat man noch eine Menge

Von besondern Schönheitsmitteln

erfunden. Indem man mit dem nicht zufrieden war, was die Natur gab, und ihr mit Gewalt etwas abtrotzen oder durch Kunst nachmachen wollte, was nur ihr freies Geschenk ist, gerieth man auf mancherlei Irrwege. —

Betrachten wir die Schönheit von ihrer medicinischen Seite, so ergibt sich, daß drei Hauptbedingungen zu einem schönen Gesicht erfordert werden:

1) Der lebendige Reiz der weiblichen Gesichtsbildung hängt unstreitig von der größern Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, von der leichtern Ausdehnbarkeit der Blut- und Wassergefäße ab, hierzu tragen vorzüglich die kleinen Fettkügelchen bei, die unter der Haut, besonders in der Gegend der Wangen und des Mundes zerstreut liegen, jeden Muskel umgeben, denselben beweglicher machen, die Haut auflockern, und zugleich die Weichheit und Geschmeidigkeit derselben erhalten. Die kleinen Härchen, womit die Oberfläche der Haut, wie mit dem zartesten Flaumen bedeckt ist, verstärken die Wirkung jener Lebendigkeit. Wird dieses zarte Fett ausgetrocknet oder verzehrt, so ist jedes Schönheitsmittel unnütz.

2) Ein zweites Erforderniß ist der gute Zustand der Schweißlöcher des Gesichts; sind diese gehörig offen und

an ihren in die Haut gehenden Spitzen etwas erhaben und locker, so hat das Gesicht jenes reizende jugendliche Ansehen, was es aber durch öfteres Waschen und vorzüglich durch zusammenziehende und verstopfende Mittel verliert.

3) Die dritte Bedingung, worauf die Schönheit beruht, ist ein gutes, gesundes und nicht stockendes Blut.

Nach diesen unläugbaren Bedingungen der Schönheit können nun alle jene Künste geprüft und die schädlichen von den unschädlichen leicht unterschieden werden.

Schädliche Schönheitsmittel

sind die gewöhnlichen Schminken*).

Es gibt bekanntlich rothe und weiße Schminke. Die gewöhnlichen weißfärbenden Mittel sind: Der Sublimat, weißer Vitriol, Perlen, Benzoe, Wismuth, Bleiweis, und hiervon vorzüglich das Kremserweis, Koboldpräcipitat, Alabaster und Puder. Roth färbt Karmin, Zinnober, Kugellack, die mit Zinnober gemachte Seife, Talg (ein venetianischer kalkartiger Stein) mit Saflor gefärbt, und die Blume der Amaranthe. Branntwein macht auch auf eine kurze Zeit die Haut roth, wegen seiner erwärmenden und zusammenziehenden Kräfte. Die

*) Der Gebrauch der Schminke ist so alt als Eifersucht und Bestreben, vor andern zu gefallen. Hiobs Töchter verschönerten sich schon mit einer Schminke, die aus Spießglas bereitet war. Auch die Königin Isabel schminkte ihr Angesicht, schmückte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus, als sie erfuhr, daß Jehu nach Jesreel kam, und doch reizte ihn ihre Schönheit so wenig, daß er sie zum Fenster heraus stürzen ließ, 2. Kön. 9, 30. Die Griechen kannten die Schminke schon in den heroischen Zeiten; Europa entwandte der Juno ihre Schminkbüchse Vom athenischen Frauenzimmer lernte das römische den Gebrauch der rothen und weißen Schminke; im Plautus, Ovid und Plinius findet man die genaue Beschreibung ihrer Zubereitung. Zu Cäsars Zeit schminkten sich die Brittanier mit einer himmelblauen Farbe. Katharina von Medicis brachte zuerst die Mode der Schminke nach Frankreich, von da kam sie bald, besonders unter Ludwigs XIV. Regierung, an die übrigen europäischen Höfe. — Die Schminkpfläst erchen stammen von den schwarzen Mählern her, welche die Araber und Perser für eine Schönheit hielten; wer nun keine solche schwarze Mähler im Gesichte hatte, der suchte sie durch schwarze Pflästerchen zu ersetzen. Vermuthlich ist die Mode durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen.

Haare, Augenbraunen und Augenwimpern werden mit kalcinirtem Kupfer schwarz gefärbt. Die Namen, welche die Parfumeurs ihrer Komposition geben, als Rouge à la Reine, oder Rouge vegetal, aus Talg und Saflor, Rouge de Portugal, aus Karmin und Talg, Blanc de perles, u. s. w. *) sind bekannt.

Wenn man die Wirkung dieser Mittel auf den menschlichen Körper beurtheilt, so wird sich leicht ergeben, daß einige davon die Haut reizen und angreifen, andere hingegen dieselbe zusammenziehen. Das erstere thun die Mittel von Quecksilber, Kobold, Kupfer; das letztere Vitriol, Blei, Branntwein, einige nur in einem größeren Grade als die andern. Besonders saugen die kalkartigen Schminken das feine Oel in sich, welches die unzähligen unter der Haut liegenden Talgdrüschen absondert, wovon eigentlich der schöne Teint entsteht.

Mittel aber, welche die Haut reizen, anfressen, zusammenziehen, machen sie nicht feiner, nicht glatter, nicht weißer, kurz nicht schöner, sondern schwarz, rauh, hart, uneben, runzlich, gelb, blau, zuweilen roth.

Eine andere schädliche Wirkung der Schminke ist, daß sie, naß oder trocken aufgerieben, die feinen Poren der Haut verstopfen, und also die unmerkliche Ausdünstung verhindern. Das, was aber als unmerkliche Ausdünstung oder als Schweiß aus der Haut hervorquillt, ist unserm Körper nicht mehr dienlich, und wird daher vom Blut abgesondert. Daher erkrankt der Mensch, wenn diese Unreinigkeiten im Körper zurückgehalten werden. Der verhaltene Ausdünstungsstoff wird schärfer, reizt vorzüglich die Nerven des Kopfs, bewirkt zugleich Reize auf die Nerven der Augen, der Zähne, daher das beständige Kopfweh. Die Schwindel und Vapeurs, die Mattigkeit und der gleichsam entseelte Blick der Augen, der marternde Zahnschmerz herrschen epidemisch unter den sich Schminkenden. Die Haut muß wegen des ihr entzogenen feinen Oels alle Geschmeidigkeit verlieren, rauh werden, in mehlige Schüppchen zerspringen, abwelken, und in unförmliche Ringeln zusammenschrumpfen, die in dem

*) Perlen werden selten oder vielleicht jetzt gar nicht mehr zur Schminke gebraucht.

menschlichen Gesicht ein widriges Ansehen machen, wenn hingegen jene Falten, die das Alter auf dem Gesichte gezogen hat, demselben eine gewisse Würde geben. — Ferner werden durch das Aufreiben solcher Schminkpulver die feinen Hautwärzchen abgestoßen; die Natur erzeugt wieder neue, die aber viel gröber und stärker sind, als die ersten, und daher der Haut eine schwülige Dicke und Härte geben.

Allein nicht blos durch den unmittelbaren ätzenden, zusammenziehenden und austrocknenden Einfluß auf die Haut schaden die Schminken, sie gelangen auch auf mancherlei Wege ins Innere des Körpers. Um sich zu überzeugen, daß die Haut mit einer Menge Einsaugungsgefässe versehen ist, darf man sich nur in einem Absud von Rhabarber baden, oder Kampfer, Moschus, Knoblauch in die Haut reiben; man wird bald am gelben Harn, bald am übelriechenden Athem bemerken, daß diese Dinge durch Einsaugung in das Blut übergegangen sind. Eine Salbe von Quecksilber auf die Haut gerieben verursacht wankende Zähne, süßlich riechenden Athem, Speichelfluß u. s. w.

Da nun die Schminke auf die Mündungen der Gefässe gerieben wird, so kann es nicht anders seyn, als daß etwas davon eingesogen und in die Masse des Bluts übergehen sollte. Schminken also, welche aus Blei, Wismuth, Zinn, Quecksilber verfertigt sind, verursachen Bleikoliken, Schwindsuchten, Nervenschwäche, Krämpfe, Auflösung und Verderbniß der Blutmasse, Ausfallen der Zähne, der Haare, Augenbraunen, und eine Menge anderer Krankheiten, an deren Heilung die Aerzte verzweifeln.

Aber auch dieses sind noch nicht alle schädliche Folgen der Schminke. Sie mag trocken oder naß auf die Haut gerieben werden, so geschieht es leicht, daß bei der Bewegung der Gesichtsmuskeln durch Sprechen, Lachen etwas von dem Munde abfällt, und durch Einathmen in den Mund beim Essen und Trinken in die Lunge und den Magen gebracht wird und den Körper langsam vergiftet.

So lange das Quecksilberpräparat nur im Munde hängen bleibt, setzt es sich an die Zähne und an das Zahnfleisch und frißt solche an. Die Zähne werden

schwarz, das Zahnfleisch mürbe, schwarzblau, blutend, geschwürig; die Zähne werden locker in ihren Höhlen, sie fallen häufig aus und der Athem stinkt.

Geht es in die Lungen und den Magen, so reizt es, inflamirt und frißt an, und es entstehen Husten, Blutspeien und Lungensucht; geht es in das Blut, so löst es solches auf, verursacht Cachexien, faule Fieber, starke Blutflüsse u. s. w.

Die Bleimittel hingegen trocknen den Körper aus, verursachen trockne Lungensucht, Brustwassersucht, Gelbsucht, Zittern und Schwäche der Glieder, Verstopfungen aller Art, hysterische Zufälle u. a. m. Was kann man wohl von einem solchen erkrankten, vergifteten Körper für eine Nachkommenschaft erwarten? —

„Viele Personen sind bei dem Gebrauch der Schminke alt geworden," wendet man vielleicht ein. Freilich leiden nicht alle Körper von äußern Uebeln auf gleiche Art, die dauerhaften weniger als die schwachen; aber jedes Uebel schadet immer in einem gewissen Grade, wenn es auch noch so unmerklich ist, und der stärkste Körper wird nie das seyn und werden, was er außerdem hätte seyn und werden können.

Die Schminke ist die gefährlichste Feindin für weibliche Schönheit; sie ätzt nicht nur die feinen Gesichtszüge aus, sondern sie verdrängt, wenn ihr Anstrich auch der feinste von der Welt ist, das sprechende Leben in der Physiognomie.

Unter diesem leblosen Firniß kann jene duftende Wärme des Bluts, jenes wallende, leichtathmende Leben nicht hervorschimmern, welches der ganzen Physiognomie so viel Reiz und Anmuth gibt. Die feinen, sanften Züge und Wellenlinien können unter dieser Uebertünchung nicht wahrgenommen werden; jener zarte, auf der Oberfläche hingestreute Flaum, um durch Brechung der Lichtstrahlen desto lieblicher zu täuschen, wird übertüncht.

Die schöne und wahre Farbenmelodie des Gesichts, wenn das Blut dem gerührten Herzen schneller entströmt oder plötzlicher zurücktritt, wenn Freude, Genuß, Hoffnung, Theilnahme, Ruhe, Scham in den feinsten mannigfaltigen Zügen sich malen, oder wenn Schrecken,

Schmerz, Trauer, Abscheu die Seele ergreifen und eine neue Farbenmischung hervorbringen, kurz jede Gemüthsstimmung, jeder Zauber der Seele geht unter diesem todten Firniß verloren.

Wie bedeutend ist nicht oft eine einzige Linie, ein einziger Zug in dem weiblichen Gesichte? Tausendfach ist die Sprache, welche die Natur bei jeder leichten Rührung, jeder sanften Regung, jeder leisen Empfindung, jedem Herzschlag der Liebe und warmen Zuneigung in das weibliche Antlitz zaubert, um den Mann durch Liebreiz und Anmuth zu fesseln und zu beseligen; und dieses Erhabenste, Göttliche, was das Weib allein zum liebenswürdigen Weibe macht, wagt es, mit frechen Händen zu besudeln, zu vertilgen, zu schänden! —

Welchem Maler ist es wohl je gelungen, jene so leise und unmerklich in einander fließende Farbenmischung, jene Haltung und Harmonie des Ganzen, jene sanfte, gleichsam schwebende Rundung, jene Zauberei der Natur im weiblichen Antlitz hervorzubringen? — Und das Weib untersteht sich, da zu malen, wo auch der größte Künstler voll Ehrfurcht für die Geheimnisse der Natur seinen Pinsel bescheiden niederlegt. —

Wird man nun noch überdies die Disharmonie zwischen den geschminkten und ungeschminkten Theilen des Gesichts und des Busens, des Halses, der Augen, der Augenbraunen, Haare u. s. w. gewahr, so ist es unbegreiflich, wie ein Weib es sich träumen kann, einem Manne von Geschmack gefallen zu wollen. —

Und was noch mehr als alles ist, wie soll der Mann in einem geschminkten Weibe eine gute, schöne, beglückende Seele vermuthen, das den Stempel der Lüge und Verfälschung auf seinem Gesichte trägt; muß er nicht vielmehr glauben, daß ihre Seele eben so zur Verstellung, Schalkheit und Betrug geneigt ist, eben so heuchlerisch, als ihr Gesicht lügenhaft ist?

Selbst der beste weibliche Charakter, wenn er auch anfangs mit Widerwillen von dem herrschenden Zeitgeschmack, von der tyrannischen Mode fortgerissen ward, bleibt nicht das, was er war und was er hätte werden können; er wird immer mehr zu Neid und Eifersucht ge-

neigt werden, die Verschönerung außer sich selbst zu suchen, und sich immer weiter von dieser und von der Natur entfernen.

Wie ist es wohl möglich, auf eine geschminkte Wange den Kuß der Liebe zu drücken, ohne vor Furcht zu zittern, Gift zu saugen. Wie ist es möglich, sich einem solchen Mädchen als Gatte hinzugeben, ohne daß tausend bange Ahnungen von Trug und Arglist in der Seele erwachen? —

Und wenn hierdurch nun die Schritte der Zeit, dieser unaufhaltsamen Zerstörerin der Schönheit, beschleunigt worden, wenn endlich alle Kunst der Koketterie ihren Dienst versagt und jene körperliche Folgen sich in größerem oder minderem Theile zu dieser Unzufriedenheit gesellen, wenn das unterdrückte Gefühl der Wahrheit sich nicht länger in Schlummer wiegen läßt, wenn die Stimme der Natur sich endlich erhebt und für beleidigte Menschheit Rache fordert, welcher fürchterliche Kampf von Leidenschaften, von Begierden, Vorwürfe und Abschen muß da in der Seele des Weibes entstehen! —

Und dies alles, um Gecken und Narren zu gefallen, um eine elende Sitte des Hofs, der großen Welt und der glänzenden Assembleen nachzuahmen; — o ihr thörichten Weiber, wie könnt ihr so blind gegen eure wahren Vortheile seyn! —

Noch einmal, meine Damen, wollen Sie lange gesund leben, ihre natürlichen Reize und wahre Schönheit lange behalten, so machen Sie aus Nacht nicht Tag, beschäftigen Sie sich mit mehreren häuslichen Arbeiten, machen Sie sich öftere Bewegungen in frischer Luft, gewöhnen Sie sich an einfache Nahrungsmittel, vermeiden Sie den häufigen Genuß der Liebe, und verabscheuen Sie endlich die schädliche, zeitig alt machende Schminke, so werden Sie gewiß lange schön bleiben. Ich meine hiermit nicht, daß sie alle Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Verbesserung Ihrer Schönheit aus den Augen setzen sollen, es ist ihnen vielmehr der Gebrauch

Von unschädlichen Verschönerungsmitteln

zu empfehlen, welche die natürlichen Verrichtungen des Körpers nicht stören, sondern sie vielmehr befördern helfen.

Daß das Daseyn der unter der Haut liegenden Fettkügelchen zu einem sanften Teint wesentlich erfordert wird, ist schon vorhin bemerkt worden. Zu Erhaltung und Wiederherstellung derselben sind die sogenannten Italiänischen Masken ein vortreffliches Mittel. Sie werden auf folgende Art bereitet:

Man zerschmelze 6 Loth weiß Wachs in einem neuen Tiegel bei gelindem Feuer, und gieße 4 Loth Pomeranzenblüthwasser hinzu; beides wird so lange umgerührt, bis das Pomeranzenwasser sich völlig verzehrt hat. Dann gießt man 3 Quentchen Mandelöl, 1 Loth weiß gewaschenen und gereinigten Schmeer hinzu. Wenn diese Masse sich über gelindem Kohlfeuer vereiniget hat, so entfernt man sie vom Feuer und taucht ganz neue Leinwand hinein, welches man in Zeit von zehen Minuten dreimal widerholt. Die Leinwand wird getrocknet und über weiß Papier gedehnt, damit sie glatt bleibt. Man schneidet davon so viel ab, als nöthig ist, um eine gewöhnliche Maske zu füttern. Alle sechs Tage wird das alte Futter mit einem neuen vertauscht.

Statt der Masken kann man sich auch Schnupftücher bedienen, deren Zubereitung folgende ist: Man löse in einem Quart warmem weißen Wein 1½ Loth gereinigten Alaun und 1 Loth Tragant auf, vermische solches mit 2 Loth Kalbsfußgalerte, dem Eiweis von 2 Eiern und 1 Quentchen fein gestoßenen Gewürznägelein, und destillire das Ganze bei gelindem Feuer. In dieses Wasser werden feine weiße Schnupftücher 12 Stunden lang eingeweicht, nachher gelinde ausgerungen und im Schatten getrocknet. Dieses 12 Stunden lange Einweichen der Tücher, das nachherige Auswinden und Trocknen wird auf die beschriebene Art dreimal wiederholt. Mit diesen so zubereiteten Schnupftüchern wird das Gesicht den Tag öfters gelinde abgerieben, auch etliche Stunden damit bedeckt.

Ein anderes gutes Maskenfutter, womit die gewöhnlichen Masken zum nächtlichen Gebrauch ausgefüttert werden können, ist folgendes: die feinste Leinwand wird 8 — 12 mal mit Rosenwasser gewaschen und nach jedesmaligem Waschen getrocknet; diese Leinwand wird

mittelst eines Pinsels mit Eidotter bestrichen, welches mit Rosenwasser abgerieben worden ist, worin man zuvor, z. B. in 1 Pfund 3 Quentchen, Tragant aufgelöset hat.

Die Leinwand wird hierauf über Papier ausgedehnt und im Schatten getrocknet.

Wenn mit dieser Leinwand die Maske ausgefüttert worden ist, so kann dieselbe nachmals mit einer Salbe bestrichen werden, welche aus 3 Theilen Mandelöl und 1 Theil weißem Wachs zusammengesetzt worden ist.

Reinlichkeit ist für die Schönheit eben so wesentlich als für die Gesundheit; die reinlichsten Völker waren zu allen Zeiten auch die schönsten und gesundesten. Das wichtigste Reinigungsmittel ist das Baden. Es reinigt und öffnet die Hautgefäße, befördert die freie Ausdünstung, verdünnt und versüßt die Säfte durch das eingesogene Wasser, und gibt dem ganzen Körper Stärke und Munterkeit. Ist der Schweiß an der Haut zähe oder fett, so gebrauche man feine Seife oder Mandelkleien im Bade.

Das Waschen mit warmem Wasser ist durchaus nachtheilig; die Ausdünstungsgefäße werden zu sehr erweitert, erschlafft, und bei dem zu starken Hervorbringen der Säfte nach der Oberfläche entstehen leicht scharfe Ausschläge. —

Man wasche sich mit reinem weichem Flußwasser, welches am wenigsten mit Erd- und Salpetertheilchen vermischt ist, oder mit frischen reinen Molken oder destillirten Wassern, z. B. mit Bohnenwasser. In Ermangelung alles dieses kann man sich auch des abgekochten und im Keller wieder kalt gewordenen Brunnenwassers, worin man einige Hände voll Lindenblätter geworfen, bedienen.

Nie wasche man sich sogleich, wenn man das warme Bett verlassen hat, oder wenn Staub auf das Gesicht gefallen ist, denn hierdurch wird die Unreinigkeit in die Schweißlöcher eingerieben und die Haut durch den mehr aufgelöseten Staub angegriffen.

Weit sicherer ist es, das Gesicht täglich etliche mal, oder so oft es nöthig ist, mit einem weißen Tuch gelinde

abzureiben, auf welchem sich Staub und Unreinigkeiten, wie man es jedesmal wahrnehmen kann, häufig anhängen. Zeigen schwarze Pünktchen und kleine Knöpfchen eine bereits geschehene Verstopfung der Schweißlöcher der Haut, so kann das Gesicht öfterer mit einem Stück Scharlach gelinde abgerieben, und zuvor mit dem von weitem angebrachten Dampfe von warmer, mit Hollunderblüthe abgekochter Milch gebadet werden.

Zu starkes Reiben verschiebt jedoch leicht die Haut, besonders muß es verhütet werden nach Erhitzungen vom Gehen und Tanzen.

Noch nachtheiliger ist das tägliche Waschen mit Wasser und Seife; es vertilgt und schleift die feinen zaserichen Spitzen so vieler in die Haut gehender Gefäße auf der Oberfläche des Gesichts ab, macht sie breit, und das Gesicht bekommt statt jenem reizenden jugendlichen Ansehen, einen glatten widrigen Glanz. —

Man wasche sich daher überhaupt alle 8 bis 14 Tage nur einmal, und zwar des Abends, wenn man nicht wieder an die Luft kömmt, mit vorhin genannten Wassern oder Molken. Ist das Gesicht von Natur sehr zart, so nimmt man statt des Flußwassers das Wasser von destillirten Melonen, oder das aus allmälig hart gesottenem Eiweiß ausgepreßte so vortreffliche Wasser. Außer diesem muß dann, zur Erhaltung eines schönen Teints, das Gesicht, wie schon oben gesagt, vorzüglich aber des Morgens und Abends, mit einem rein gewaschenen weichen Tuch gelinde abgerieben werden.

Die allgemeinen Fehler der Haut bestehen darin, daß sie entweder zu weich und schlaff, oder zu rauh und spröde ist, oder daß ihr die gesunde frische Farbe mangelt, oder daß sie durch Ausschläge verunstaltet ist.

Die S c h l a f f h e i t und Blässe der Haut entsteht durch warmes Waschen, durch zu warme Kleidung, Aufenthalt in zu warmen Zimmern, allzu langes Schlafen, besonders in Federbetten, und durch den häufigen Genuß des warmen Getränks. Um der Haut die gehörige Spannung und die darauf beruhende lebendige Gesichtsfarbe wieder zu geben, entferne man zuvörderst alle diese Uebel, suche hingegen die reine frische Luft, mische bei

dem unter diesen Umständen erforderlichen öfteren Waschen etwas Wein oder Branntwein, oder am besten ungarisches Wasser unter das Waschwasser; alles dieses zieht zusammen, stärkt und trägt zur frischen Gesichtsfarbe bei. Rührt aber die blasse Gesichtsfarbe von schwacher Verdauung, von Mangel an Leibesbewegungen her, so ist die Hülfe des Arztes durchaus nöthig; er wird den Gebrauch von bittern Kräutern, Extrakten von Stahlarzeneien, von mineralischem Wasser verordnen. Außer dem Reiben des ganzen Körpers, und besonders der Füße mit Flanell, den man mit Mastix durchräuchert hat, sind hier alle andere äußerliche Mittel schädlich.

Ist bei einer gelben Gesichtsfarbe wirkliche Kränklichkeit vorhanden, so muß der Arzt helfen und die Säfte verbessern; dieser wird bald entdecken, daß die Leber, die Milz, das Gekröse verstopft, der Magen verdorben oder ein anderer Umstand in Unordnung gerathen ist. Er wird eröffnende Mittel (z. B. Kräutersäfte), erweichende Bäder und genaue Diät verordnen, und dadurch die Patientin erst in den Stand setzen, äußerliche Mittel mit sicherem Erfolg anzuwenden, unter denen hier vorzüglich folgende Seife zum Waschen zu empfehlen ist. Man nehme:

Ochsengalle	1	Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz	2	—
Pulver von florentinischer Veilchenwurzel .	1	—
Fein geschabte venetianische Seife	9	—

Hierzu gieße man guten weißen Wein so viel als nöthig ist, um kleine Kugeln davon zu machen, deren man sich anstatt der Seife bedient, jedoch mit dem Unterschied, daß das mit diesen in Wasser eingeweichten Kugeln bestrichene Gesicht erst nach einer Viertelstunde mit laulicher Milch abgewaschen wird.

Bei der Rauhheit und Sprödigkeit der Haut, wo wegen gehinderter Ausdünstung Schärfen zurückbleiben und leicht Flecken entstehen können, müssen gerade die entgegengesetzten Mittel angewendet werden. Hier dient das Waschen und Baden in lauem Wasser, lauer Milch; Dampfbäder von warmer Milch, von Wasser, worin Hollunderblüthe oder andere erweichende Kräuter gekocht worden; das Baden in Eselsmilch ist schon von

der schönen Kaiserin Pappäa als ein für die Geschmeidigkeit der Haut günstiges Mittel gebraucht worden.

Bei einer allzutrocknen Haut ist noch ein anderes, in seiner Zubereitung zwar mühsames, aber auch der schönen Gesichtsfarbe überaus günstiges Mittel zu empfehlen. Es ist die Salbe von Rehbocksfett, die auf folgende Art bereitet wird:

Man wasche 3 bis 4 Netze von jungen Rehböcken zum öftern mit Rosenwasser; bis sie weiß werden, lege sie dann in eine porzellänene Schüssel, gieße soviel weißen Wein darauf, daß die Netze bedeckt werden, und lasse sie drei Tage lang an einem kühlen Ort durchziehen. Hierauf zerschneidet man die Netze in kleine Stückchen, wirft sie in einen glasurten Topf nebst zwei zerschnittenen Zitronen, aus denen die Kerne genommen worden. Ferner thue man hinzu:

Gewürznägelein	½ Loth,
Storax	1 —
Benzoe	1 Quentchen,
Weinsteinsalz	1 Loth,
Rosenwasser	2 Pfund.

Dies alles wird bei einem sehr mäßigen Feuer so lange gekocht, bis das Fett zergangen ist; alsdann drückt man die Masse durch ein starkes Tuch in eine porzellänene Schüssel, worin ½ Quart weißen Wein gegossen worden. Ist es kalt geworden, so nehme man das Fett ab, reibe es weiß mit Orangenblüthwasser, und verwahre es zum Gebrauch. Des Abends bestreiche man das Gesicht damit, und trockne es nach einer halben Stunde wieder ab, oder lege sogleich die Maske die Nacht über auf.

Daß diese erweichenden Mittel nicht länger angewendet werden müssen, als der fehlerhafte Zustand der Haut dauert, versteht sich von selbst, wenn man sich das entgegengesetzte Uebel nicht zuziehen will.

Zur Verdünnung der Schärfe und des Schleims in dem Geblüte, welche beide eine so reichhaltige Quelle in der gewöhnlichen Lebensart des schönen Geschlechts haben, und zur Verschönerung des Teints ist überhaupt folgende Tisane zum Trinken des Nachmittags zu empfehlen. Man nehme:

Klettenwurzel	1	Loth,
Scorzonerwurzel	1	—
Graswurzel	1	—
Süßholzwurzel	1/2	—
Wilde Zimmetrinde	1/2	—
Geraspeltes Hirschhorn . . .	1/2	—

Dieses alles schneide man klein und koche die Hälfte mit 2 Kannen siedendem Wasser in einem neuen Topf so lange bei gelindem Feuer, bis der vierte Theil Wasser eingekocht ist. Wenn es abgekühlt ist, gießt man es durch einen Durchschlag, und füllt es zum bestimmten Gebrauch in eine Bouteille.

Bei einer sehr rothen Gesichtsfarbe, sofern die Lungen gesund sind, liegt die Schuld an allzu dünnem und flüchtigem Blut, oder an Krämpfen des Unterleibes. Ohne Zweifel wird der Arzt bei allzu dünnem Blute Geleen, Graupenschleim mit Zitronensaft und gelind stärkende Arzneien, wider Krämpfe aber Bäder und krampfstillende Mittel vorschlagen.

Nach dem Gebrauch dieser Mittel hat das Waschen des Gesichts mit Kuhmilch, mit einem gleichen Theil Erdbeerwasser vermischt, eine sehr kühlende Eigenschaft. Auch kann man sich hier der beiden Arten oben beschriebener Masken des Nachts bedienen.

Besonders muß man aber das allzu späte Schlafengehen, den Genuß gesalzener und geräucherter Speisen und des warmen Getränks vermeiden.

Fällt die Gesichtsfarbe ins Braunrothe, so ist ein stockendes, gallichtes Blut vorhanden; der Arzt wird hier vorzüglich abführende Mittel verordnen. Der Gebrauch der beschriebenen Tisane ist auch sehr dienlich. Um die allzutrockene Haut geschmeidig zu machen, ist folgendes vortreffliche Waschwasser zu empfehlen. Man nehme:

Weißen Weihrauch . . .	1/2	Loth,
Storax	1/2	—
Venetianischen Borax . . .	1/2	—
Kampfer	1/2	Quentchen,
Weißen Wein	1/2	Quart,
Weißes Lilienwasser . . .	1	—

Dies alles lasse man 24 Stunden gelinde destilliren, und bewahre es hernach zum Gebrauch auf.

Unter andern ist das allzu starke Schwitzen, besonders im Gesicht, dem jugendlichen Ansehen und der schönen Gesichtsfarbe sehr gefährlich. Man bemerkt dieses allgemein an der, schwere Arbeiten verrichtenden Menschenklasse; ihre Gesichter ältern und verlieren das Volle und Runde früher, als andere Menschen, deren Lebensart nicht mit so häufigem Schwitzen verbunden ist.

Vorzüglich wird durch flüchtige Salze im Blut bei schwächlichen Frauenzimmern diese Geneigtheit zu schwitzen erregt. Der beste medicinische Rath bei diesem Umstande ist folgender: Alle Leibesbewegungen müssen allmählich unternommen und das Bett sehr früh verlassen werden. Des Morgens, Nachmittags und Abends muß statt des warmen Getränks reine Kuhmilch getrunken, Mittags aber solche Speisen genossen werden, die durch einen gelinden Schleim die Schärfen des Bluts einwickelt und das Blut in seinem schnellen Laufe aufhält. Hierher gehören Reis, Gries, Grütze, Graupen, Gallerten, das Fleisch junger Thiere mit Sauerampfer und Spinat zubereitet. Beim Schlafengehen ist der Gebrauch kühlender und beruhigender Pulver sehr zuträglich.

Wenn man diese Vorschriften genau beobachtet hat, so kann man allmählich anfangen, die Haut durch folgendes Wasser gelinde zusammenzuziehen. Man nehme:

Aus nur wenig hartgesottenem

Eiweis gepreßtes Wasser . .	2	Eßlöffel voll,
Zitronensaft	1/2	— —
Fein gestoßenen Alaun . .	3	Gran,
Wegbreitwasser	1/2	Quart.

Dies alles vermische man zusammen, und wasche oder beneze nur das Gesicht des Tages einigemal damit.

Eine Haut, die bei scharfer Luft in der Kälte leicht aufspringt, wird ohne Schaden dadurch verbessert, wenn unter das Waschwasser die Hälfte weißer Wein oder ein Dritttheil Eau d'Arquebusade oder ein Sechstheil Franzbranntwein gegossen wird.

Eine sehr zarte und feine Haut des Gesichts kann z. B. auf Reisen der Sonnenhitze nicht ohne Nachtheil ausgesetzt werden; man schützt dieselbe sehr leicht dadurch, daß man das Gesicht mit Eiweiß, in Rosenwasser zer=

schlagen, am frühen Morgen vermittelst eines weichen Schwämmchens benetzt, und es erst am Abend wieder abwäscht.

Die Sommersprossen sind Flecken, die der Farbe, Gestalt und Größe nach den Linsen ähnlich sind, die gewöhnlich entstehen, wenn die Haut durch die Sonnenhitze zu sehr ausgetrocknet wird. Aber nicht immer ist die Sonnenhitze schuld, denn man nimmt sie auch an bedeckten Theilen und an Klosterfrauen wahr; sie entstehen nicht nur bei denen, die sich nach Erhitzungen plötzlich erkältet oder bei starkem Schwitzen kalt getrunken haben, sondern auch durch innere Verderbung der Säfte. Gute Diät und blutreinigende Mittel, als Tamarindenmolken, Brühen von Körbelkraut, der oben beschriebene Holztrank müssen innerlich gebraucht werden.

Aeußerlich, meine schönen Blondinen, die Sie am meisten bei dem herannahenden Frühling seufzen, nehmen Sie klein gestoßenen Alaun, lassen denselben mit wohl geschlagenem Eierweiß vermischen und an ein gelindes Kohlfeuer setzen, lassen Sie es beständig umrühren, damit es nicht hart werde; sobald es aber anfängt, einen Schaum von sich zu geben, entfernen Sie es sogleich vom Feuer. Mit dieser Salbe bestreichen Sie fünf bis sechs Tage nacheinander Gesicht und Hände, und ihre Sommerflecken werden sich zusehends verlieren. Waschen Sie sich aber alle Morgen, wenn Sie aufstehen, mit einem Wasser, worin Bohnen gekocht worden, rein wieder ab. —

Mehrern Erfahrungen zu Folge ist auch Schlehenblüthe, in Milch gekocht, ein sehr wirksames Mittel gegen die Sommerflecke; man läßt sie kalt werden und wäscht sich Abends damit, zugleich gebraucht man auch den warmen Trank davon, als ein inneres, die reine Gesichtsfarbe beförderndes Mittel.

Wenn die Galle wegen Leberverschleimungen im Blute stockt und durch die Sonnenhitze in's Gesicht gezogen wird, so entstehen braune, breite Flecken, die man Leberflecken nennt, die eben so wie die Sommerflecken behandelt werden.

Aeußerlich kann man sich folgender Salbe bedienen:

Hechtgalle . . . . ½ Loth,
Seife . . . . 2 —
Weinsteinsalz . . . . . . 1 Quentchen,

Frisches Mandelöl, so viel als nöthig ist, um davon vermittelst Reiben in einem steinernen Mörser eine Salbe zu bekommen. Man bestreiche damit des Tags einigemal die Flecken, und lasse es eine Stunde darauf liegen. —

Sehr wirksam soll auch noch folgendes einfache Mittel seyn: Man zerschneidet Meerrettig in kleine Würfel, gießt scharfen Weinessig darüber, verstopft das Glas wohl und läßt es vierzehn Tage lang in der Erde vergraben; hernach wascht man beim Schlafengehen die Flecken so lange mit diesem Essig, bis sie vergehen.

Bei gelben Flecken in der Haut des Gesichts, die von Verstopfungen der Gallengänge, Verschleimungen des Unterleibs und der Unordnung eines andern gewissen Umstandes herrühren, dient folgende Salbe:

Venetianische Seife . . . . 3 Loth,
Schwarze pulverisirte Nießwurzel 2 Quent,
Storaxessenz . . . . ½ Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz . . 1 —

Mandelöl so viel als nöthig ist, damit aus diesen, in einem steinernen Mörser zerriebenen Stücken eine Salbe werde, die sich aufstreichen läßt.

Sollte diese Salbe zu schwach gefunden werden, so kann man einen Theil Ochsengalle und einen Theil Schierlingssaft mit drei Theilen Meerzwiebelsaft, bei gelindem Feuer vermischt, statt einer Salbe brauchen; doch müssen in diesem Falle die Flecken einzeln bestrichen werden.

Schwarze Flecken des Gesichts entstehen von schwarz-gallichtem Blute, wozu Gallenkrankheiten, zu vieler Genuß geräucherter Speisen, Mißbrauch im Kaffee und andern hitzigen Getränken Anlaß geben. Aeußerlich wirkt ein Theil Ochsengalle, mit sechs Theilen venetianischer Seife und ein Theil Olivenöl vermischt, woraus eine Kugel zum Waschen gemacht wird, am allerbesten auf diese Flecken.

Bei allen diesen Flecken wird indessen, wie schon ge-

sagt, jede äußerliche Kur unnütz und schädlich seyn, wenn dieselbe nicht durch innere Mittel vorbereitet worden ist. Die Natur treibt alle Unreinigkeiten auf verschiedene Weise aus dem Körper, und wir sehen daher jene Erscheinungen auf der Haut; werden blos äußere Mittel angewandt, so werden sie unter die Haut zurückgeworfen, und die Natur ist gezwungen, andere und für die Gesundheit gefährlichere Wege zum Wegschaffen dieser Unreinigkeiten zu suchen.

Die innere Kur beschränkt sich vorzüglich auf abführende und das Blut versüßende Mittel: sechs bis acht Wochen lang müssen alle scharf gesalzene und die bereits oben als der Schönheit überhaupt nachtheilige Speisen vermieden werden, und das Gesicht darf binnen dieser Zeit nicht gewaschen werden. Des Morgens muß ein Quart versüßte Kuh- oder Ziegenmolken, des Nachmittags aber die beschriebene Tisane getrunken werden. Zugleich ist ein gelind abführendes Pulver, des Morgens und Abends zu einem Theelöffel voll genommen, zu empfehlen, welches aus

Rhabarber	1/2 Loth,
Weißer Magnesia	1/2 —
Präparirten Krebsaugen . .	1/2 —

bestehen kann.

Gelbe und blaue Flecken, die vom Fallen und Stoßen verursacht worden, kann man leicht vertreiben, wenn man Kleie, Salz und Essig so lange zusammen sieden läßt, bis die Kleien die Feuchtigkeiten in sich gezogen haben; man lege hiervon nur ein paarmal etwas auf, und das kleine Denkmal wird bald verschwinden.

Wenn Sie, meine schönen Damen, das Unglück gehabt haben, daß Ihre zarte Haut in der Sonne braun geworden ist, so dürfen Sie nur ein halb Quart Milch mit dem Safte einer Limonie und einem Löffel voll Branntwein durch einander kochen lassen, es wohl abschäumen, etwas weißen Zucker hinzufügen, und sich das Gesicht des Abends damit waschen.

Die rothen Flecken an der Nase und an dem obern Theile der Wangen kommen meistentheils vom Mißbrauche des Weins und anderer geistigen Getränke

her; man enthalte sich derselben, und der Kupferhandel wird von selbst verschwinden; wo nicht, so sind innerliche Mittel nothwendig.

Finnen sind kleine, harte und rothe Knoten oder Beulchen, welche im Gesicht herauskommen, weder jucken noch schmerzen, auch nicht vereitern. Gemeiniglich sind sie die Folge von scharfen und erhitzenden Nahrungsmitteln, können daher durch kühlende Abführungsmittel weggeschafft werden. Es kann auch hier die nur eben beschriebene Vorbereitungskur gebraucht, und dabei frische, säuerliche Früchte, Sauerampfer, Spinat, gekochter Salat, Mohrrüben, Gries, Graupen, Gallerten, überhaupt viel Zugemüse und wenig Fleisch genossen werden. Aeußerlich hat öfters das Waschen mit Salzwasser oder mit dem Goulard'schen Wasser gute Dienste gethan. Letzteres erhält man in den Apotheken. Bei dem Gebrauch wird es gut umgerüttelt, davon etwas in eine Theeschale gegossen und mit einem darein getauchten leinenen Lappen das Gesicht benetzt; anfangs ist es rathsam, dieses Goulard'sche Wasser mit abgezogenem Erdbeerwasser zu vermischen. Doch ist in diesem Falle beim Gebrauch äußerlicher Mittel alle Behutsamkeit zu empfehlen. —

Rothe Flecken der Haut, welche vom Stiche der Mücken, Schnecken, Bienen, Wespen und anderen Insekten entstehen, werden durch aufgeschlagenes kaltes Wasser oder Weinessig vertrieben. Auch ist es gut, solche Flecken mit einer Abkochung von Hollunderblüthen zu brühen, Oel einzureiben oder Theriak aufzulegen. Besser als alles dieses aber ist ein Umschlag von Kartoffeln. Die Zubereitung ist so einfach, als das Mittel selbst. Man stößt eine rohe Kartoffel, ohne sie abzuschälen, in einem Mörser zu Brei (ein gleiches kann man durch das Reibeisen oder durch Schaben mit einem Messer bewirken) und legt diesen auf den rothen geschwollenen Fleck. Die Masse wird so leicht warm, daß man den Umschlag beinahe alle fünf Minuten frisch auflegen muß; der Erfolg ist von der schnellsten Wirkung. Dieser Umschlag wird auch bei verbrannten Gliedern mit größtem Nutzen angewandt.

Die sogenannten Mitesser, welche man gleich Würmern mit schwarzen Köpfen bei Kindern und Erwachsenen zuweilen aus der Haut, besonders aus der Nase, Stirne, Brust u. s. w. herausdrücken kann, entstehen von dem dickgewordenen und verdorbenen Schleim in den Hautdrüsen. Das beste Heilungsmittel ist das warme Bad, und nach demselben ein Linament aus zwei Theilen Waizenmehl und Bierhefen, und einem Theile Honig, in die Stellen der Haut, die damit besagt sind, eingerieben, und hierauf wohl mit einem eingeseiften Stück Flanell wieder abgerieben. Oft ist das Waschen mit warmem Wasser und Seife oder Waizenkleie allein hinreichend.

Unter andern verunstaltenden Auswüchsen der Haut sind die Warzen die gemeinsten. Dieses sind kleine, ziemlich harte, mehr oder weniger empfindliche, an allen Theilen des Körpers vorkommende Hautauswüchse, die zuweilen auf Stielen, zuweilen mit einer breiten Grundfläche in der Haut, wie ein Stein im Ringe sitzen. Die unterliegende Haut ist gemeiniglich beweglich und läßt sich aufheben, hin und her schieben, zuweilen jedoch unbeweglich und an den darunter liegenden Theilen angewachsen. Ist eine innere Ursache Schuld, so muß diese aufgesucht und gehoben werden, und dann verlieren sich die Warzen von selbst.

Bei Kindern von 4 bis 10 Jahren, die zu häufige Milchspeisen genießen, entstehen oft Warzen in großer Menge; hier muß man die Milchspeisen aussetzen, und die frischen Säfte oder die Abkochungen von Gundermann, Löwenzahn, Körbel, Huflattig mit 10—30 Tropfen Huxham'schen Spießglaswein nehmen lassen. Oder man lasse in der Apotheke folgendes Mittel bereiten:

Sapon. antimon. ℨij
Extr. taraxaci
G. ammoniaci aa ℨß
Syr. cort. aurant. 9. s.
M. F. Pilul. pond. gr. y.

Hiervon werden täglich 8—20 Stück genommen.

Manchmal verschwinden die Warzen auf diese, so wie bei Erwachsenen auf gegebene Purgiermittel, und auf

die gegen die innere Ursach gerichtete Arzneien von freien Stücken. Rühren sie aber von örtlichen Mitteln her, so muß man sie mit dem Saft von Feigenblättern, oder Wolfsmilch, oder Schöllkraut, mit einer Abkochung von Schierlingsblättern, mit faulem Regenwasser, zerstoßenem Weinsteinsalze, schwarzer Seife, Terpentinöl, rohem Salmiak, Salmiakgeist, Meerzwiebel mit heißem Oel oder weichem Harze vermischt, mit der Wurzel oder den Blumen der Herbstzeitlose, mit den in Salz getauchten Blättern des großen Hauslauches reiben; ferner einigemal des Tages mit Spießglasbutter, oder 8 bis 12 mal täglich mit spanischer Fliegentinktur bestreichen und in der Zwischenzeit mit einem spanischen Fliegenpflaster bedecken, mit scharfem Weinessig, worin so viel Salz aufgelöst ist, als sich auflösen läßt, öfters befeuchten, mit einem Taig aus Salmiak und Mutterharz belegen, imgleichen durch den lang anhaltenden Druck einer kleinen Münze oder halben Erbse und dergl., die man mit einer Binde befestigt, so wie auch auf eine der folgenden Arten wegschaffen.

Man faßt nämlich die Warze zwischen zwei Fingern, hebt sie mit der Haut in die Höhe, um sie von den unterliegenden Theilen zu entfernen, und sticht in dieselbe eine glühende Nadel so tief, daß sie die Wurzel der Warze erreicht. Ist die Warze breit, so sticht man 2 — 3 mal an verschiedenen Orten. Hierauf reibt man des Tages einigemal eine erweichende Salbe ein. Gemeiniglich fällt die Warze darauf in einigen Tagen ab.

Oder man legt um die Warze, wenn sie auf keiner zubereiteten Grundfläche sitzt, einen seidenen Faden oder ein Pferdehaar, oder noch besser einen feinen Draht, und dreht denselben anfänglich nur gelinde, täglich aber immer fester und fester, jedoch nicht so fest zu, daß ein starker Schmerz entsteht.

Hierauf hebt sich die Warze allmählig in die Höhe, steigt gleichsam aus der Haut empor, so daß sie zuletzt mit einer Zange ganz leicht vollends herausgezogen, und wenn ihr unterer Theil zumal spitzig zuläuft und in einen Faden endigt, abgeschnitten werden kann.

Oder man muß die Warze täglich, je öfter je besser

reiben, stark nach allen Seiten hin und her drücken, kneipen, rütteln, zwischen die Nägel fassen, in die Höhe ziehen, hin und her bewegen, und darauf eine erweichende Salbe einreiben. Nach einiger Zeit sondert sich die Warze rings umher ab, wird endlich ganz los, so daß sie mit einer Zange aus der Haut hervorgezogen und abgedreht werden kann.

Endlich ist zu merken, daß jedes von den obengenannten scharfen und ätzenden Mitteln, wenn die Warze nicht wieder wachsen soll, bis auf ihre Wurzel dringen, die Anwendung desselben aber ganz wegfallen muß, wenn es heftige Schmerzen und beschwerlichere Zufälle als das Uebel selbst ist, z. B. eine heftige Entzündung, starke Eiterung, eine üble Narbe, und folglich eine größere Unförmlichkeit, als die ist, welche man heben will, erregt, und die Warze an unterliegenden flechsichten, oder sonst wichtigen und empfindlichen Theilen angewachsen ist.

Uebrigens bedeckt man, wenn man ein Aetzmittel braucht, den Theil mit einem Pflaster, das in der Mitte eine Oeffnung hat, damit blos die Warze entblößt bleibt und das Aetzmittel nicht auf die nahliegenden gesunden Theile wirken kann. Auch kann man den über der Haut hervorragenden Theil der Warzen mit der Scheere wegschneiden, ehe man das Aetzmittel auflegt. Ist die Warze schmerzhaft, so muß durchaus ein erfahrner Wundarzt zu Rathe gezogen werden.

Die Flecken nach den Pocken sind Ueberbleibsel einer Eiterung und Entzündung, wovon die Haut und die Hautgefäße gelitten haben. Um dieselben zu vertreiben, muß man alle reizende und erhitzende Nahrungsmittel vermeiden, und während acht Wochen nur kühlende, etwas schleimige, nahrhafte, jedoch leicht verdauliche Speisen genießen. Dahin gehören Graupen-, Grieß-, Habergrützsuppen, Spinat, Möhrenwurzeln, junges Geflügel, Kalbfleisch, gekochtes Obst; des Morgens versüßte Molken, bei Tische gutes Magenbier, Nachmittags einen Trank von Gerste mit Hirschhorn gekocht, und nachher mit Zitronensaft vermischt. Uebrigens sind gelind abführende Mittel von Manna, Tamarinden und Rhabarber, die noch übrigen Unreinigkeiten wegzuschaf-

sen, erweichende und eröffnende Banden, die Ausdünstung der noch übrigen Schärfe zu befördern, sehr zu empfehlen.

Das Gesicht muß binnen dieser acht Wochen nur alle 4 bis 6 Tage mit Wasser gewaschen werden, worin geriebene weiße Brodkrume gekocht worden ist; nach Verlauf dieser Zeit kann es mit folgendem vortrefflichen Wasser gewaschen werden. Man nehme gereinigten, weiß gewaschenen und zerlassenen

Schmer	1	Pfund,
Seeblumenwasser	1	—
Große Reneten	6	Stück,
Oder statt dieser zerschnittene Zitronen	2	Stück,
Weiße Lilienwurzel	1/2	Pfund,
Zerschlagene und gewaschene Kälberfüße	3	Stück,
Weinsteinsalz	1	Loth,
Wallrath	4	—

Dies alles wird in ein großes Zuckerglas gethan, 24 Stunden stehen gelassen, und nachher bei gelindem Feuer destillirt. Mit diesem Wasser, welches sich an einem kühlen Orte 24 Tage hält, kann das Gesicht des Tags dreimal mit einem weichen Schwamm benetzt werden, je länger man es darauf läßt, jemehr man sich dabei der Luft enthält, desto sicherer ist seine Hülfe.

Wenn die Pockenflecke sehr brennen, so ist anstatt des vorigen folgendes Mittel anzuwenden. Man nehme:

Weichgekochten Reiß . . .	1/2	Pfund,
Den Saft von	2	Zitronen,
Weiße Brodkrume	1/2	Pfund,
Melonenkerne	1	—
Weißen Wein	1/2	Quart,
Seeblumenwasser	1	Pfund.

Es wird so wie das vorige 24 Stunden stehen gelassen, dann destillirt und gebraucht.

Bei den Pockengruben hat das zarte Fett unter der Haut gelitten. Zu Ergänzung derselben ist die bei den Pockenflecken zu beobachtende Diät, und äußerlich die zweite Art der oben beschriebenen Masken bei Nacht, die oben beschriebene Salbe von Rehbocksfett hingegen bei Tage zu gebrauchen.

Die Winkel des Mundes schlagen zuweilen aus und

fangen an zu nässen, besonders wenn eine saure Schärfe dazu Anlaß gibt. Zuförderst sind hier abführende Mittel und die Enthaltung aller scharfen und gesalzenen Speisen nöthig; äußerlich kann man folgenden heilsamen Balsam aufstreichen. Man nehme:

Balsam des Lukatalls	1 Loth,
Rosenöl	1 —
Gelbes Wachs	1/2 —
Allaun pulverisirt	6 Gran.
Präparirte Tutia	12 —

Dies alles wird vermischt und zu einer Salbe verarbeitet, um damit die kleinen Wunden zu bestreichen.

Der Bildhauer Johann Joseph Götzel in Augsburg will ein Mittel erfunden haben*), das menschliche Gesicht von den Jahren an, da man anfängt, alt zu werden, ohne Spiritus, ohne Schminke oder andere Medikamente, in etlichen Minuten um 15 bis 20 Jahren zu verjüngen. Der Erfinder hat an sich selbst die auffallendste Probe gezeigt. Die Verjüngung kostet einen Konventionsthaler. Man muß entweder den Künstler zu sich berufen, oder selbst zu ihm reisen. Ob viele Damen die Reise nach Augsburg gemacht haben, und wie sie von da zurückgekommen sind, davon ist mir nichts bekannt.

Die Augenbraunen dienen sowohl zum Schutz der Augen, indem sie das Herabfließen des Schweißes verhindern, als auch zu einer großen Zierde des Gesichts. Man gibt ihnen dadurch eine schöne Form, wenn man sie öfters mit einem feinen Bürstchen von der inwendigen Seite gegen die auswendige streichet; hierdurch bewirkt man auch zugleich, daß sie zwischen den Wurzeln ihrer Haare besser ausduften.

Wenn die Augenbraunen bei den Pocken oder andern Zufällen ausgefallen sind, kann man ihren Wachsthum durch folgendes Mittel befördern. Man nimmt:

Fett von schwarzen Gartenschnecken . .	6 Loth,
Reines frisches Vipernschmalz	3 —
Zwiebeln von weißen Lilien, die noch etwas saftig sind	2 —

*) Die Anzeige davon stand in der Frankfurter Kaiserlichen Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung 1790. Nr. 176.

Dies alles wird in einem Tiegel bei gelindem Feuer eine Stunde langsam gekocht, und während es noch warm ist, durch ein Tuch gedrückt. Die Augenbraunen werden damit täglich öfters bestrichen.

Um den durch ähnliche Krankheiten verloren gegangenen Haaren an den Augenliedern wieder ein neues Wachsthum zu geben, nehme man von der mittlern weichen Rinde des Ulmenbaumes 4 Loth, und 8 Loth weißes Lilienöl, dies koche man zusammen bei gelindem Feuer in einem Tiegel eine Viertelstunde lang, drücke alsdann das Dünne durch ein Tuch, und vermische damit 1 Loth frisches Vipernschmalz. Mit dieser Salbe werden die Ränder der Augenlieder vermittelst eines Pinsels von Biberhaar bestrichen.

Die Schönheit des Haares hat vorzüglichen Antheil an dem Effekt eines schönen Kopfs, daher sind denn auch fast nirgends so viel Versuche gemacht worden, als in diesem Gebiete weiblicher Reize.

Das Wachthum der Haare zu befördern ist sehr leicht, wenn nur der Körper gesunde Säfte hat. Die ganze Kunst besteht darin, daß der Kopf und die Haare täglich vom Schweiße gereinigt und ausgekämmt werden. Das Verwirren der Haare ist ihrem Wachsthum besonders hinderlich. Den Kindern muß man daher das Hinterhaar, sobald es sich thun läßt, besonders des Nachts in einen oder zwei lockere Zöpfe einflechten. Man wasche zuweilen den Kopf und die Haare mit warmem Wasser und Seife, wodurch aller fette Schmutz weggeschafft, die Gefässe geöffnet und der Zufluß der Säfte vermehrt, die Haare geschmeidig gemacht, ihre Kanäle erweitert, und also das Wachsthum befördert werden muß. Will dieses nicht helfen, so müssen die Haare öfters abgeschnitten, oder noch besser, kahl abrasirt werden, und zwar muß täglich so lange damit fortgefahren werden, bis die Haare anfangen stark zu wachsen.

Die Haare sind verschiedenen kränklichen Zufällen unterworfen, die aus innerlichen und äußerlichen Ursachen entstehen. Von innen kann eine besondere Verderbniß der Säfte die Haarzwiebeln und Wurzeln zerfressen, zerstören, sie können aus Mangel der Säfte austrocknen.

Aeußerlich entstehen Fehler, wenn die Haare zu nachläßig besorgt werden, wenn sie lange verworren bleiben, und sich also der Schweiß darin anhäuft. Oder wenn sie zu viel mit Pommade eingeschmiert werden, besonders die dicken fetten Haare. Diese müssen durch öfters eingestreuten und wieder ausgekämmten Puder ausgetrocknet und von allem anklebenden fetten Schmutz gereinigt werden. Krause und spröde Haare müssen hingegen öfters mit weicher Pommade bestrichen werden, um sie geschmeidig zu machen. Das öftere Brennen mit dem Eisen richtet die Haare gänzlich zu Grunde, alle Geschmeidigkeit und Wachsthum wird ihnen dadurch benommen, der Saft wird ihnen entzogen, sie werden ausgetrocknet, mürbe, und ersterben endlich ganz und gar.

Man sollte den Puder durchaus vermeiden und ihn nur höchstens zum Trocknen der Haare gebrauchen. Er verstopft die Hautgefässe, und ist nicht nur dem Wachsen und Erhalten der Haare nachtheilig, sondern sein Schaden erstreckt sich auf viele andere Theile des Körpers, vorzüglich auf die Augen, die Nasen, Lungen u. s. w.

Mit Vergnügen sieht man jetzt auf dem Lande und in Städten, selbst in den glänzenden Cirkeln, junge Damen, die theils aus Ueberzeugung, leider aber noch mehr aus Modegeist, ihr Haar in einem kunst- und puderlosen Schmuck tragen. Auch von den Köpfen der Jünglinge und Männer verschwindet allmählig Puder und Zopf; es fehlt uns noch der Schritt unserer steifen Hof- und Dikasteratenzunft — und wir haben eine barbarische Thorheit weniger. —

Wenn nach heftigen Krankheiten, nach hitzigen Fiebern, nach dem Wochenbett die Haare ausgehen, so sind deswegen die Haarzwiebeln nicht verdorben, die Haare wachsen wieder allmählig, so wie der Körper an Kräften gewinnt. Hierzu tragen nährende und stärkende Fleischbrühen, stärkende Arzneien, Chocolade u. dergl. bei. Zugleich ist es zuträglich, die Haare des Abends und Morgens mit folgender Pommade zu reiben. Man nimmt

Dachsfett	6 Loth,
Haarfett	1 —
Bärenschmalz	3 —

Hanföl . . . . 2 Loth,
Leinsaamenöl . . . . 2 —
Storax . . . . $1\frac{1}{2}$ —
Florentin. Veilchenwurzel . . . . 2 —
Frauenhaar (Flores capillor. Veneris) 3 Händevoll.

Dies alles wird in einem Tiegel bei gelindem Feuer eine Stunde lang gekocht und nachher durch ein Tuch gedrückt. Hiervon wird jedesmal so viel, als die Größe einer Muskatennuß beträgt, genommen, und damit das Haar durchrieben.

Wenn die bloße Trockenheit der Haut am Ausgehen des Haares schuld ist, so ist, neben der Enthaltung aller gesalzenen und geräucherten Speisen, eine Kur von Selserwasser mit Ziegen- oder Kuhmilch vermischt, und der Gebrauch der eben beschriebenen Pommade zu empfehlen.

Die gewöhnliche und beste Pommade wird aus
gelbem Wachs . . . . 1 Loth,
weißem Wachs . . . . 2 —
frischem gereinigten Schöpsentalg 7 —
bereitet. Dies alles schmelze man in einem Tiegel, schäume das Aufschwimmende fleißig ab; wenn dies geschehen und die Masse kalt geworden ist, gieße man 1 Quentchen Cedernöl darunter.

Um das verderbliche Brennen der Haare zu vermeiden, können solche durch folgende Mittel kraus und lockig gemacht werden:

Man nimmt:
Das Weiße von . . . . 1 Ei,
Fein gestoßenen weißen Zucker . 1 Quent,
Weißen Wein . . . . 1 Eßlöffel,
Und macht eine Salbe davon.

Oder man nimmt:
Gummi Elemi . . . . 1 Loth,
Rosenwasser . . . . $\frac{1}{2}$ Pfund,
und läßt beides ein wenig zusammenkochen.

Das Haar wird hiermit des Abends benetzt und mit Haarwickeln aufgerollt.

Wenn man die Haare da, wo sie nicht wachsen sollen, vertilgen will, legt man Löschpapier mit versüßtem Salzgeiste auf den haarichten Theil. Oder man nehme:

Operment . . . . 2 Loth,
Ungelöschten Kalk . . . . . . 2 —
Silberschaum . . . . 1 —

Dies kocht man so lange in 1½ Pfund Wasser, bis von einer Schreibfeder die Federn abgehen. Hiermit wird der Theil bestrichen, und bald darauf mit Lilien- oder Rosensalbe belegt. Um die Röthe der Haare zu vertreiben, ist das leichteste und wirksamste Mittel, die Haare recht oft abzuschneiden oder wegzurasiren, je öfter sie abgeschoren werden, desto geschwinder verfärben sie sich. Ein Ordensgeistlicher, der als Novize ein brennend rothes Haar hatte, bekam nach einigen Jahren, da ihm sein Orden die Tonsur zur Pflicht machte, völlig schwarzes Haar. Oefteres Kämmen mit einem bleiernen Kamme, besonders, wenn man unter die gewöhnliche Pommade gute Storaxessenz mischet, befördert gleichfalls das Schwarzwerden der Haare.

Unter den Mitteln, welche die Augen hell, glänzend und gesund erhalten, nimmt das kalte Wasser die erste Stelle ein, man versäume daher nie, beim Aufstehen und Schlafengehen sie damit zu baden; man kann sich dazu der gewöhnlichen Augenbäder bedienen.

Gesunde und weiße Zähne sind die höchste Zierde des Mundes und ein Zeichen der Gesundheit. Gutes Zahnfleisch muß hart anzufühlen, nicht weich, nicht geneigt zum Bluten seyn. Die Farbe muß zinnoberroth seyn, nicht bläulich oder dunkelroth. Es muß über die Zähne gehen, so daß die Zähne hervorragen. Wer solch ein Zahnfleisch hat, braucht nichts, als täglich mit einem kleinen Schwamm, in frisch Wasser getaucht, über Zähne und Zahnfleisch wegzufahren, sie vom Schleim zu reinigen. Das Zahnfleisch muß täglich ein bis zweimal mit dem Finger gestrichen werden, bei den untern Zähnen nach oben hin, und bei den obern nach unten, damit sich kein Weinstein und Schleim zwischen Zahn und Zahnfleisch setzen kann. Wer schlechtes Zahnfleisch hat, muß es täglich mit einem zusammenziehenden Pulver reiben, z. B. mit feiner China. Man reibt es auf das Zahnfleisch, läßt es eine Weile sitzen, sodann reibt man es mit Wasser vermittelst des Fingers auf dem Gaumenfleisch hin und her.

Auch thut folgendes Zahnfleischelixir vortreffliche Wirkung:

Zimmt	. . . .	1 Unze,
Gewürznäglein	. . . .	2 Drachmen,
Die Schale von	. . . .	4 Zitronen,
Trockne rothe Rosenblätter	. . .	1 Unze,
Brunnenkresse	. . . .	1 Handvoll,
Pyrethrawurzel	. . . .	1 Unze,
Salbei	. . . .	1 —
Löffelkrautspiritus	. . . .	2½ —
Weingeist	. . . .	10 —

Alles muß wohl gestoßen und in eine gläserne Bouteille gethan werden, und dann 24 Stunden auf heißem Sande anziehen. Wenn man davon Gebrauch machen will, gießt man eine halbe Theetasse voll in ein Glas, gurgelt und wäscht das Zahnfleisch damit vermittelst eines Schwämmchens. Dieses kann täglich einigemal geschehen.

Bei guten Zähnen sind folgende Regeln zu beobachten. Alle Morgen müssen die Zähne vermittelst eines in lauwarmes Wasser getauchten Schwämmchens vom Schleime gereinigt werden; ganz kaltes Wasser ist eben so schädlich, als heißes Trinken und Essen; doppelt schädlich ist es aber, wenn Kälte und Hitze an den Zähnen plötzlich abwechselt, wenn man z. B. auf warmes Essen sogleich kalt trinkt.

Das Hin- und Herreiben mit einer Bürste oder einem Schwamm taugt nichts, dadurch kommt Unreinigkeit zwischen die Zähne, man muß blos die Zähne oben und unten abreiben.

Gleich nach dem Essen muß der Mund mit Wasser ausgespült und der Gebrauch der Zahnstocher so lang als möglich vermieden werden. Die von Federkielen fein geschnittene sind indessen unter allen die besten.

Wer schlechte Zähne hat, muß Zahnpulver gebrauchen. Zitronen, Kremor-Tartari macht zwar die Zähne weiß, aber sie sind auch, so wie jede Säure, dem Email schädlich.

Ist bloßes lauliches Wasser nicht hinreichend, den Schleim oder die sogenannte Weinsteinmasse von den

Zähnen fortzuschaffen, so kann man sich des Pulvers aus schwarzgebrannter Brodrinde, oder auch folgenden Zahnpulvers bedienen, das die Zähne wohl reinigt, das Zahnfleisch befestiget, und zugleich einen augenehmen Athem gibt. Man nimmt:

Gute Mekkabohnen braun gebrannt . .	2 Loth,
Myrrhe, beste Sorte	½ —
Gumilak	½ —
Kaskarille	½ —
Römischen Alaun	½ Quent.

Dieses alles wird zu einem nicht gar zu feinen Pulver gestoßen, wozu noch ein Quentchen zerriebene frische Zitronenschale gemischt wird. —

Auch ist folgende Latwerge ein vortreffliches Mittel zur Erhaltung schöner Zähne.

Man nimmt:

Rothe Korallen	½ Unze,
Drachenblut	2 Drachmen,
Knochen vom Balkfisch	2 —
Kokuskörner	10 Stück,
Bimsstein	1 Unze,
Nelkenöl	20 Tropfen,
Zimmetöl	30 —

Narbonischen Honig, so viel als nöthig ist, um eine Latwerge daraus zu machen. Die übrigen Ingredienzien werden fein gepulvert und durch ein feines Sieb gesiebt.

Alle Zahnpulver dürfen aber nur so lange gebraucht werden, als die Zähne unrein sind, und wenn sie es nicht mehr sind, werden sie blos wieder mit frischem Wasser gereinigt. Entstehen übrigens die Krankheiten der Zähne durch innere Ursachen, Verderbniß der Säfte, so muß ein Arzt die Krankheit untersuchen und die Mittel bestimmen. —

Wenn der Busen den von der Natur ihm vorgesteckten Grad der Vollkommenheit erreichen soll, so muß man bei dessen Bekleidung durchaus darauf sehen, daß er auf keine Weise gedruckt, gepreßt oder gereizt wird. Es ist eine für die Schönheit und Gesundheit der Brüste äußerst schädliche Gewohnheit, durch Schnürleiber, von welcher Art sie auch sind, sie erhöhen zu wollen, denn

sie werden schlaff, und sinken, sobald jener Druck von außen aufhört, nur desto tiefer herunter. Da die Brustwarzen hierdurch eingedrückt werden und sich zurückziehen, so ist auch dieser Gebrauch für eine künftig säugende Mutter offenbar nachtheilig. Man hat Beispiele, daß das zu starke Pressen die Milchgefäße so verengt hat, daß sie zur Absonderung der Milch gänzlich untauglich wurden, woraus dann Entzündung, Geschwülste, Aufbrechen u. dergl. entstanden ist.

Um die schöne weiße, blendende Farbe des Halses und des Busens zu erhalten, muß man dieselben nie der Abendluft aussetzen, anstatt seidener Tücher feine leinwandne tragen, und sie öfters mit einem weißen reinen Tuch abreiben, da sonst die in den vielen Schweißlöchern und Drüsen dieser Theile leicht stockende Fettigkeit eine gelbliche Farbe verursachen. —

Das zu ofte Waschen der Hände macht die Haut trocken und hart, und nimmt ihm diejenige Geschmeidigkeit, ohne welche sie aufhört, schön zu seyn. Das Waschen mit der gewöhnlichen Seife und Seifenspiritus ist daher zu vermeiden.

Zur Erhaltung schöner, weicher und weißer Hände ist folgendes Mittel sehr dienlich. Man nimmt:

Abgeschälte bittere Mandeln .	16 Loth,
Kraftmehl	3 —
Den Dotter von	4 Eiern,
Weißen Wein	1 Quart.

Dies alles wird in einer Pfanne unter beständigem Herumrühren, zu Vermeidung des Anbrennens, bei gelindem Feuer gekocht. Die Masse wird nachher in eine steinerne Büchse gethan, man nimmt des Morgens und Abends eine welsche Nuß groß davon, um die Hände in weichem und reinem Fluß- oder Regenwasser damit zu waschen.

Zu dem nämlichen Gebrauch ist auch folgendes Mittel vortrefflich. Man nehme:

Bittere geschälte Mandeln . .	8 Loth,
Süße geschälte Mandeln . .	4 —
Weißen Senfsamen	2 —
Weißes Bohnenmehl	2 —

Weiße Brodkrume	4	Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz . . .	3	—
Ochsengalle	1	—
Das Eiweiß von	4	Eiern,
Zitronensaft von	2	Zitronen,
Geläuterten	3	Loth.

Dies alles wird in einem steinernen Mörsel unter lange fortgesetztem Reiben in eine Masse verwandelt, wozu man während des Reibens etwas Lavendelöl gießen kann. Um die Hände fein und weich zu erhalten, ziehen viele Frauenzimmer des Nachts über Handschuh auf, die inwendig mit Mandelöl bestrichen worden sind.

Die beste Art, zu diesem Zweck dienliche Handschuh zuzubereiten, ist folgende: Man wäscht Waschhandschuh so lange in reinem Fluß- oder Regenwasser, bis das Wasser ganz hell und rein davon abläuft: hierauf wäscht man die Handschuh noch einmal, besonders mit Rosenwasser, und trocknet sie im Schatten. Wenn die Handschuh auf diese Art zubereitet sind, durchreibt man sie so lange mit frischen Eidottern, bis sie davon ganz und gar durchdrungen sind. Man läßt alsdann die Handschuh abermals allmälig trocknen, und durchreibt sie wiederum mit einem Theil Lavendelöl und mit sechs Theilen frischem Mandelöl zugleich, und hängt sie hierauf an die Luft. Zuletzt rollt man sie mit einem Rollholze, und bedient sich derselben auf die bestimmte Art.

Wenn die Nägel an den Fingern den Händen zur Zierde dienen sollen, werden folgende Eigenschaften dazu erfordert. Die Nägel müssen mehr lang- als breit seyn, doch sollen sie nicht über den Finger hinauswachsen; es steht vielmehr gut, wenn das Fleisch des Fingers etwas Weniges unter dem Nagel hervorragt. Sie sollten erhaben, rund, und nicht platt gedrückt seyn; sie müssen schwach, röthlich und der hintere Theil, der kleine Mond genannt, muß groß seyn und weiß aussehen; die ganze Oberfläche der Nägel muß glänzen.

Man hat wenig zu beobachten, um den Nägeln diese Schönheit zu geben. Der vordere schwarze Rand der Nägel, der über die Finger hinauszuwachsen pflegt, muß öfters abgeschnitten werden, so oft nämlich, als er wie-

der etwas gewachsen ist. Zum Beschneiden der Nägel muß man sich durchaus scharfer Instrumente, eines Federmessers oder einer Nagelscheere bedienen, die nicht einreißen und splittern; die Ränder müssen überall gleich abgeschnitten und zuletzt fein und glatt abgeschabt werden, damit keine spitzige Ecken bleiben. Durch das öftere Abschneiden werden die Nägel in gutem Wachsthum erhalten, wodurch sie dann nicht nur mehr in die Länge wachsen, sondern auch dünner und durchsichtiger werden, und also jenes schöne durchscheinende Inkarnat erhalten.

Die schöne Wölbung gibt man den Nägeln, wenn man die Finger an den Spitzen öfters gelinde zusammendrückt. Personen, die durch Händearbeit die Finger immer andrücken, haben daher gewöhnlich platte Nägel.

Waschen und trocknen muß man die Nägel nie abwärts, sondern aufwärts, die Haut wird dadurch allmälig mehr zurückgeschoben; das Oberhäutchen, welches hinten am Nagel wächst, muß öfters mit einem stumpfen Messer losgeschabt und zurückgeschoben werden; hierdurch wird der Nagelmond größer, weißer, und der Nagel verlängert.

Unterläßt man dieses Zurückschieben, so wächst die feine Haut an der Nagelwurzel zu stark hervor, und es entstehen die sogenannten Neidnägel, welche aber nie abgerissen, sondern mit einer scharfen Scheere abgeschnitten werden müssen.

Die Nägel selbst dürfen nie abgeschabt werden, wenn sie ihren Glanz nicht verlieren sollen, welcher blos dadurch verschafft wird, daß man sie sauber hält.

Man kann sie zuweilen mit Zitronensaft oder mit starkem Weinessig waschen, welches die Haut befestigt und die Nägel schön macht.

Anmerkung.

Alle bisher zur Verschönerung des Körpers vorgeschriebene Mittel und Recepte rühren von einem praktischen Arzte her, der selbst die glücklichsten Proben damit gemacht hat, sie können daher durchgängig, unter den vorausgesetzten Bedingungen, als zweckmäßig und unschädlich empfohlen werden.

Es ist übrigens nicht nöthig, von diesen Recepten und Mitteln sogleich die ganze vorgeschriebene Portion zu bereiten, sie können zu den beliebigen Versuchen erst zur Hälfte selbst oder in der Apotheke, und dann wiederholentlich verfertigt werden.

Ueber die weibliche Verschönerung durch Kleidung.

In keiner Art des Putzes hat die Eitelkeit der Weiber oder vielmehr ihr verdorbener Geschmack je einen weiteren Spielraum gefunden, als in dem Kopfputze, und doch ist unstreitig der Darstellung weiblicher Schönheit nichts nachtheiliger, als die üble Wahl des Kopfs- und Haarschmucks.

Man sehe nur einmal jene bald viereckigte, bald platte, bald zugespitzte, geflügelte, mit Draht verklammerte, aufgenadelte Figur auf dem Kopfe, die ohne alle denkbare Absicht und Endzweck auf dem gebläheten Haarbau sitzt, weder vor Kälte, noch vor Wärme schützt, und die Proportion des Kopfes zum übrigen Körper verdirbt.

Oder jenen ins unendliche vervielfältigten, oft erborgten falschen Lockenbau, jene in die Höhe gethürmte, aufgeschwollene Frisur, die obendrein noch mit buntgefärbten papiernen oder leinenen Blumen oft mitten im Winter, wenn Eis und Schnee die Erde deckt, wo uns die Natur keine einzige Blume schenkt, ausgeputzt ist: muß hier nicht der Begriff der Unnatürlichkeit sich zu dem eklen Kunstwerke gesellen, ihm das häßlichste Ansehen geben und das Auge beim ersten Anblick wegscheuchen? —

Neue Moden gefallen immer, sie mögen so unnatürlich seyn, als sie wollen, und — sagt oder denkt vielleicht manches Mädchen — „wer sie nicht mitmacht, gefällt nicht.“

Aber meine junge Schönen, wem wollen Sie denn lieber gefallen, einem albernen Geck, einem Narren, oder einem Jüngling, einem Manne von Geschmack, von

Gefühl für Wahrheit, Harmonie und Natur? Glauben Sie nur nicht, daß die größere Hälfte des Männergeschlechts im Punkte des Geschmacks an weiblicher Verschönerung zu der ersten Klasse gehört; selten weichen Männer so weit von der Natur, daß sie prunkvollen Putz dem kunstlosen Schmuck vorziehen.

Der übel verstandene Reiz der Neuheit, den das schöne Geschlecht überall zu erzwingen sucht, und selbst seine Veränderlichkeit und Unbeständigkeit ist die Grundlage der unabläßig wechselnden Moden. Aber die tägliche Abwechselung der neuen Moden gibt gerade ihren verkehrten Ursprung zu erkennen. Denn das wahre Schöne kann doch unmöglich in das Entgegengesetzte abändern!

Am meisten betrügen Sie sich, meine Schönen, wenn Sie diesen Reiz Ihrem Kopfputze beilegen wollen; wir suchen ihn wahrlich nicht in Ihrem künstlichen Lockenbau, nicht in Ihrem Kopfzeuge nach dem neuesten Geschmack; wir suchen ihn vielmehr in dem ungezwungenen Ausdruck ihres Gesichts, Ihrer heitern, lächelnden Miene. Wie ist es aber möglich, oder vielmehr wie albern läßt es, sich in einem hochaufgethürmten, durch vielfache Kunst emporgedrungenen Kopfputze, die lächelnde Miene eines freien, natürlichen und ungezwungenen Anstandes zu geben? —

Frei walle das Haar um Ihren blendendweißen Nacken in ungezwungenen Locken herab, und höchstens ein Band von gut gewählter Farbe erhebe des Hauptes Zierde, ein gut gewählter Hut schütze es im Winter vor Kälte, im Sommer vor den brennenden Strahlen der Sonne, ohne daß die verderbliche Hand des Künstlers der Haare natürlichen Schmuck entweihe.

Dies ist der Putz, meine junge Schönen, wodurch jede Wendung Ihres Kopfs freier und natürlicher wird, mehr Leben und Kraft erhält, weil nichts die volle Wirkung des natürlichen Ausdrucks der Empfindung hindert; und wenn das Auge von keinen Nebensachen abgezogen wird, müssen Sie da nicht auf das Gefühl jedes unverdorbenen Jünglings den größten Eindruck machen? —

Wenn der Künstler die Liebe in dem Augenblicke vorstellt, wo sie absichtlich reizen will, so läßt er sie unter

einem runden Hut schalkhaft hervorlächeln, weil gerade dieser Kopfschmuck diesem Lächeln so günstig ist. Die Grazien wird er aber offen und frei in herabwallenden Locken, mit wehendem Haarschmuck und in einer leichten, nachläßig schwebenden Stellung darstellen. —

Die Schnürbrust wirkt gerade das Gegentheil von dem, was man durch sie zu gewinnen hofft: sie soll den Körper verschönern und sie verunstaltet ihn. Die Augen der Zergliederer haben längst entdeckt, daß keine einzige von den geschnürten Schönen ihren geraden Wuchs behält. Im Grunde thut also die Schnürbrust noch eben das, wozu sie erfunden ward, sie verhüllt einen Fehler der Bildung, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn an der vollkommenen Bildung zuerst hervorbringt.

Alle geschnürten Frauenzimmer, sagt Sömmering in seiner vortrefflichen Preisschrift, bekommen wenigstens eine hohe Schulter, wenn sie nicht noch ärger verwachsen. Es ist dies die natürliche Folge der Gewalt, welche die Rippen zusammenpreßt, die Brusthöhle verengt und einen von der Natur ordentlich aufgerichteten Kegel vom Knochen umkehren und auf die Spitze stellen will; denn das Gerippe des weiblichen Körpers ist so zart, daß es nicht einmal Stäbe von Stahl und Eisen bedarf, um es in eine widernatürliche Lage zu zwingen.

Außerdem hat die Schnürbrust einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; sie erschwert das Athemholen, sie hemmt die Verdauung, sie vermehrt das Ungemach der Schwangerschaft, vervielfältigt die Gefahren der Entbindung, macht die Brüste zum Stillen untüchtig, veranlaßt oft das fürchterlichste, ekelhafte, fast unheilbare Uebel, den Krebs, an diesem schönen Theile des Körpers, und verursacht eine große Anzahl von weiblichen Krankheiten.

Dies alles ist unwiderleglich bewiesen, kann nimmermehr geläugnet werden, und dennoch trägt man Schnürbrüste nach wie vor. Gewiß ein merkwürdiges Beispiel mehr, daß durch Beweise bei dem Menschengeschlechte leider wenig ausgerichtet wird, daß die Quelle seiner Handlung oft anderswo als im Kopfe liegt. —

Wenn Beweise etwas vermöchten, so empfingen wir

nicht nur gerad gewachsene Schönen aus der Hand der Natur, sondern wir hätten auch keine empfindsame Jungfern, keine hysterische Frauen, keine Somnambulen und Clairvoyanten, keine Goldmacher und Geisterseher, keine Deisten und Atheisten u. s. w.

In der That, sollte nicht von jenem Druck, dem selbst die Knochen weichen, das Nervensystem eine wesentliche Veränderung erleiden müssen? Sollte nicht die Schnürbrust dem Willen wie dem Schulterblatt einen kleinen Höcker aufdrücken, und die Einbildungskraft etwas verschrauben, oder mit einem neueren Kunstwort, exaltiren können?

Oder wäre vielleicht an der Beibehaltung der Schnürbrüste der verderbte Geschmack der Männer Schuld, die, als Sclaven der Gewohnheit, noch immer in der Trichterform ein Ideal der Schönheit erblicken, welches wohl dem Schneider, aber nicht der Natur erreichbar ist?

Nichts ist der weiblichen Gestalt vortheilhafter, als eine ungezwungene, mit edlem Anstand verknüpfte, gleichsam schwebende Haltung des Körpers. Durch sie vorzüglich geht Reiz und Leben und hoher Zauber in Gestalt, in jeden Ton der Stellung und Geberden über. Ist hingegen die Haltung des Leibes gezwungen, so müssen nothwendig alle übrige Stellungen, Wendungen und Geberden gleichfalls gezwungen seyn. Nun ist aber bei einer Schnürbrust eine freie und natürliche Haltung des Körpers unmöglich, folglich müssen auch alle Stellungen und Geberden eines solchen eingeschnürten Mädchens das Gepräge des unnatürlichen Zwanges an sich haben. Keine fließenden Umrisse, keine sanften Rundungen, nicht jene liebliche, schlängelnde Allmähligkeit sieht man hier, worauf das männliche Auge so gerne hingleitet — das Wesentliche eines schönen Wuchses ist gänzlich verloren.

Ein so gepanzertes Frauenzimmer ist keines natürlichen Anstandes, weder in Gesprächen, noch in Manieren und Geberden fähig. Bei heiterer, munterer Unterhaltung müssen Stimme, Geberden, Stellung, Wendung, Bewegung der Gliedmaßen ein harmonisches Ganze ausmachen. Wie ist aber diese

lebhafte Regsamkeit, die den Muskeln des weiblichen Körpers so eigen ist und ihm so große und unwiderstehliche Reize verschafft, bei einem eingeschnürten Frauenzimmer möglich, wo die Hauptttheile gepreßt, gespannt, gedrückt sind, und dieser zwanglose Zustand auch die übrigen Theile des Körpers in ihrer leichten Wirksamkeit hindert? —

Noch auffallender wird eine solche steife Figur beim Tanze, wo die weibliche Gestalt die günstige Gelegenheit hat, sich in ihrer biegsamen Geschmeidigkeit, in ihrer bezaubernden Leichtigkeit zu zeigen. Wie sie da in steifer Geradheit, in schiefen Stellungen umhertritt die gepanzerte Schöne, anstatt daß sie bald in dem feierlichen Menuet edlen Anstand, gefällige Grazie und sanfte Allmähligkeit in ihren schönen Bewegungen, bald in den lustigen Quadrillen erhöhete Freude in den stärker bewegten Muskeln ausdrücken sollte. —

Warum bedienen Sie sich denn nicht der englischen Schnürleibchen, meine Schönen, wenn Sie doch ihren Wuchs veredeln und ihre Taille verschönern wollen? Diese haben nicht jenes Steife und Panzermäßige, welches die natürliche Ausbildung der Theile hindert, und da sie dem Körper eine vollkommene freie Wirkung geben, so kann sich die Schönheit der Natur gemäß entwickeln. Sie bestehen nämlich aus einem Korsett, welches sich an den Hüften auf eine leichte Art anschmiegt und den Busen emporhebt. Ein Band, welches über die Achsel schwimmt, hält das Korsett gelinde zusammen. Da das Bruststück nie höher, als bis an den Sitz des Busens reicht, so hat dieser alle Freiheit, sich zu bewegen.

Ein ganz enthüllter Busen verträgt sich eben so wenig mit der Sittlichkeit, als dessen wulstige, bis zu einem ungeheueren Kontour aufschwellende Bedeckung, denn hierdurch reizt man absichtlich die Phantasie zu einem üppigen Spiele. Aber auch der Schönheit schadet diese, von invaliden Schönen erfundene, bis an's Kinn emporstrebende Bekleidung des Busens. Die Lichtpartheien dieser weißen Masse sind viel zu grell und zu abstechend gegen das sanftere, weichere Inkarnat des Gesichts. Die Wiederscheine dieser Masse sind gleich-

falls zu schneidend und stören die schöne Farbenharmonie des Ganzen, beschneiden die Umrisse der Formen zu scharf. Ein Kopf, der durch eine solche weiße Masse gleichsam abgeschnitten ist, sieht aus wie, ein Theil, der nicht zum Ganzen gehört. Ueberdies bekommt die ganze Figur ein steifes Ansehen, das, wo nicht mit der Leichtigkeit, doch mit dem Reiz der Bewegung in Widerspruch stehet. —

Ist aber der Busen nur leicht verhüllt, wie sanft ist dann der Uebergang der Farben! Wie schön verliert sich das höhere Inkarnat des Gesichts in die Weiße des Halses und Busens durch allmählige Abstufungen! Wie leicht ist die Gewandtheit des Kopfs, wie bedeutend jede Nuance von Bewegung. —

Jemehr wir berechtigt sind, bei dem weiblichen Geschlechte ein feineres Gefühl für Schönheit und Verschönerung, einen zärteren, eigenthümlichen Sinn für Schicklichkeit und Wahrheit zu erwarten, desto mehr muß es uns auffallen, in Ansehung der Wahl und Anordnung der Kleidungsstücke jenen glücklichen Zartsinn so oft zu vermissen, statt Ausdruck der weiblichen Natur, Harmonie, Ordnung und Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen, Entfernung von der Natur, Mißverhältniß und Verunstaltung in der Form zu erblicken.

Alles, was nicht einen wesentlichen Theil des Körpers hebt, unterstützt, angenehmer macht, was blos angehängt, angeklebt, angezwungen ist, was der weiblichen Gestalt ein mißförmiges Ansehen gibt, muß einen höchst unangenehmen Eindruck machen, der Wirkung des Ganzen schaden und die schönste, gefälligste Figur entstellen. —

Alles, was den Anschein von steifer Eckigkeit und Ungelenksamkeit hat, ist nachtheilig, weil der Ausdruck von Rundung, Sanftheit, regsamer Geschmeidigkeit die ursprüngliche Zeichnung der weiblichen Schönheit ausmacht.

Alle übertriebene, überhäufte Verzierung, alle aufgeblähete Kunst verträgt sich nicht mit dem reinen Ausdruck der weiblichen Natur, und verdunkelt die schönsten Eigenschaften. —

Ein schönes Frauenzimmer, welches in einem reichen, gekünstelten, stark hervorstechenden, von Geschmeide strotzenden Putze erscheint, schadet sich besonders dadurch, daß das Auge von der natürlichen Schönheit abgelenkt und nur zur Betrachtung und Bewunderung des Schmuckes gereizt und angezogen wird; der Blick des Beschauers hängt blos an der Kleidung, und vergißt darüber die Person, die sie trägt.

Diese Wahrheit wird durch die Wirkung des schwarzen Kleides sehr deutlich bewiesen, denn es ist eine alte Bemerkung, daß die Schönen vornämlich in der Trauer gefallen, und daß häßliche Personen im schwarzen Trauerkleide nur noch häßlicher zu seyn scheinen. Die Ursache hiervon liegt theils in der Stimmung für Mitleiden und Liebe, und dem dadurch erregten Interesse an der Person, welche in Trauer gekleidet ist, noch mehr aber darin, daß nicht mannigfach geschleifte Bänder, nicht Schmuck von tausend Farben, keine Diamanten, keine blitzenden Armbänder, keine Medaillons oder Gemälde die Augen aufhalten, sondern daß sie an dem einfachen farbenlosen Gewand hingleiten, und nichts als die Gestalt und das Gesicht umfassen.

Ist nun das traurende Frauenzimmer schön, so wird nichts als seine Schönheit besehen; das Auge, mit einem Herzen in mitleidiger, liebevoller Stimmung, ruht nur allein auf ihr und wird durch nichts zerstreut. Ihre Schönheit verrichtet ihre ganze Wirkung. Ihre melancholische Miene, ihre betrübten Blicke, ihr Seufzen erhöhet den Reiz, und sie besiegt die Herzen, ohne daran zu denken.

Ist hingegen die Traurende so unglücklich, ein häßliches Gesicht zu haben, so muß diese Häßlichkeit um so stärker wirken, da das Auge nicht auf dem reizenden Schimmer ihres Putzes verweilen, nicht den Werth ihrer Steine sich wünschen kann, da nichts da ist, was seine Aufmerksamkeit von der Häßlichkeit ableiten könnte.

Daß dies alles von vielen unserer Damen vielleicht oft nur dunkel gefühlt wird, bemerkt man häufig genug, denn man sieht besonders die Häßlichen im übertriebenen Putz; dies möchte ihnen denn auch wohl noch eher

hingehen, als den Schönen: aber völlig geschehen ist es um die Häßlichen, wenn sie den ersten, immer unangenehmen Eindruck, nicht bald durch die Vermuthung eines innern, höhern Werths zu vertilgen im Stande sind, und wenn Anmuth der Seele nicht wirklich die Stelle der Schönheit des Körpers vertritt. —

Will das Frauenzimmer durch die Kleidung seine Schönheit erhöhen, so müssen folgende allgemeine Regeln bei seiner Toilette herrschen: Alles muß nach der besten und zuverläßigsten Art gewählt und angeordnet seyn, daß sich die ganze Gestalt, nach der Beschaffenheit einer gewissen Absicht und nach den jedesmal eintretenden gesellschaftlichen Verhältnissen, vortheilhaft und angenehm darstelle; daß dieselbe als ein unzertrenntes Ganze erscheine, worin weder Mangel noch Ueberfluß ist; daß jeder kleine Zierrath, jede Ausschmückung durch den Ort, wo sie angebracht ist, die Wirkung des Ganzen befördern, daß die ganze Gestalt mit Vergnügen übersehen, und jeder Hauptheil in der Vorstellung derselben wohl bemerkt werde, und daß endlich die Betrachtung jedes einzelnen Theils auf eine natürliche Weise zur Vorstellung der ganzen Gestalt führe. Nur unter diesen wesentlichen Bedingungen ist es möglich, durch Kleidung den Zauber der weiblichen Gestalt zu begünstigen.

Es ist nur allein jene schöne Rundung in den Formen, die das Auge täuschen und das Herz fesseln, jene sanfte Mannigfaltigkeit in den Farben und Falten, jene allmähligen Erhöhungen und Vertiefungen im fließenden Gewande, die in jeder Bewegung so vielfältig und reizend wechseln, die sich so leicht dem Bau des Körpers anschmiegen, daß man die Lage, Beugung und Umrisse der Gliedmaßen mehr merken, als deutlich sehen kann, darin besteht die einfache Kunst, sich durch Kleidung zu verschönern.

Es ist ein bloßes Vorurtheil, wenn man meint, der feierliche, festliche Anzug bestehe nur in reichen, seltenen und theuren Stoffen, in einer zahllosen Menge von Perlen, Brillanten u. s. w.; dem gaffenden Pöbel ist es

freilich ein auffallender Anblick, er bemerkt vor allem Reichthum die Dame nicht, aber der verständige Mann wendet seinen Blick vor Ekel und Mißfallen hinweg.

Wenn allenfalls noch ein Diamant, eine Perlenkette, eine wehende Feder, schicklich und ohne Zwang angebracht, ein reiches kostbares Gewand in einem hohen Schwunge bei einer Dame von ausgezeichneter Bildung des Körpers, von hohem Wuchs, bei einer von Anmuth gemilderten Würde in ihrer Miene, eine den Ausdruck des Ganzen erhöhende Wirkung thun; so ist hingegen der Mißlaut in der Empfindung des Mannes desto größer und unerträglicher, wenn ein Weibchen mit kleinem zarten Gliederbau, in dessen körperlicher Gestalt sich eben so wenig, als im Ausdruck des Geistes ein einziger Zug von Größe ankündigt, von Prachtgeschwulst strotzend erscheint.

Der Zweck des weiblichen Anputzes ist nichts anders als erhöhete und verschönerte Darstellung der natürlichen Schönheit, der natürlichen Reize; diese Wirkung kann aber nur dann hervorgebracht werden, wenn die Kleidung in der genauesten Uebereinstimmung mit Gestalt, Gesichtsbildung und deren charakteristischen Ausdruck steht; denn jedes sinnliche Objekt ist überhaupt nur dann schön, wenn ihm sichtlich alles das zukömmt, was ihm nach seiner Bestimmung zukommen muß. Auf diesen wichtigen Gesichtspunkt wird daher das Frauenzimmer ein vorzügliches Augenmerk richten müssen.

Das Kleid muß nämlich in nähere Beziehung auf den Kontour des Körpers stehen. Allzu dicke und allzu magere Körper sind zwar überhaupt nicht schön; wenn aber überdies dicke Personen den Umfang ihrer Gestalt durch ganz enge Kleider und von dünnen Zeugen verbergen, oder wenn lange magere durch Kleiderwulst den Mangel an körperlichem Umfang ersetzen wollen, so beleidigen sie jedes ästhetische Gefühl, denn sie setzen sich in Widerspruch mit sich selbst; einem dicken Körper in einer engen Kleidung kommt nicht zu, was ihm zukommen muß, nämlich leichte und ungezwungene Bewegung, und für

einen magern Körper ist ein weites Kleid kein Bedürfniß zu einer solchen Bewegung.

Eben so widersprechend ist das Schönheitsgefühl, und beleidigend ist es, wenn ein Frauenzimmer, dessen leichte, scherzende, fröhliche Gemüthsart in ihrem beweglichen Gliederbau zugleich sinnlich dargestellt ist, in einem steifen, ernsten, feierlichen Anzuge erscheint; sie zerstört, was die Natur mit so vieler Absicht angelegt hat, ob es gleich von ihr abhängt, den ihr angeschaffenen natürlichen Zauber durch ihrem Charakter angemessene Kleidung unendlich zu erhöhen.

Durch die Farben des Gewandes kann nicht nur eine große Mannigfaltigkeit und ein hoher Reiz der Neuheit bewirkt, sondern auch der natürliche Ausdruck des ganzen Charakters erhoben und in einem schöneren Lichte dargestellt werden. Denn schon in den Farben blos allein liegt ein gewisser Anschein von Fröhlichkeit und Traurigkeit, von Lieblichkeit und Anmuth, von sanfter Wehmuth und strengem Ernste. —

Welch einen erhöheten Ton von Fröhlichkeit und Aufheiterung kann nicht ein rosenfarbenes oder leichtgestreiftes Gewand in die Gesichtsbildung bringen, so wie ein himmelblaues Gewand diesen Ton schon mehr zum sanft Wehmüthigen oder einer stillen Zufriedenheit herabstimmt. —

Ein schwarzes Kleid hat den Ton der tiefsten Trauer. Wie unnatürlich läßt es daher, wenn ein Frauenzimmer in einem solchen schwarzen Gewand übermüthig und ausschweifend lustig ist, in einem Gewand, wo nur stiller Ernst, nur zärtliche, innige Wehmuth und feierliche Trauer auf dem Gesichte herrschen sollte! —

Eben so wie die Farben ist der Zuschnitt des Kleides zur Unterstützung des Ausdrucks des Charakters geschickt. Ein geschmackvoller Zuschnitt muß das Verhältniß der Theile des Körpers bezeichnen, er muß weder zu lang und kurz, noch zu altväterisch seyn, wenn er einen angenehmen Eindruck machen, und oft selbst betagte Frauen verjüngen soll.

Die Falten des Gewandes bieten dem schönen Geschlecht überaus viele schlaue Anordnungen dar, das Auge zu täuschen und die Seele in angenehme Bewegungen zu setzen. Sie müssen den Körper bekleiden, aber nicht einwickeln, ihre Ueberhäufung und Einförmigkeit, ihre Härte und Steifheit muß vermieden werden. Wenn die Falten durch Weichheit und zarte Biegungen die sanften Uebergänge der Glieder und Muskeln und ihr freies Spiel durchschimmern lassen sollen, so müssen sie weder unordentlich gelegt, noch gekünstelt oder zu ängstlich hingezwungen seyn.

Reichthum und Mannigfaltigkeit der Faltenwerfung gibt der Kleidung eine Art von Lebendigkeit; Ueberfluß und Unordnung aber verwirrt das Auge und zieht es von andern wichtigen Hauptttheilen ab.

Deswegen können keine reich mit Gold und Silber durchwirkten Kleider, keine aufgesteiften, durchgenäheten Röcke gefallen, denn es fehlt ihnen gänzlich an Faltenwurf.

Die Falten müssen bei einer jeden Wendung und Stellung, bei einer jeden Biegung der Gliedmaßen eine andere Richtung annehmen und nur sanfte allmählige Erhöhungen und Vertiefungen machen, wodurch die fließende wellenförmige Rundung des Körpers begünstigt und das Auge auf die reizendste Art getäuscht wird.

In der geschmackvollen Wahl der Farben, der Art des Zuschnittes, der Falten des Gewandes, und durch so viele andere Arten gut angebrachter Verzierungen, durch einen Gürtel, durch Schleifen, Busentücher, Medaillons, Federn u. s. w. liegt also die große Kunst der Toilette, wenn die Frauenzimmer durch ihren Anzug gefallen wollen.

Wer hat nicht bemerkt, daß die Gesichtsfarbe von dem Widerschein der Farben in der Kleidung merklich abgeändert, entweder erhöht oder gemildert werde, je nachdem die Farben heller oder dunkler gewählt sind. Ein rosen- oder nelkenfarbenes Gewand, ein hochrothes Band auf dem Kopfputze, eine lichtfarbene Schleife gibt der Gesichtsfarbe ein frischeres Ansehen, als eine blaue oder

grasgrüne oder gelbe Kleidung. Ein einfarbiges hellgrünes, langes, in sanften Falten herabfließendes Gewand, mit einem einfachen, lichtrothen Bande um der Haare fliegenden Schmuck gewunden, gibt einer jungen Schönen ein jugendlich-feierlich erhöhetes Ansehen, so wie ein violettes Gewand dieses Ansehen schon wieder mehr mildert. —

Dunkle Farben stehen z. B. zu einem schönen blühenden Teint gut, und erhöhen überaus die Schönheit des Gesichts. Hingegen vertragen sich mit einem frischen rothen Teint nicht die gelben, nicht die violetten oder müllerblauen; mit dem bräunlichgelben nicht die weißen und gelben, mit dem sehr weißen nicht die gelben.

Die edelsten Farben sind schwarz, weiß, himmelblau, rosenroth und paille, die auch zugleich am besten zusammen harmoniren; z. B. schwarz und paille, himmelblau zu weiß, und paille zu blond, weiß-sanftes Indigoblau und mattes Rosenroth — zu Lila nur weiß, silbergrau und mattes paille. Kontrastirende und nie gut zusammenpassende Farben sind z. B. grün und hellroth, hellblau und grau, silberfarb und gelb, schwarz und braun, u. s. w.

So wenig jede Farbe zu jedem Gesicht und einerlei Zuschnitt für alle paßt, so ist auch für eine und dieselbe Person nicht immer dieselbe Farbe angemessen und vortheilhaft; die Farben und Zuschnitte in der Kleidung müssen vielmehr nach der Verschiedenheit des jedesmaligen Gemüthscharakters und der eintretenden Nebenverhältnisse zu verschiedenen Zeiten abändern und denselben allezeit angemessen seyn. Eine Dame würde z. B. viel verlieren, wenn sie in der Oper oder auf dem Ball, oder bei einem fröhlichen Hochzeitfeste in demselben Anzuge erscheinen wollte, in welchem sie in die Kirche zum Abendmahl geht.

Auf dem Ball soll muthwillige Laune, lustige Fröhlichkeit in ihrem Charakter hervorstechen, und in ihrem Anzuge, in der Bewegung ihrer Glieder soll sich diese Fröhlichkeit durch einen angemessenen, ungezwungenen, etwas nachläßigen, gleichsam fliegenden, mehr gerunde-

ten Putz und durch eine jugendliche, etwas hüpfende freie Leichtigkeit schon zum voraus ankündigen.

In der Kirche aber, oder irgend an einem Orte, wo die Versammlung etwas Feierliches hat, wäre es sehr unschicklich, wenn ein Frauenzimmer in einer Redoutentracht erscheinen wollte. Hier muß feierliche Sittsamkeit in ihrem Charakter herrschen, in ihrem niedergesenkten Blick, in ihrer Miene voll stillem Ernst sichtbar werden, womit eine etwas dunklere Farbe des Gewandes, ein mehr länglicher Zuschnitt des Kleides und sparsamere Falten am besten übereinstimmen.

Eine Dame von hervorstechendem Charakter, von hoher Schönheit, an deren Körper alle Verhältnisse und Umrisse rein ausgedrückt sind, wo jede Stellung edel ist, und sich die weibliche Natur vollkommen entwickelt hat, muß die allzu sorgfältige Ausschmückung eines jeden kleinen Theils vermieden; der einfachste, etwas nachläßige Putz ist gerade da am nothwendigsten, wo die Hauptwirkung der natürlichen Schönheit leicht durch Nebensachen gestört, aufgehalten, abgeleitet und auf einzelne Theile zerstreut wird.

Hingegen bedarf eine weibliche Schönheit, die man mehr niedlich und zierlich nennen könnte, mehr Ausschmückung, mehr Verfeinerung und Fleiß im Anzuge, um die in ihrer Gestalt liegende Kraft mehr zu erheben. Sie muß schon auf das Angenehme und Erhöhende der Farben, auf die sanfte Wechselung der Falten, auf den Zuschnitt der Kleidung mehr Aufmerksamkeit wenden, weil ihr jene große Kraft der entwickelten Schönheit, die gleich beim ersten Anblicke rührt und angreift, mangelt.

Noch eine andere Anordnung im Schmucke bedarf jene Schönheit, in deren ganzem Wesen sanfte Anmuth ausgedrückt ist. Hier kommt es darauf an, das Gemüth des Betrachtenden nicht lebhaft, sondern nur mit einem sanften stillen Vergnügen zu rühren, und in demselben eine durchaus angenehme allmählige Zuneigung zu erwecken; die Farben des Gewandes müssen daher nicht zu frisch und auffallend, der Zuschnitt nicht zu neumodisch, seltsam, und die Falten nicht zu überhäuft

seyn, alles muß in ein harmonisches Ganzes so unvermerkt zusammenfließen, daß sich der sanfteste Ausdruck von gefälliger Grazie und Anmuth überall ausdrückt.

Die Anordnung der Kleidungsstücke und des Schmuckes muß überhaupt so beschaffen seyn, daß nur eine einzige bestimmte Hauptvorstellung von dem ganzen Charakter entsteht, wozu jeder Theil der Kleidung nach seiner Lage und Beschaffenheit das Seinige beitragen muß. Wenn das Auge sogleich auf das Gesicht, als den Mittelpunkt aller Darstellung, geleitet werden soll, so müssen die Theile unter sich eine solche Harmonie haben, daß jeder einzelne die Vorstellung des Ganzen unterstützt. Es muß nirgends etwas Müßiges oder Ueberflüßiges, vielweniger etwas, das die klare und bestimmte Vorstellung des Ganzen schwächt oder hindert, vorhanden seyn. Ein schönes Gesicht bekommt nur von der Schönheit der ganzen Person die volle Kraft des Reizes. Die vollkommene Schönheit des Weibes zeigt sich in allen Theilen zugleich, so wie sich der individuelle Charakter nicht im Gesichte allein, sondern in der ganzen Person überhaupt ausdrückt.

Man sieht hieraus, daß die Schicklichkeit der Kleidung mehr Nachdenken erfordert, als ihre Pracht und Kostbarkeit; daß ein Mädchen durch die gute und geschickte Anordnung ihres auch viel minder kostbaren Putzes sich doch eigentlich prächtiger schmücken und herausputzen kann, als die Dame mit allem ihrem Geschmeide und Reichthum, die blindlings der Mode folgt; daß jene weit gewisser gefällt und reizt, als diese in ihrem ausgesuchtesten Prunk; daß es übrigens sehr unüberlegt ist und einen ungebildeten Geschmack zeigt, wenn ein Frauenzimmer über die hervorstechende Ausputzung einzelner Theile die übrigen vernachläßigt. —

Alles, meine schönen Damen, was man im Allgemeinen über Putz und Kleidung sagen kann, läßt sich in folgendem zusammenfassen:

1) Simplificiren Sie ihren Kopfputz. Ein Kopf mit einem hundertfältig gelockten Haar ist ein Ganzes, das in unendlich kleine Theile zerschnitten ist;

das Gesicht schwindet gegen diese vorstehende Locken, die grellen Lichtparthien des gepuderten Haars treiben es zurück; der Kopf wird gegen die Masse eines wulstigen Putzes scheinbar kleiner: die Zerstückelung in einzelne Theile hindert und theilt die ruhige Beschauung.

2) Nehmen Sie bei dem Zuschnitt, der Form und Farbe Ihrer Kleidung Rücksicht auf Stand, Alter, Inkarnat, Charakter, Konvenienz, kurz auf all das Individuelle in Ansehung Ihrer Person selbst und der äußern Umstände.

3) Zeigen Sie sich gewöhnlich in dem Anzuge, der Ihnen am eigensten ist, in dem wir sie am öftersten handelnd erblicken, der uns am leichtesten an das Eigene Ihres häuslichen Lebens, an das Besondere Ihres Charakters erinnern kann.

4) Vermeiden Sie das Gallakleid. Sie können in demselben nicht anders als steif da stehen, müssen nothwendig lange Weile erregen, da Sie ohne Handlung sind.

Kurz, wählen Sie einen Anzug, der weder preßt noch schwimmt, der nicht zu viel verhüllt und mehr errathen läßt, der jeden Theil erhebt und alles runder macht; einen Anzug, wo jeder Schmuck nur sparsam angebracht ist, wo nichts mühsam, nichts künstlich hingeflickt scheint, wo ihr schöner Geist durch alle Falten blickt, wo jede Kleinigkeit so gut, so regellos und doch zweckmäßig hingestellt ist, daß jeder schöne Zug der Form sich mehr erhöht, sich regt und wallendes Leben zeigt; wo alles sanfter steigt und fließt und täuscht, wo alles sich sondert, hebt und schwebt, und dann in Eins zusammen neigt. Dies ist der Anzug, der keiner Mode sclavisch folgt, der nicht puppenmäßig ziert, nicht Gold, noch Silber, noch andere Kostbarkeiten nöthig hat, der sich zu jeder Mode schickt, jedem Mädchenkörper anpaßt, denselben verschönert und auf das reizendste schmückt.

Sie werden aus allem diesem leicht begreifen, meine Schönen, wie unendlich viele Nuancen und Schattirungen möglich sind, die Darstellung Ihrer Schönheit zu vervielfältigen, den Reiz der Neuheit zu erregen, und wie

unschicklich und geschmacklos es seyn muß, nur sclavisch der Mode zu folgen, als ob diese die Schönheit bilden könne, und ein ausschließendes Recht habe, schön zu machen.

Untersuchen Sie nur jedesmal, welche Ursache mancher bizarren Mode das Daseyn gegeben hat, die blos deswegen für schön und nachahmungswürdig gehalten wird, weil sie auffällt; Sie werden finden, daß es meist Gebrechen, Fehler, Mangel der Schönheit sind, denen sie ihren Ursprung verdankt, deren Schein Sie aber eben dadurch auf sich laden, indem sie solche nachahmen.

Selbst in Paris, wo sonst die eigensinnigste aller Despotinnen unumschränkt über ganz Europa herrschte, fängt man an, sich der Natur zu nähern, ihr das Geheimniß der Schönheit abzulauschen, und Zweckmäßigkeit als die ersten Gesetze des Putzes anzuerkennen. —

Man sieht jetzt die meisten Pariserinnen in griechischem Kostüm gekleidet, das der Veredlung schlanker Formen so vollkommen entspricht. Man trägt, so wie die Griechinnen, höchstens ein Untergewand; keine überflüssigen Falten am Kleide beleidigen das Auge; die Faltenwurst ist vorwärts, das Kleid oben stark ausgeschnitten und dessen Rücken schmal und rund.

Die Aermel gehen von den Schultern nur bis zur Hälfte des Oberams und sind gefüttert, der übrige Oberarm bis herab zur Hand bleibt entblößt.

Um den Kopf eine leichte hochsteinfache bandweis umschlingende Drapperie; die Haare sind puderlos und stufenweis geschnitten, hinten nachläßig herabringelnd; die Schuhe sind so viel als möglich ohne Absätze, höchstens mit einer inwendigen Unterlage unter der ganzen Fußsohle.

Und was Sie besonders bei Ihrem Lustwandeln auf der staubigen Promenade beherzigen sollten, meine Schönen, die sie sonst so viel Mitgefühl für das Uebel anderer Menschen haben — die Schleppen sind an allen Kleidungen der Pariserinnen verschwunden, sie gehen nicht so weit herunter, daß man nicht den Schuh völlig sehen könnte. —

Kurz, man ahmet nicht ohne Wahl nach, man nimmt

Rücksicht auf Jahre, Wuchs und Kolorit, und überläßt die Nachahmung dessen, was eine Kokette erfand, um ihre alternden Reize zu verjüngen, ihres Gleichen. — So fangen Sie doch einmal an, edle deutsche Mädchen, sich selbst ihren Putz wieder zu erfinden, ihn Ihrer schönen Gestalt anzupassen, ohne ihn von einer tyrannischen Mode zu borgen. Beweisen Sie, schöne Landsmänninnen, daß die Natur, welche Ihnen einen so ausgezeichnet schönen Körper bildete, Ihnen auch Gefühl, Geschmack, Kraft und Originalität verliehen hat, denselben in einem erhöheten und vortheilhaftern Lichte darzustellen. —

Vor allen Dingen aber, meine junge Schönen, vergessen Sie die goldne Regel nicht: erst schön denken und empfinden zu lernen, ehe Sie durch äußere Schönheit, Anmuth und Grazie gefallen wollen.

Gynäologie.

VIII.

Die

Feier der Liebe.

Dichtungen der Griechen über den Ursprung und die Eigenschaften der Liebe.

Schon die graue Dämmerung der griechischen Urwelt und ihre alles personificirenden, alles vergötternden, überall Gottheit ahnenden Dichter und Mythographen liefern uns in der reinsten Einfalt wahrhaften Menschensinns die schönen Dichtungen eines Hesiods, von dem nach dem Chaos zunächst ins Daseyn gekommenen Amor, eines Parmenides, von dem unter allen Göttern erst erschaffenen Eros, und viele andere, die der von den höchsten Idealen der Schönheit und Liebe begeisterte Plato in einem so reizenden, philosophischen Gewande, mit einer so reichen und wahrhaften, die feinsten Empfindungen auflösenden Phantasie darstellt, daß ich meine Leser in die heiligen Mysterien dieser von der Milbe bis zum Seraph alles in Harmonie umfassenden Gottheit nicht besser einweihen kann, als wenn ich sie zuvörderst mit einigen Mythen aus dem Gastmahl dieses Unsterblichen bekannt mache.

Nachdem alle Gäste des Plato die Liebe gepriesen und selig gesprochen hatten, kommt die Reihe zuletzt an den Sokrates, der nach einer kurzen Berichtigung der Rede des Agathons, das, was ihm seine geliebte Diotima über die Schöpfungsgeschichte der Liebe gesagt hatte, vorträgt, und also beginnt:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch Porus (der Ueberfluß), der Sohn der Metis (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien Penia (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem

allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. Porus, berauscht im Nectar, ging in den Garten des Jupiters, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf."

„Lange hatte schon Penia den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn von Porus zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den Schlafenden, und Penia ward schwanger vom Porus."

„Den scharfen Blicken der Götter entging dieses Abenteuer nicht; sie sind alle in gespannter Erwartung, wie das Kind von zwei so verschiedenen Eltern beschaffen seyn könnte. Endlich gebar Penia einen Sohn, Amor genannt, der am Geburtsfeste der Venus gezeugt, nachher auch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein Freund des Schönen ward, weil seine Gebieterin schön ist."

„Kaum wächst der junge Amor heran, als man schon die von seinen Eltern ererbten Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der Penia ist er immer arm, weder fein gebildet, noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Straßen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet."

„Als Sohn des Porus und Enkel der Metis ist er leidenschaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wißbegierig, erfinderisch im Besiegen einer Schwierigkeit; Philosoph in allem, was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler, Zauberer und Sophist."

„Vermöge seiner Natur gehört er weder zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Aber als der Sohn des Porus lebt er immer von neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist er niemals ganz arm, aber auch niemals reich."

„Amor ist ein Freund des Schönen, er muß folglich auch ein Freund der Weisheit seyn. Als Freund der

Weisheit aber muß er zwischen dem Weisen und dem Unwissenden in der Mitte stehen. Auch dies läßt sich aus seinem Ursprunge erklären, weil er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte."

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen ihren Modifikationen auffassenden Mythe, erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselsweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern, nicht minder schönen Dichtung läßt Plato den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenrace hatte eine völlig runde Form, Nacken und Rücken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich, auf dem runden Nacken, die an Einem Kopf in gerade entgegenstehender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten hin bewegen. Um recht schnell an einen Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen; und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten."

„Nun können wir uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammeltern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang."

„Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zeus mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren

sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich also lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube, mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen schon die Flügel beschneiden, ohne daß es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwo Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch obendrein den Vortheil, daß uns ihrer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herumhüpfen."

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander jeden in zwei Hälften zu spalten, wie die Köche Arlesbeere zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbirt war, mußte ihm Apollo das Gesicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleißig an das Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidener werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heißt, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daß nur eine einzige Oeffnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heißt. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Leisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar ließ er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe."

„Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschloßen sich mit ihren Armen

so fest, und hielten sich so innig an einander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfließen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere, etwa männliche oder weibliche Hälfte, schloß sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen."

„Jupiter ließ sichs endlich der armen Sterblichen erbarmen und sann auf ein anderes Mittel, ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile standen nach hinten zu. Nun versetzte Zevs diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt, und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe ließe, auf nützliche Geschäfte zu denken und für ihren Unterhalt zu sorgen."

„Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in Eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben."

„Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus Einem in Zwei getheilt, wie die Schollen*), und jeder sucht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. Der männliche Theil von diesen liebt die Weiber, und diese Klasse hat uns die meisten Buhler geliefert, so wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meisten Buhlerinnen. Die Hälften der ehemaligen Doppelweiber sind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eigenes Geschlecht: daher die Tribaden. Die Hälften der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theilchen von einem Manne, nur Männer, und

*) Ein Geschlecht von Fischen.

finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind."

„Mit Unrecht hat man sie der Unzüchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Dies zeigt sich offenbar dadurch, daß nur solche Jünglinge im reiferen Alter die politische Laufbahn betreten. Zu Männern gereift, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten."

„Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der eine oder der andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unaussprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wissen sie doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnen, nur im dunklen Vorgefühl rathen kann."

Wer erräth nicht auf den ersten Blick, daß hier Plato die Liebe als ein aus Veranstaltung der physischen Natur entsprungenes Bedürfniß unsers Wesens darstellt, daß er das Glück derselben in dem Suchen und Finden „seiner Hälfte," desjenigen Gegenstandes setze, der sich mit unserm Wesen in eine selige Harmonie vereinige, dem wir vor allen andern den Vorzug geben, weil er nur allein uns alles das ergänzen kann, was uns zum Glück unsers Daseyns fehlt. Wer fühlt hier nicht die erhabene Idee des **Plato**, daß durch die Einigung der phy-

sischen und moralischen Natur der beiden Geschlechter, durch eine aus dem Innern der Wesen entspringende charakterbildende Verbindung, einer den Reichthum des andern sich eigen mache, und die Liebenden so durch das Ringen ihrer Kräfte sich zur höchsten Energie des Handelns erheben. —

Doch wir wollen unsern Plato selbst noch weiter hören.

Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe.

Plato läßt in seinem Gastmahle den Sokrates dasjenige erzählen, was dieser von seiner geliebten Diotima über die Natur der Liebe gehört. „Die Liebe, sprach diese begeisterte Prophetin, ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen, als die wesentliche Beschaffenheit der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, sowohl im körperlichen als geistigen Sinne; alle Menschen empfinden nämlich, sowohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wann sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häßliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniß gibt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber zwischen Wesen nicht vorgehen, die nicht in dieser Hinsicht mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze, und der Eiletethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzückung aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen häßlichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Wider-

willen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen, behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit großem Eifer um den Besitz eines schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange der Zeugungstriebe befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und gibt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, die Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gedeiht. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet

er aber einen schönen Körper mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann seyn und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugeborne Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich groß gezogen werden. Deswegen ist auch das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geisteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, schöne, für die Unsterblichkeit gereifte Früchte sind. Wer sollte nun nicht lieber wünschen, solchen Kindern, als sterblichen Wesen, das Daseyn gegeben zu haben."

Hierauf fährt Diotima fort, ihren Schüler in den höheren Graden der Mysterien vollends einzuweihen und ihn zu lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe emporschwingen, und durch sie allein zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle.

„Gewöhne dich frühzeitig, spricht sie, zu Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und, durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verräth einen sclavisch denkenden, beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung, finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen und im Beschauen so mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten; dir offenbart

sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes außerordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häßlich; jetzt schön, dann abscheulich; dem einen hold, dem andern herbe; in diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschaften. Sie ist kein Attribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesentlich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was sonst schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daß wenn das abgestammte Schöne vergeht, das uranfängliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehreren, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das unbedingte Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die Urschönheit selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlichen beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse Farben oder anderm vergänglichem Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu seyn — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu seyn. —

Wer zweifelt nur einen Augenblick, daß Plato, diese Urschönheit, nichts anders war, als das höchste Wesen und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher, seelenerhebender Gedanke, den ein Grieche schon vor zweitausend Jahre fassen konnte, welcher nur von denen für Schwärmerei gehalten werden kann, die nicht begreifen können, zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung das feinere Gefühl und die äußerste Empfindbarkeit die griechische Nation emporhob: denen daher ihre Tugenden und Laster in einem gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies schöne, eine unerschöpfliche Fülle der feinsten Ideen und Empfindungen darbietende System der Liebe vorgetragen ward, ist überall der Hauptsatz kennbar: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß sie scheide: in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen: Sehnsucht und Verlangen seyen die steten Begleiterinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiführen und vorbereiten, ja, die selbst den größten Genuß vorahnend gewähren, und wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe."

Indessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daß diese Liebe Grenzen habe, daß eine völlige Vereinigung der Wesen in unserm Weltall selten oder gar nicht stattfinde, daß also auch die Bande dieser Vereinigung, immerwährendes Bestreben in größter Anstrengung nachlassen, und statt des Genusses Ueberdruß und Sättigung gewähren müsse. Man bemerkte bald, daß auch in diesem Gesetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben so sehr für den festen Bestand einzelner Wesen gesorgt habe, wie er durch Liebe und Sehnsucht für das milde Vereinigen mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sahe, daß diese beiden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen Anziehung und Zurückstoßung seyn möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören. Empedokles machte daher Haß und Liebe zu Bildern der

Schöpfung: durch Haß, sagt er, werden die Dinge getrennt und jedes einzelne bliebe, was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und geselliger zu einander, in sofern sie sich nämlich ihrer Natur nach gesellen konnten: denn freilich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal; und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger als die Liebe.

So erhaben und rein das Bild der Liebe ist, das uns Plato aufstellt, so ähnlich sie selbst derjenigen ist, welche unsere Vernunft als Grundsatz unserer Handlungen uns gebietet, so können wir doch von diesen, weit aus dem Gebiete der Erfahrung liegenden Ideen keinen Gebrauch machen, wenn von der Liebe als Leidenschaft die Rede ist. Ich werde daher diese geistigen Zonen verlassen und in die niederen, aber fruchtbareren Gegenden der Sinnenwelt zurückkehren müssen, wo Erfahrung uns den Stoff gibt, um die Realität unserer Vorstellungen und Empfindungen daran zu prüfen. —

Nähere Entwickelung des Wesens der Liebe.

Die Zunft der Philosophen vereinigt sich immer mehr darüber, daß den Formen unsers Vorstellungsvermögens der Stoff nur allein in der Erfahrung gegeben werden müsse, und daß also die Sinnlichkeit eine eben so nothwendige, wesentliche Eigenschaft des Menschen sey, als die Vernunft, und der Mittler zwischen beiden der Verstand, und der Mensch also Mensch seyn müsse. —

Der Zweck unseres Daseyns ist keineswegs, wie die platonische Schule lehrte, uns von aller Sinnlichkeit loszumachen, durch die allein wir nur fähig sind, uns die Theilnahme an reinen, hohen Gefühlen, an edlen Freuden zu verschaffen, und uns eben dadurch zu der Stufe zu erheben, wo wir nicht blos als organische Wesen, sondern als Menschen genießen.

Liebe, in der allgemeinen Bedeutung genommen,

ist eine Empfindung, welche auf Neigung gegen die Menschen beruht. Gegenstand und Empfindung sind also die beiden Hauptmerkmale der Liebe. In Ansehung des ersten führt die Geschlechtsverschiedenheit zu einer nähern Bestimmung der Liebe, nämlich der Geschlechtsliebe und der Freundschaft. — Freundschaft, Empfindung eines besondern Wohlwollens, die jüngere und ernstere Schwester Liebe, kann zwar auch bei der Verschiedenheit des Geschlechts stattfinden, aber es ist alsdann diese Verschiedenheit kein nothwendiges, wesentliches Stück, es ist zufällig, es ist gleichgültig, daß der Gegenstand vom andern Geschlecht ist.

In Ansehung der Empfindung bezieht sich die Liebe entweder auf geistigen und körperlichen Genuß zugleich, oder auf körperlichen allein; in jenem Falle erhält sie den Namen der feinern, in diesem den der grobsinnlichen Liebe.

Die grobsinnliche Liebe ist ein Naturtrieb, der der ganzen thierischen Körperwelt als Instinkt eingepflanzt ist. Nur dem Menschen allein sind neben dem Instinkt noch höhere Gesetze von der Vernunft gegeben worden.

Wenn er als Theil der Körperwelt dem Instinkt unterworfen seyn mußte, so ist er, als ein vernünftiges Wesen, Gesetzgeber der Natur, Herrscher über sich selbst als Sinnenwesen. Es ist also Pflicht für ihn, als ein freies Wesen zu handeln, und nicht den Gesetzen der Sclaverei als bloßes Thier zu gehorchen. — Aber eben, weil alles umher nach physischen Gesetzen auf uns wirkt, sind auch wir geneigter, diesen Gesetzen gegen uns gemäß zu wirken; es wird uns so leicht, eben darnach zu handeln.

Ist der Hauptzweck der Liebe Befriedigung des Instinkts, so ist sie grobsinnlich, gleichviel, ob sie von bürgerlichen Gesetzen gebilligt wird oder nicht. Man nennt diese Liebe auch die epikuräische, im Gegensatz der platonischen.

Zwischen der platonischen und epikuräischen Liebe liegen jedoch noch Mittelgefühle, die sich in den feinern Nuancen der Sinnlichkeit verlieren, deren Grenz-

linie aber vielleicht nur der Pinsel eines Apelles genau zu bezeichnen vermöchte. —

Die Liebe ist nicht allein in Ansehung ihres Gegenstandes, sondern auch des Ursprungs der Empfindung von der Freundschaft verschieden. Liebe wird nämlich durch äußere, Freundschaft durch innere Vorzüge erzeugt; Freundschaft ist also eine durch Urtheile und Vernunft hervorgebrachte Empfindung, die vom Kopf zum Herzen geht; die Liebe hingegen bemächtiget sich zuerst unseres Herzens, und rechtfertigt sich dann erst durch die Vernunft und vor derselben.

Liebe, in der gewöhnlichen Bedeutung, wird durch äußere Vollkommenheiten erzeugt, und ist also auf Sinnlichkeit gegründet; sie ist aber desto sinnlicher, jemehr der Trieb nach äußeren Empfindungen strebt, desto reiner, jemehr der Trieb innere Empfindungen zum Gegenstande hat. Von der ersteren Art war die Liebe des Kardinals zur Lauretta Pisana, von der zweiten Petrarca's Liebe zu seiner Laura, das Mittel zwischen beiden hält St. Preu's Liebe zu Julie.

Reine Liebe muß sich also auf äußere und innere Vollkommenheiten gründen. Jene beziehen sich hier auf körperliche Schönheit, oder an deren Stelle auf das, was man Gefallen nennt; diese beziehen sich auf Eigenschaften des Geistes, die uns angenehm und nützlich scheinen, es mögen beide wahr oder eingebildet seyn, gleichviel! Wir lieben eine Person wegen ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheiten, weil sie uns in undeutlichen Vorhersehungen erwarten lassen, daß der Genuß der genauen Verbindung uns einen hohen Grad des Vergnügens gewähren wird.

Will man sich zwei Wesen einander genießend vorstellen, so muß man sie sich vereinigt denken, beide zusammen als Ein Wesen. Das Verlangen nach der Vereinigung muß also desto lebhafter, oder vielmehr der Grad von Anziehungskraft der Seele muß desto größer seyn, jemehr Gleichartiges sie in dem begehrten Gegenstande entdeckt, weil eben auf diesem Grad des Gleichartigen der Grad der Möglichkeit einer vollkommenen Vereinigung beruht. Man wird z. B. eine schöne

Statue weniger als seinen Freund, diesen weniger als seine Geliebte, seine Geliebte weniger als das höchste Wesen lieben. Daher kommts, daß die Religion größere Enthusiasten macht als die Liebe, die Liebe größere als die Freundschaft, diese größere als die gewöhnliche Lust an leblosen Gegenständen.

Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe strebt nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm den süßesten Genuß des eigenen Daseyns ahnet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Daseyn nicht in uns, sondern durch Reaction gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben und in dem wir doppelt und vielfach sind. Ja sie hat die Menge anziehender Gegenstände, die sie in uns legte, in so mancherlei Entfernungen gesetzt, mit so vielen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daß eben hier durch ein sanftes, unaufhörliches Saitenspiel der Empfindungen in uns möglich ward, und unser Leben gleichsam eine Harmonie des Verlangens, einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde. —

Selbst in den schönen, großen Leidenschaften zeigt uns die Natur das Streben nach Vereinigung. Unstreitig ist es nicht Erfindung der Menschen, nicht Gewohnheit der Erziehung, wenn wir Eltern und Freunde umarmen; wir drücken sie an unsere Brust mit einer Kraft, die gleichsam mit unserer Liebe verhältnißmäßig seyn soll. Man sehe diese zärtliche Mutter, und auf ihrem Schooße den Säugling, wie sie ihn an den Busen drückt! wie sie ihn mit Küssen überschwemmt! Man untersuche den Mechanismus dieses Kusses, wie ihn Lucrez so bewundernswürdig schildert: Et tenet adsuctis humectans oscula labris, man wird finden, daß die Seele alle Mittel sucht, sich mit dem geliebten Gegenstande wesentlich zu vereinigen.

Die Mittel, deren sich die Seele bedient, sich der begehrten Einigung zu nähern, sind physisch und geistig. Bei dem groben sinnlichen Genuß findet völlige Vereinigung statt, oder wenigstens weiß uns die Natur ei-

nen Augenblick zu täuschen; denn so lebhaft auch das Verlangen nach körperlicher Vereinigung ist, so vorübergehend ist doch der grobe sinnliche Genuß; der Gegenstand ist augenblicklich verschlungen, zerstört. Gewissermaßen ist auch hier der feinste Genuß vor dem Genusse; der Appetit nach einer schönen Frucht ist angenehmer, als die Frucht selbst; das Auge macht die Zunge am lieblichsten lüstern, oder wie Lukrez von einem andern Sinne sagt:

Voluptatem praesagit multa cupido.

Das geistige Mittel der Wesenvereinigung besteht darin, daß man sich den begehrten Gegenstand mehr gleichartig, ihn sich von mehreren Seiten sinnlich zu machen sucht, d. i., daß man die Möglichkeit der Einigung, nach der unsere Seele strebt, mehret. Aber auch hierzu bedürfen wir der Organe, wir bedienen uns der edleren Sinne des Gesichts und Gehörs zur Theilnehmung an den innern Vorzügen des begehrten Gegenstandes; in den Augen, in den Mienen lesen wir das Gepräge einer edlen Seele, und im Wechsel der Rede offenbaren wir uns unsere Gedanken, suchen die unsrigen mit den andern, und diese mit den unsrigen zu vereinigen, und wechselseitig durch ein gemeinschaftliches Interesse vollkommener zu werden.

Die reinste Liebe würde sich also mit dem Anschauen und der mündlichen Unterhaltung genügen; und wenn wir platonische Liebe als existent annehmen, so wird nur diese Art darunter verstanden werden können. Dieser Trieb blos nach innerer Empfindung, diese reinste Liebe ist möglich, ja sie wird unter Menschen gefunden, ob sie gleich unerklärbar ist, nämlich in so fern, daß, ungeachtet dieser reinste Genuß befriedigt, dennoch Verschiedenheit des Geschlechts erfordert wird. Diese Liebe ist eben daher ein von der Freundschaft sehr verschiedenes, ein weit lebhafter empfundenes innigeres Gefühl. Worin liegt es nun, daß Anschauung und Unterhaltung bei gleicher, ja bei höherer Schönheit des Körpers und der Seele, bei ein und demselben Geschlecht eine ganz andere Empfindung bewirkt? daß hier Freundschaft und Liebe so verschieden ist? Wem die Antwort: daß Ge=

schlechtstrieb bei aller Liebe, wenn gleich noch so verborgen, selbst unbewußt, dennoch zum Grunde liege, nicht befriediget, der wird auch in der mystischen, über die Menschheit hinausgehenden Erklärung des Plato keine Befriedigung finden, der sie nur in dem Bewußtseyn der Gegenliebe setzt, wodurch eines in dem andern lebt, dergestalt, daß jedes Ding außer uns, jede Begebenheit in unsern Gedanken mit dem geliebten Gegenstande in Beziehung gesetzt werde. Wir sind in uns beständig mit ihm beschäftiget, und wünschen, hoffen oder wissen, daß auch wir auf diese Art dem andern immer gegenwärtig sind. — Aber werden wir wohl bei allem diesem ruhig und glücklich seyn können, ohne den geliebten Gegenstand zu sehen und zu sprechen? Und streben wir nach Anschauung und Unterhaltung, ist dies nicht schon körperlicher Genuß? Platonische Liebe, so geistig auch immer die feinsten Nuancen ihres Genusses seyn mögen, läßt sich nicht ganz entkörpert denken. —

Versteht man unter dem Genuß platonischer Liebe den Ideengenuß körperlicher Schönheit, so legt man Plato einen Sinn unter, der seinem ganzen System widerspricht. Plato redet nur von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen werden müssen, und auch nicht anders genossen werden können; nicht aber von der wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der nur zu oft grobe Sinnlichkeit entsteht. Daß dieser Genuß nicht geistig sey, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedigt; er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe am Fleisch und Blut, und zeigt also eben damit, daß er kein wahrer Genuß, keine glückliche Beschauung der Art sey, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder ist er, desto mehr ist auch ein Gegenstand außer uns dauernd, aber desto schwächer ist er auch, denn sein Gegenstand ist und bleibt außer uns und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig oder gar nicht mit uns vereinigt werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt, weil das Herz dabei unbefriedigt bleibt.

Und in der That scheinen dies auch die Liebhaber die-

ses Sinnes, die ihn bis zur Wollust, bis zum höchsten Genusse ausgebildet haben, zu fühlen; sie suchen sich das Bild zu beleben. Wohl ihnen in dem süßen Traum ihres geistigen Wahns! —

Die Natur sahe, daß jene reine himmlische Flamme für menschliche Wesen zu fein wäre; sie gab uns daher den edlen Genuß der Liebe in einer körperlichen Einkleidung, dessen höchsten Grad der Entzückung wir freilich nicht da suchen sollen, wo uns ein Augenblick irdischer Vereinigung täuscht; er ist vielmehr in jenem ersten glücklichen Finden, in jenem unbeschreiblich süßen Augenblick, da zwei Seelen sich das, was tausend Zungen nicht auszusprechen vermögen, sagen: daß sie sich lieben.

Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden gibt, so ists dieser, — der einzige, erste und letzte Augenblick himmlischer Wonne, und nach ihm alles nur darbender Genuß. —

Die Mythologie irgend eines asiatischen Volks theilt ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so ein, daß die Menschen — damals noch paradiesische selige Geister — sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie endlich zu den niedrigen Arten des Genusses allmählig erst in langen Zeiträumen hinabgesunken wären. —

Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten und uns selbt nicht zu sagen vermochten; in ihm genießen wir voremfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern habend, ja mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei dem Genusse.

Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte; die Fackel entfällt ihren Händen, und alle Freuden seliger Liebe sind plötzlich verschwunden. —

Seelen, die zur treuesten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, fliehen zögernd diesen Augenblick des Verraths, ja sie zittern vor ihm als vor einem tödtenden Feinde. Das zärtere Geschlecht fühlt es, wie viel die Flamme der Liebe mit jedem Genuß verliere, wie bei ihrem Ausbruch ihre innere Kraft sich schwächt, die reinen Gefühle himmlischer Wonne schwinden. Keusch und heilig sucht es das Geheimniß im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist, und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erstirbt schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Psyche verliert ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt.

Aber diese rein platonische Liebe, wo innere Empfindung, Befriedigung der höheren Sinne uns genüget, ist nur eine Frühlingsblume des Erdenlebens, die der Jüngling und das Mädchen im blühenden Lenze ihrer Jahre genießen.

Das Lächeln der Unschuld ist noch auf dem Munde des Jünglings, Leben und Wärme in seinem Blicke, Heiterkeit und Verlangen auf seiner Stirne, die noch nicht durch Erfahrung und Nachdenken ernst und trübe gemacht wird. Gering ist die Masse seiner Kenntnisse, ungeübt das Vergnügen seines Geistes: aber voll ist die Kraft im Empfinden, und alles, was an jenem ihm mangelt, ersetzt ihm diese. Wie Adam in Eden, sucht er nun, was ihm gleich sey, um auszufüllen das Leere.

Noch ungewohnt in sich, nur gewohnt, in andern zu leben, sucht er den Gegenstand, in dem er leben und seyn könne. So wird ihm das Bedürfniß, so endlich das Vollgefühl der Liebe. Den geliebten Gegenstand sehen, ist ihm Wonne, und sich geliebt wissen, aller Wünsche Befriedigung.

Alle Menschen, die ihn umgeben, glaubt er gut und ohne falsch, denn er ist es; er bestrebt sich, sie alle glücklich zu wissen, denn er ist es. Die ganze Natur lacht ihm im reinen Schöpfungsgewande entgegen, denn reine Liebe strahlt ihm aus dem Auge der Geliebten; alles ist ihm Harmonie, denn er ist geliebt; ihm mangelt nichts, denn er ist geliebt; alles ist ausgefüllt, alles befriedigt; denn er ist geliebt. —

Er wähnt, in diesem Gefühle unaufhörlich leben zu können: er kann keinen höheren Begriff von Menschenglück fassen, ja er mag keinen höheren Begriff selbst von der Seligkeit der Zukunft wagen. —

So ganz ausgefüllt, so ganz befriediget, würde der Besitz einer Welt nichts hinzuzusetzen vermögen, um keinen Punkt höher in der Schöpfung ihn heben können. Sey es Wahrheit oder Täuschung, gleichviel für den Liebenden! Und wer hat all das in ganzer Fülle empfunden und wünscht nicht zurück diese paradiesische Zeit.

Aber darum ist die Liebe für den reifenden Mann nicht minder beseligend, der nun seine Begriffe von Vollkommenheit richtiger bestimmt, der seine Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, dessen Empfindungskraft aber eben dadurch schwächer, dessen Einbildungskraft kühler wird.

Auch das Höchste des reinen sinnlichen Genusses, der äußern Empfindung, — der Kuß der Liebe, schließt noch reine Liebe des zweiten Grades in sich. Sie verliert dadurch nichts in ihrer Reinheit, wenn sie ursprünglich rein war. Es ist aber dies die höchste Befriedigung, die äußerste Vereinigung der rein Liebenden, und wer nun noch andere Wünsche in sich fühlt, als die der Wiederholung — hat ursprünglich nicht der Göttin von Cypern, sondern der von Paphos geopfert. Hier ist der Gränzstein, wo sich das Land dieser beiden Gottheiten scheidet. —

Wenn dem Kuß der Liebe noch etwas mehr Körperlicheres folgt, so hört zwar die Liebe des zweiten Grades auf, sie wird sinnlich, körperlich, ohne jedoch zur grobsinnlichen herabzusinken. Diese kann der reinen, ursprünglich und bis dahin dauernd reinen nie folgen, denn ihr Zweck und ihre Triebe sind sehr verschieden. Sie würde noch immer reine, aber schon ganz sinnliche Liebe zugleich, im Gegensatz der ganz reinen Liebe, genannt werden, sie würde Liebe des dritten Grades seyn.

Glückliche und weise Veranstaltung in der Natur, daß alle Dinge einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, daß selbst im physischen und moralischen Menschen beständig etwas vergeht, während auf der andern Seite etwas Neues entsteht. —

So paarte die Natur jenen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung mit Freundschaft, und beglückte uns von Seiten des Körpers mit dem electrischen Funken ihrer Allmacht, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen Ein drittes wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der vollendeten Sehnsucht.

Die feurige Kette schlingt sich also weiter: zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke der Sehnsucht weiter zünde. —

Ueberhaupt ließ der Schöpfer keinen Grad der Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht. Die erste Stufe von sinnlichem Genuß, nach dem auch schon das Kind sauget, gibt uns Lebensaft; er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfängnisses: Düfte stärken und erquicken die Seele: Musik tröstet und labt das Herz. Die Bilder

Simulacra pabula amoris

führen dem Geiste zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles selbst ist; und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese die Ehe der Körper, bringen uns einen Becher des Genusses mit den schönsten Früchten bekränzt. —

Genius der Liebe der Griechen und Römer.

So ward unter allen Geschenken, womit die Gottheit das Menschengeschlecht beglückte, die Liebe das wohlthätigste, das mächtigste, den Menschen seiner Thierheit entwindende Triebrad, — der fruchtbarste Keim, der die ersten, Menschen veredelnden Gefühle zur Blüthe hervorbrachte. —

Schon im frühesten Zeitalter der Menschheit mußte daher diese Wesen zeugende und Wesen kettende Kraft

dem Menschen als eine wichtige Anstalt der Schöpfung erscheinen. Kaum erringt er die erste Stufe der Humanität, kaum gelangt er zu den ersten einfachen Begriffen und Beobachtungen, kaum schlingt Liebe mehrere Familien in ein gemeinsames Band, als er die Liebe zu feiern beginnt. —

Welchen richtigen Maßstab zur Beurtheilung der Naturanlagen und des Kulturgrades eines Volks müssen uns daher nicht die Beobachtungen reichen, die uns die bald gröberen, bald feineren Aeußerungen eines Naturtriebes darbieten, an den sich die wichtigsten Züge der Handlungsweise jedes Menschen, ja ganzer Nationen so innig anschmiegen! —

Selbst bei den rohesten Nationen der Erde — vielleicht nur heutiges Tages die Eskimos, die Koräken und östlichen Insulaner ausgenommen — wird es auf irgend eine Art verkündigt, wenn das verschiedene Geschlecht den Bund der Liebe knüpft.

Andere mehr und weniger zusammengesetzte Feierlichkeiten bei alten und neuen Völkern entleihen ihre Farben von dem Stoff, den klimatische, religiöse und sittliche Kraft dem Menschen anschuf. Es sind daher bald von der feinsten Phantasie gewebte Symbole der Liebe und Treue, bald Ceremonien, in die sich Religion, Aberglauben oder Schamhaftigkeit mischten, die Opfer der Jungfrauschaft, Reinigungen, Versöhnungen böser Gottheiten, Anstalten, um sich die Treue von Weibern zu versichern, oder Bezauberungen abzuwenden, oder auch um die Verlobten mit Fruchtbarkeit zu segnen zum Gegenstand hatten; bald Gebräuche, die bei unedleren Nationen die Unterwürfigkeit des schwächeren Geschlechts bezeichnen, bald noch andere, deren Zweck wir oft nicht zu errathen vermögen.

Unter allen Nationen aber, die je die Liebe heiligten, verdienen

Die Griechen

unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit, die sich nie eine glückliche Liebe versprachen, wenn sie nicht zuvor mehreren Gottheiten gefällige Opfer gebracht hatten. —

Schon unter diesen gaben sich Liebende ihre Neigung dadurch zu erkennen, daß sie den Namen des Geliebten und der Geliebten an Bäumen, an die Wände der Häuser, in Bücher, auf Blätter, mit dem Zusatze: ich rufe mit Sehnsucht, anschrieben. Auch schmückten sie die Thürpfosten der Geliebten mit Kränzen und Blumen, oder goßen Wein davor aus. Wenn die Sterblichen die Vorbilder waren, nach denen man die Unsterblichen bildete, so verehrte man die Wohnung eines Geliebten als den Tempel der Liebe schenkenden Gottheit selbst. —

Um zu erfahren, ob man in seiner Liebe glücklich sey, gebrauchte man mancherlei Mittel. Ein Hirt sagt beim Theokrit: „Neulich, als ich erforschte, ob du mich liebest, klatschte das geschlagene Mohnblatt nicht; es verwelkte fruchtlos auf der hohen Hand. Auch Agröo wahrsagte mir neulich, als sie Aehren las, aus dem Siebe, daß mein Herz zwar ganz an dir hange, daß du aber mich verachtest.“

Um aber Liebe und Zuneigung zu erwecken, bediente man sich nicht selten gewisser Zaubermittel. Man gab den Geliebten Liebestränke, die oft so gefährlich waren, daß sie rasend machten. Die thessalischen Weiber waren sehr erfahren in Verfertigung dieser Tränke und in allen andern Zaubermitteln, um Liebe zu erwecken und zu erhalten.

Unter andern ward eine gewisse Ingredienz: Hippomanes genannt, dazu genommen, über deren eigentliche Bestandtheile die Alten nicht einig sind. Die allgemeinste Meinung ist, es sey ein gewisser Schaum gewesen, den die Pferdestute in den feurigen Augenblicken ihres Begattungstriebs verliert. (Virus distillans ab inguine equae coitum maris appetentis et in furorem agens, sagt Plinius.) —

Ein anderes Mittel war die Zunge des Wendehals, oder der ganze Vogel selbst.

Pindar sagt: die cyprische Göttin hat zuerst den wahnsinnig machenden Vogel zu den Menschen gesandt, und den weisen Jason Zaubergebete gelehrt, um dem Herzen der Medea kindliche Ehrfurcht gegen ihre Eltern zu rauben.

Andere Ingredienzien dieses Zaubertranks führen Properz und Apulejus an, letzterer zählt deren folgende auf:

Philtra omnia undique eruunt,
Antipathes illud quaeritur,
Trochisci, jynges, taeniae,
Radiculae, herbae, surculi,
Hureae ilices, bichordilae,
Hinnientium dulcedines.

Horaz, Theokrit und Virgil gedenken noch einer Menge andrer Zaubermittel, die man hierbei gebrauchte.

Man trug diese Dinge bei sich; man verbrannte sie; man heftete sie dem Geliebten an, man vergrub sie an den Ort, wo er hin kam 2c. Wie das Wachs, das man brauchte, sollte der Geliebte zerschmelzen; wie das, was man von seinen Kleidungsstücken verbrannte, sollte er entbrennen.

Was ist wohl im Stande der einfältigen Natur natürlicher, als die Ursache von ungewöhnlichen heftigen Leidenschaften, oder von großen, wundervollen Thaten magischen Künsten oder höheren Wesen zuzuschreiben? (Die Geschichte dieses Aberglaubens ist daher die Geschichte der menschlichen Schwachheit, deren ursprüngliche Quelle nicht Betrug und Bosheit war, in der Folge aber leicht dazu benutzt wird; sie ist die Geschichte eines Kagliostro's, eines Mesmers, aller Planetenleser, Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen 2c., also die Geschichte unsers Jahrzehents — der Existenz von vornehmem und niedrigem Pöbel.)

Daß es auch Zaubermittel geben mußte, wodurch man sich von einer lästigen Liebe wieder befreien konnte, dies wollen wir der Konsequenz jener Gaukler und Gauklerinnen keineswegs absprechen. —

So wie man durch abergläubische Mittel sich Liebe zu erwerben suchte, so war man nicht minder bedenklich bei der Wahl und Schließung einer Ehe selbst. Man glaubte nämlich, daß es viele Götter gebe, welche die Ehe verhinderten oder unglücklich machten, und die man auszusöhnen oder von ihrem Zorne abzuhalten suchte. So war Diana eine oft rächende Feindin aller Jungfrauen,

die sich aus ihrem Orden entfernten. Kaum ward daher ein Mädchen mannbar, als es, diese Göttin zu besänftigen, in Körben ihr mancherlei Leckereien darbrachte. Und eben deswegen wurden auch vor der Hochzeit dieser Göttin Opfer gebracht.

In der Wiege der Humanität brachten die Griechen, ihre eheliche Liebe zu beglücken, dem Himmel und der Erde gefällige Opfer; denn wo konnte wohl der Einfluß der Fruchtbarkeit sichtbarer seyn als hier. Die Götter, welche in der Folge der Hochzeit vorstunden, waren Jupiter, Juno, Venus und Minerva, denen auch die Parzen und Grazien, als das Band der Liebe knüpfende und erhaltende Wesen, zugesellt wurden.

Der Tag, an dem man opferte, war gewöhnlich der Tag vor der Hochzeit. Aus dem geöffneten Opferthiere wurde die Galle herausgenommen und hinter den Altar geworfen, denn die Götter, denen man die Liebe und Ehe heiligte, verabscheuten Zorn und Bosheit.

Der Hochzeittag selbst wurde mit vieler Vorsicht ausgewählt. Die Athener hielten besonders den Monat Januar für glücklich und nannten ihn daher auch Gamelion. Ueberhaupt hielt man die Zeit des Vollmondes für das Heirathen am günstigsten.

Am Tage vor der Hochzeit schnitten die Verlobten eine Locke von ihrem Haar ab und widmeten sie einer Gottheit; da es ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die Schutzgötter der Jugend war, so weiheten es viele Jünglinge dem Apollo zu Delphi.

Am Tage des hochzeitlichen Festes schmückten sich Braut und Bräutigam mit bunten Gewändern. Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus geheiliget waren, — fruchtbringender Sesam und Mohn zierten ihr Haupt.

Die Böotier machten Kränze von stachelichem, aber milde Früchte bringenden, wilden Spargel, als Symbol der, die anfängliche Sprödigkeit bald mit zärtlicher Liebe versüßenden, jungfräulichen Braut.

Dann holte der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Eltern Abends beim Glanze der Fackeln in das seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch

bisweilen zu Fuße. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer trautesten Freunde, Parochus, der Brautführer, genannt. Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner Stelle mußte es seiner besten Freunde einer verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten-, Zitterspielern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andere einen Rocken, eine Spindel u. dergl.; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des ökonomischen Nutzens durch die Gattin, und auf die Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penelope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und andern Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch ward die Axe des Wagens verbrannt, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei diesem Mahle. Die Gäste legten ihren besten Schmuck an, Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an;

selbst das ganze Haus und alle Zimmer wurden geschmückt.

Während der Mahlzeit brachte in Athen ein Knabe, der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, einen Korb mit Brod in den Hochzeitsaal und sang: ich habe das Schlimme verlassen, das Bessere gefunden. Eine Anspielung auf das ehemalige Leben der attischen Wilden ohne Brod und Ehe.

Die Leier und das Lied waren die Zierde und die Freundin der Gastmähler der Griechen. Die Hochzeitlieder, — Hymen genannt, waren mit Musik und Tanz begleitet. „Wenn die Gäste ihre Begierde nach Speise und Trank gestillt hatten, sagt Homer, dann stimmte der Barde seine Leier und sang ein Lied. Oefters sang er auch während des Mahles. Jedermann horchte auf die Lieder mit Wohlgefallen: selbst der wilde Schwarm der Freier im Hause des Ulyßes, wenn Phemius anfing zu singen.“

Nach dem Mahle wurde getanzt; auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn der Tanz geendigt war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, Thalamus genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes, ebenfalls hier aufgestelltes Bette, war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, im Falle üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente.

Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter der sich Vermählenden war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpine anzuspielen scheint.

Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette gebracht. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackeln mit ihrer

eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette.

(Auch Weiber trugen jenen Gürtel der Keuschheit, um sich gegen Anfälle einer wilden, unbändigen Liebe zu schützen; die Lösung dieses Gürtels bei kreisenden Frauen bezeuget es uns. — Mädchen, die noch nicht mannbar waren, hießen ungegürtete.)

Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um.

Während das junge Paar, in Liebe und Lager vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaars und Wünsche für sein Wohlergeben enthielten. Alles dies geschah, um nicht die Klagetöne der Braut hören zu lassen, und damit etwa nicht eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen möchte, mußte ein Mann von den nahen Verwandten des Bräutigams eine Wache an der Thüre halten. Das Chor der Knaben und Mädchen wünschte endlich dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, sie am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Der beste Wunsch, den man einem Mädchen in jenem unverdorbenen Zeitalter Griechenlands darbringen konnte, war der, welchen Ceres in Gestalt einer Alten für Celeus Töchter hegte: mögen die Götter euch jugendliche Männer geben, um Kinder zu gebären, wie die Eltern es wünschen. Auch Ulyßes wünscht der Nausikaa, so viel ihr Herz begehrt, einen Mann, und ein Weib, und selige Eintracht der Herzen. Ein Volk ist noch nicht von der Natur abgewichen, welches Ehe unter die größten Glückseligkeiten des Lebens, und den Besitz eines Mannes zu der Bestimmung eines Weibes rechnet.

Dennoch wollte die Sittsamkeit, daß Mädchen nicht

laut, selbst gegen Eltern nicht, von ihrer bevorstehenden Hochzeit sprachen, und Nausikaa, die ihre Kleider zu ihrer nahen Hochzeit waschen will, braucht gegen ihren Vater einen andern Vorwand: denn sie schämte sich, von der lieblichen Hochzeit vor ihrem Vater zu reden. Doch merkte er alles und gewährte ihre Bitten, ohne ihr zu erkennen zu geben, daß er ihre Gedanken verstehe. —

Um den Genius der griechischen Liebe kennen zu lernen, lese man den Homer und Theokrit, die den edlen und feinen Gefühlen, welche diese Leidenschaft in den Menschen ihres Zeitalters hervorbrachten, nur Sprache und Rhytmus geliehen haben. —

So erwuchs im Schooße der Natur eine Nation ohne Einfluß fremder Kultur zur Humanität, zur reinen Sitteneinfalt, zum feinsten Empfindungsvermögen, wovon wir erborgten Glanz bei

den Römern

auch in dem feierlichen Gepräge erblicken, wodurch diese das Fest der Liebe und der Ehe heiligten.

Die Römer hielten die Kalendä, die Nonä, die Idus für ungünstigere Hochzeittage für die Jungfrauen, als die wieder heirathenden Wittwen. In gleicher Absicht wurden die Festtage, die erste Hälfte des Junius vermieden, und vom Mai hieß es:

mense Majo male nubunt.

Juno war die große Hochzeitstifterin, und so wie sie unter den Göttinnen, als die Vermählte des Jupiters, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen Juno Juga oder die jochende Juno führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war. Man brachte ihr daher am hochzeitlichen Tage ein zweijähriges Schaf zum Opfer, und ehe die Opferstücke auf den Altar gelegt wurden, nahm man die Galle aus der Leber des Thiers und warf sie hinter den Altar.

In den älteren Zeiten wurden bei der Confarreation von den Priestern und in der Folge von dem Pontifex

Maximus und dem Flamen Dialis gemeinschaftlich getrocknetes Dinkelkorn und Salz geopfert, und zehen Zeugen sprachen dabei gewisse feierliche Worte aus. Zugleich ward auch dem neuen Paar ein Brod von Dinkelkorn zum Zeichen seiner zukünftigen unzertrennlichen Gemeinschaft überreicht.

Während der Juno geopfert wurde, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen Hasta coelebaris führte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an und begab sich auf den Schooß ihrer Mutter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat.

Ihre als Jungfrau getragene verbrämte Toga weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte.

Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehörte vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als das Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht seyn, und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer lös'te. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen war nur allein dem Bräutigam erlaubt.

Saß nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooße ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter.

Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddäm-

merung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge Paranymphi genannt, deren Eltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit prunkreich seyn sollte, trugen fichtene Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Rocken und der Spindel; auch die Verwandten und Freunde der Braut, mit Geschenken versehen, waren bei diesem Geleite, dessen feierlichen Glanz überdies Leier- und Flötenspieler erhöheten.

In Katulls Gesang auf die Hochzeit des Manlius Torquatus heißt es:

Aus jungfräulicher Sittsamkeit geht sie langsam,
Und da sie hört, daß man gehen muß, weinet sie.
Säumst du noch? es verläuft der Tag.
Tritt hervor, o Verlobte!

Näher! sieh, nur die pechigen
Fackeln schütteln ihr goldnes Haar. — —
Keiner Buhlerin unterthan,
Noch leichtsinniger Hoffnung voll,
Eine schändliche Lebensart
Fortzusetzen, begehrt dein Mann
Dir am Busen zu liegen.

Wie der Weinstock die schlanken Arm'
Um die Stämme der Pappelbäum'
Und der grünenden Ulmen schlingt,
So wird ganz mit Umarmungen
Dich dein Jüngling umwickeln.

Bettchen, o! wie viel Wollust wird
Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
Die bei Tage der Glückliche
Wiederholet. Der Tag verläuft
Tritt hervor, o Verlobte!

Knaben, hebet die Fackeln hoch:
Schon erblick' ich den bräutlichen
Schleier. Singet den Weihgesang:
Heil dir, mächtiger Hochzeitgott!
Heil dir, gütiger Hymen!

Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu betreten, denn diese war den Penaten und der Vesta heilig, und durfte von der Braut bei ihrer ersten Ankunft nicht entweiht werden; die Brautführer trugen sie darüber hinweg. Dies geschah vielleicht auch deswegen, damit sie nicht auf der

Schwelle stolperte, welches ein unglückliches Zeichen war; vorher schmückte sie aber erst die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erbat.

Hierauf oder auch schon vor dem Hause wurde sie um ihren Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens mußte sie mit einer von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: Si tu Cajus, ego Caja, oder sie rief aus: Ubi tu Cajus, ego Caja. Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige häusliche Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern.

Ehe der Hochzeitschmaus anfing, verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück angerichtet werden.

Von allen Seiten erschallte nun das freudigste Zurufen der Hochzeitgäste: Du bist die Zierde des heutigen Tages (nulla te hodie pulchrior). Man rief den Hochzeitgott Thalassius an, und setzte sich unter einer lieblichen Musik zur Tafel.

Jünglinge und Mädchen stimmten Wettgesänge an, wovon wir beim Katull folgende schöne Probe finden:

Ein Jüngling.

Hesperus läßt sich am Himmel sehen: ihr Jünglinge laßt uns
Aufstehn; Hesperus schüttelt die längst erwartete Fackel:
Laßt uns aufstehen und die fette Tafel verlassen.
Bald erscheint die Braut, bald stimmt man den Hochzeitgesang an.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Eine Jungfrau.

Seht ihr die Jünglinge stehen, zieht ihnen entgegen, ihr Jungfrauen;
Schon erhebt sich vom Oeta die Leuchte des nächtlichen Herolds.
Seht ihr es nicht? sie sprangen schnell auf; wahrhaftig, sie sprangen
Nicht vergebens auf: sie singen gewiß, was sich sehn läßt. —

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Ein Jüngling.

Brüder, die Siegespalme wird uns zu gewinnen nicht leicht seyn:
Seht, wie die Jungfrauen sinnen. Sie haben etwas ersonnen,
Nicht vergebens ersonnen: es muß der Mühe wohl werth seyn;
Und kein Wunder, sie richten alle Gedanken auf Eines:
Aber wir haben oft hier das Ohr und dort die Gedanken:
Billig besieget man uns; der Sieg wird mit Arbeit erkaufet.
Nun so nehmet zum mindesten jetzt die Sinne zusammen:
Denn sie singen gar bald, und heischen Gegengesänge.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus, ist wohl eines der himmlischen Feuer so grausam?
Mütterlichen Armen kannst du die Tochter entreißen?
Mütterlichen Armen die widerstrebende Tochter?
Ueberlieferst ein keusches Mädchen dem brünstigen Manne?

Geht wohl ein Feind so grausam mit einer eroberten
Stadt um?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm,
mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, ist wohl Eines der himmlischen Feuer so
liebreich?
Durch dein Licht bekräftigest du die geschlossenen Verträge:
Was die Männer gelobten, und vor den Eltern gelobten,
Das vollzieht man nicht eher, als bis dein Stern sich
erhebet.
Wünscht man wohl mehr von den Göttern, als ein
so seliges Stündlein?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm,
mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus hat uns eine von unsern Gespielen geraubet:
Wache hält man sonst vor mitternächtlichen Dieben,
Aber wer kann vor dir sich hüten: du stiehlest des
Abends,
Hesperus stiehlest auch unter veränderten Namen des
Morgens.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm,
mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, hörst du? dich schmäh'n mit erdichteten
Klagen die Jungfrau'n.
Herzlich mögen sie wohl nach eben dem Gotte sich
sehnen,
Den sie so grausam tadeln. Vielleicht, daß jede sich
heimlich
Wünschet, auf gleiche Weise von dir gestohlen zu
werden.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Wie die Blume, — die frisch im verzäunten Garten emporsteigt,
Keiner Heerde bekannt ist, von keinem Pfluge verletzt wird,
Die der Regen erzeugte, die Sonne stärket, die Luft kühlt, —
Viele Jünglinge reizet, von vielen Mädchen gesucht wird:
Aber wenn sie, vom scharfen Nagel gebrochen, verblühet,
Keinen Jüngling reizet, von keinem Mädchen begehrt wird;
So die Jungfrau, die unberühret den ihrigen werth ist;
Aber wenn sie, befleckt, die Blume der Keuschheit verloren,
Weder so reizend den Jünglingen bleibt, noch den Mädchen so werth ist.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Wie die Rebe, gewachsen auf nackter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,
Unterliegend der Last, den zarten Körper herabsenkt;
Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die Wurzel berühret,
Suchen sie keine Pflüger und keine Stiere der Pflüger;
Aber hat man sie mit dem starken Ulmbaume vermählet,
Suchen sie viele Pflüger und viele Stiere der Pflüger:
So veraltet, unachtbar, die nie berührete Jungfrau;
Hat sie, zur Ehe reif, ein glückliches Bündniß getroffen:
Ist sie dem Manne werther, und weniger lästig der Mutter.

Ein Jüngling.

Aber, Jungfrau, du mußt mit solchem Gemahle nicht streiten.
Unrecht, mit dem zu streiten, dem selbst dein Vater dich schenkte,
Er und deine Mutter: ein Kind muß den Eltern gehorchen.
Jungfrauschaft ist nicht ganz dein, ein Theil gehöret den Eltern:
Nur ein Dritttheil ist dein: dem Vater gehöret ein Dritttheil,
Und ein Dritttheil der Mutter. Du wirst mit Zweien nicht streiten,
Die mit der Mitgift ihr Recht dem Schwiegersohn vertrauten.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Während der Mahlzeit warf der Bräutigam, zum Zeichen, daß er seine jugendlichen Spiele mit männlichem Ernst vertausche, Nüsse unter die muthwilligen Knaben.

Nach dem Vergnügen der Tafel wurde die Braut feierlich zu Bette gebracht, und zwar von einer tugendhaften Matrone, die ihren ersten Mann noch hatte. Bei ihrem ersten Eintritt in die Brautkammer mußte sie dem Priapus die Erstlinge ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu dem Ende auf eine schön geschmückte, aber ungeheuer große Abbildung desjenigen Theils setzen, dem die Schöpfung die Erhaltung des Menschengeschlechts anvertraute; dies war aber nur eine symbolische Weihe, und keineswegs von der Art, wie das jungfrauschaftliche Opfer, das man in Goa dem Phallus bringt. —

Es mußte dem römischen Ehemanne von keiner geringen Wichtigkeit scheinen, die Gunst jenes Schutzgottes der Gärten und schattigen Lauben zu erhalten, der den römischen Damen so gefährlich war, der selbst die jungfräuliche Ehre der auf einem grünen Rasen sanft entschlummerten keuschen Vesta nicht geschont haben würde,

hätte der Esel des Silens sie nicht zufälligerweise durch sein Geschrei vom Schlafe geweckt. —

Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der Liebe angerufen wurden. Die Göttin Prema lösete der Braut den Gürtel, der Gott Subigus zwang die Braut, sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin Prema nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhinderte, daß das Ziel nicht verfehlt wurde; die Göttin Pertunda mußte endlich den Liebenden die Bahn des süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wollust den entscheidenden Kampf beginnen. —

Noch genauer beschreibt Meursius die Geschäfte der Götter bei diesem wichtigen Akt: Saturnus, ut semen conferret; Liber et Libera, ut semen emitterent, hic viris, illa foeminis; Janus, ut semini in matricem commeanti januam aperiret; Juno et Mena, ut flores menstruos regerent ad foetus concepti incrementum; Vitunus, ut vitam daret; Sentinus, ut sensum etc.

Die Matrone — die, wie es sehr wahrscheinlich ist, die sehr jung heirathenden und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut ins Bette, Lectus genialis, — von gignere, oder weil es dem Genius des jungen Mannes heilig war, genannt. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornehmlich in einer Art Kuchen (Mustacea) bestanden.

Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an (Epithalamium), in dem sie die neu Vermählten auf das Feierlichste lobten und ihr Glück schilderten.

Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis, oder wie eben bemerkt, den Priapus oder Fescinus nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man dem leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte, eine weit größere, als

Katull sie sich in der obigen Probe erlaubte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der etrurischen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor und singt nach Katull:

Jungfrauen, schließet die Thüre zu:
Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
Und nun liebendes, liebes Paar,
Lebe wohl, und bediene dich
Deiner Jugendkraft rüstig.

Genius der Liebe in den Ritterzeiten.

Schon in den frühesten Zeiten mischte sich dem schwärmerischen Geiste des Ritterwesens eine gewisse edle Galanterie gegen das schöne Geschlecht bei. Jeder Ritter rang nach hoher Minne, und unterwarf sich, wenn er sich in Gefahr stürzte, den Gesetzen seiner Gebieterin. Sie war es, für welche er angriff, vertheidigte, Schlösser und Städte einnahm und verwüstete; sie war es, zu deren Ehre er sein Blut verspritzte.

In den Turnieren selbst trugen, sagten und thaten die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen, und vorzüglich auf ihre Geliebten hatte. Sie nannten sich Sclaven der Liebe, und diese Benennung schien ihnen ehrenvoller, als die erhabensten Titel. Als solche Sclaven der Liebe ließen sie sich von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an den Kopfriemen der Pferde befestiget waren, bis auf den Kampfplatz führen. Als solche Sclaven der Liebe trugen sie die Farbe und Lievree ihrer Damen und gewisse geheimnißvolle Devisen.

So erschien Saintré, der berühmte Waffenbruder des Marschalls von Boucicaut, auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzessin zu Ehren anstellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weißem Atlas

bedeckt war, auf welchem lauter Lilien und die Worte: Ne m'oubliez mie, gestickt waren.

Eine unzählige Menge anderer Dinge waren der Liebe geweiht, die in einem Schleier, in einer Schärpe, einem Bande, Armbande, in der Feder und andern dergleichen Nippes der Damen bestanden, welche dieselben an der Rüstung ihres Geliebten befestigten, und die man Faveurs, Jojaux oder Emprises d'amour nannte.

Als Saintré nach Deutschland ziehen wollte, band seine Geliebte mit eigener Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldenes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und eben so viel Perlen besetzt war, und indem sie dieses that, küssete sie ihn, und nahm von ihm einen Abschied, der in der Ursprache etwas unbeschreiblich Herzliches und Anziehendes hat: Mon ami, et mon vrai desir, je prie à dieu et à notre Dame, que en telle heure et en telle point le vous puisse-je mettre, que à tout honneur en puissiez revenir, et se ainsi est, je leur voue, que tous les vendredis je ne porterai linge sur ma chair nue, par autant de vendredis, ou de samedis, que serez dehors. Ha! Madame, dit-il, que vous aije merité; qu'une telle Dame fasse tels voeux pour moi. Qui, mon ami, dit-elle, car vous estes tels, que je veuil.

Solche Zeichen werden nicht blos als Denkmale der Liebe und Gunst der Schönen, nicht blos als ein Sporn zu großen Thaten, sondern auch als heilige Talismane betrachtet, wodurch ihr Muth und ihre Kraft vermehrt, und die ihnen drohenden Unfälle abgewandt werden sollten.

In der Hitze des Kampfs waren die Ritter oft so unglücklich, daß sie alle ihnen von den Damen zugeschickten Faveurs nach und nach einbüßeten; bei einem gewissen Turnier sahen sich daher einmal diese unvermerkt von allem Schmuck, von allen Hüllen des Busens, ja des ganzen Körpers so entblößt, daß sie, da alle gleich viel für die Freunde ihres Herzens aufgeopfert hatten, über ihren halb nackten Zustand in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Man sah nicht selten edle Jünglinge und Ritter an ihren Hochzeitfesten mit Fesseln oder Banden an den

Beinen erscheinen; oder solche, die das Gelübde gethan hatten, goldne Ringe und goldne Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms und über dem Knöchel des einen Fußes ihren Damen zur Ehre so lange zu tragen, bis sie das Versprechen erfüllt hätten.

Eines der schwersten und gefährlichsten Gelübde, welches je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war dasjenige, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich dem um sie verblendeten Ritter, sich ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Bildnisse von dreißig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte.

Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin mit dem Porträt derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht gestehen wollte daß des irrenden Abenteuers Dame schöner, als seine eigene wäre, so zwang er denselben, mit ihm zu kämpfen, und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihren Namen unter dem Bilde der Schönen des irrenden Ritters malen zu lassen. Der Geschichtschreiber versichert, daß der Ritter innerhalb eines Jahres mit dreißig Porträten von Schönen überwundener Ritter zurückgekommen sey und sie seiner Göttin zu Füßen gelegt habe.

Nicht selten geschahen Ausforderungen zu Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen, mitten im Schlachtgetümmel und bei Belagerungen von Städten und Burgen; sobald die kämpfenden Heere dieses sahen, ließen sie ihre Waffen sinken und rasteten so lange, bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten.

Unter Heinrich III. und IV. gab es einen Krieg, den man den K r i e g d e r V e r l i e b t e n nannte, weil er blos auf Anstiften der Vornehmsten der feindlichen Armeen angefangen wurde, damit die Ritter ihre Tapferkeit und zugleich ihre Liebe für ihre Schönen zeigen könnten.

Um eben diese Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, wenn es auch kundig war,

daß sie die Buhlerin des ganzen Hofes oder der ganzen Stadt war.

In der mündlichen Unterhaltung verloren sich die Verliebten in eine schmelzende Zärtlichkeit, und besonders war der Abschied des Ritters von seiner Gebieterin mit solchen Ausbrüchen von Andächtelei und Liebe begleitet, daß man versucht wird, ihnen die reinsten Empfindungen zuzutrauen.

Als der berühmte Saintré seinen Zug nach Deutschland antreten wollte, ward der Abschieds-Rendezvous zwischen ihm und seiner Gattin dadurch gegeben, daß er sich das Auge mit der rechten Hand rieb, und sie darauf eine Nadel oder Zahnstocher an die Zähne brachte. Bei ihrer Zusammenkunft bat ihn seine Geliebte zuerst, daß er nie unterlassen möchte, nach jeder Messe und vor jedem Kampfe den allgemeinen Segen seines Priesters über sich aussprechen zu lassen, den Gott der Herr aus seinem eigenen Munde über Moses ausgesprochen habe: Der Herr segne und behüte dich; der Herr erleuchte sein Angesicht über dich, und sey dir gnädig; der Herr wende sein Antlitz zu dir, und gebe dir seinen Frieden. —

Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, daß sie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den verliebten Rittersmann so sehr, daß er zu seiner Dame sagte: „Erhabene und unvergleichliche Göttin und unumschränkte Gebieterin meines Herzens, anstatt daß Sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben Sie durch den Ihrigen mein Herz so durchbohrt, daß ich jetzt von hinnen gehen, in einem fremden Lande sterben werde. Gott befohlen, mein einziges Verlangen, meine einzige Freude und mein höchstes Gut."

Bei diesen Worten wendete sich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränenquelle fast erschöpft war, rief ihn mit einem tiefen Seufzer zurück, und redete zu dem betrübten Ritter folgendergestalt:

„Du weißt, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unsere Vielgeliebten betreffen; allein jetzo fühle ich mich

wieder ganz gestärkt, und hoffe zu Gott, daß er dich zu meiner großen Freude unversehrt wieder zu mir führen werde."

„Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sey stets getrost, und laß dir nichts abgehen, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Muths seyn. Von deinem Befinden aber melde ja mir nichts, so lieb dir mein Leben ist, sondern meiner Königin, von welcher ich schon alles erfahren werde."

Nach dieser Verabredung küßten sich, wie der Geschichtsschreiber des Ritters sagt, die beide Liebenden ohne Maß und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude und schmerzhaftem Vergnügen (solche Antithesen liebten die witzigen Köpfe der Ritterzeit) brachten die Dame und ihr Ritter bis um Mitternacht zu. Als die Liebenden Zwölf schlagen hörten, erschracken sie über die Länge ihres Zusammenseyns, küßten sich zum letztenmale, und bei dem letzten Abschiedskuß steckte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Diamantring an den Finger.

Man denkt vielleicht, das Frauenzimmer jener Zeiten war doch gewiß viel glücklicher, als in irgend einer andern Periode der Welt! Dies war gleichwohl wirklich nicht der Fall.

Die Gewohnheit hatte eine lange Reihe von Jahren hindurch solchen Kämpfen, welche zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Behauptung der Schönheit einer Dame unternommen wurden, ihre Sanction ertheilt, die Gewohnheit also nöthigte einen Mann, für die Dame, welche ihn darum ersuchte, zu fechten, oder brandmarkte seine Weigerung mit Schimpf und Schande. Aber eben diese Gewohnheit nöthigte ihn nicht, in jedem andern Theile seines Verhaltens gegen dies Frauenzimmer oder das weibliche Geschlecht die Ehrerbietung und Politesse zu beweisen, welche mit jenem Opfer der Liebe übereingestimmt hätten.

Derselbe Mann, der es mit Riesen oder riesenmäßigen Schwierigkeiten aufgenommen hätte, wenn eine Dame im Spiel war, ließ sichs fast nicht einfallen, ihr Glück

dadurch zu vermehren, daß er ihr den Genuß der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen suchte. Und hätte sie ihn gebeten, sich herabzulassen und ihr jene häusliche Sclaverei, welche fast in jedem Lande das Loos des weiblichen Geschlechts ist, nur etwas zu erleichtern, so würde er sich für beschimpft gehalten haben.

Außer jener romantischen Galanterie besaßen die Männer nichts, das sie hätte empfehlen können. Ohne Künste und Wissenschaften, ohne alles, was die menschliche Natur verfeinert und veredelt, waren sie rauh und ungeschliffen, und brachten ihre Zeit im Trinken, Kriegen, Müßiggang und in Galanterie, das heißt in Verführung der Frauen und Jungfrauen, zu.

Als im zwölften Jahrhundert der Geist der französischen Nation sich zu entwickeln anfing, verband man mit der heroischen Galanterie einen unbegreiflichen Ernst in metaphysischen Spitzfindigkeiten über die Natur der Liebe, und förmliche Gerichtshöfe der Liebe und verliebte Gesellschaften erhielten ihr Daseyn.

Jemehr sich aber über die Süßigkeiten und die Opfer, die man der Liebe weihete, mit den albernsten Disputationen in einer mystischen, romanhaften Sprache die Köpfe beschäftigten, desto tiefer sank man zu grobsinnlichen Trieben herab. Mitten unter den ehrerbietigsten Verbeugungen, dem Niederfallen auf die Knie, selbst Niederwerfen zur Erden, und den wortreichen Anbetungen erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der Troubadours waren voll von Unfläthereien, vor welchen selbst Ovid erröthet seyn würde. —

Dieser Geist der Liebe war jedoch nicht allgemein, er war eben so verschieden als der Charakter der Spanier, Franzosen und nordischen Völker ist. In Frankreich erhitzte er die Köpfe so sehr, daß man, nicht zufrieden mit jenen abenteuerlichen Ausschweifungen der irrenden Ritter, auf weit lächerliche Extreme verfiel.

Es entstanden nämlich besonders in den südlichen Gegenden von Frankreich gewisse Gesellschaften oder Orden, deren Mitglieder Männer und Weiber waren. Sie machten sich verbindlich, die Stärke der Liebe durch die

härtesten Prüfungen an den Tag zu legen, welche vorzüglich in Erduldung und Vergrößerung aller Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten bestanden.

Die Thoren hielten es für ein Verbrechen, einen Mantel oder Pelzwerk, oder irgend ein erwärmendes Kleidungsstück mitten in dem rauhesten Winter zu tragen; und ihr ganzer Anzug bestand aus einem leichten Rocke und einer dünnen Mütze.

Eben so wenig war es ihnen während dieser Jahreszeit erlaubt, Feuer in ihren Häusern zu brennen, dafür schmückten sie aber ihr Kamin mit Laubwerk und Blumen, wenn sie dergleichen haben konnten.

Desto mehr verwahrten sie sich im Sommer; dann trugen sie die wärmsten Kleider und dicksten Pelze, und heitzten noch außerdem ihre Kamine mit dem stärksten Feuer.

Damit den Mitgliedern des Ordens diese Büßungen einigermaßen erleichtert und vergütet würden, so war den männlichen und weiblichen Mitgliedern desselben der freieste Umgang unter einander verstattet, der selbst noch in der Ehe fortdauerte.

Dessen ungeachtet nahm die Gesellschaft ein sehr trauriges Ende, denn die meisten Personen, die dazu gehörten, erfroren, während sie, schon ganz erstarrt von Kälte, sich noch über diejenigen lustig machten, die sich in warme Kleidung verhüllten. —

So weit griffen die Schwärmereien des Ritterwesens in unserm Vaterlande bei weitem nicht um sich; gewiß haben wir dem Cervantes die wenigsten Originale zu seinem Don Quixotte von Mancha geliefert. Aber ein allgemeinerer Zug dieses romantischen Geistes war, den Handlungen der Liebe das feierlichste Gepräge aufzudrücken. Der Schritt der Vornehmen zu ehelichen Verbindungen geschah mit einem Glanze, mit einem so verschwenderischen Aufwande, daß man kaum in einer Feenwelt ihn sich größer denken kann.

Von dem Geschmacke der Fürsten verbreitete sich der Modeton über die Provinzen; daher will ich hier die Feier der Hochzeit mittheilen, welche der Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve und Bergen im Jahr 1585 zu

Düsseldorf veranstaltete, als er seinen Sohn Johann Wilhelm mit der Prinzessin Jakobine von Baden vermählte.

Die ansehnliche Verwandtschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet.

Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen.

Die Blüthe des Adels, im Abenteuer geprüfte Ritter, Grafen und Herrn drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten und die Rosse pflegten.

Die Bürger waren beschäftigt, aus herzoglicher Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herrn derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dollmetscher zum Behuf der Fremden.

Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürstliche Braut sey an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borten besetzt, zerschnittnen Hosen und Wamms von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldnen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldne Gefäß seines Schwertes. Hinter ihm wurden drei Hengste, prächtig aufgeputzt, an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Braut stieg er von dem Roß und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt Jakobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündigte, und mit drei und zwanzig Trompetern und zwei Heerpaukern wetteiferte.

Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zum Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beinah die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge bezauberte! —

Nach alter Sitte ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihrem nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldnen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weißem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen seidenen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidenen Hosen und Wamms, alles mit Perlen bordirt und silbernem Tollet gefüttert, weißen seidenen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barett glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf Justitia mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über

den Text Ephes. 5. Außer diesem schlägt er sich weidlich mit andern Citaten herum und bringt endlich das große Geheimniß dieses Sacraments heraus, wobei er dann der schönen jungen Braut gewiß zur Unzeit das In dolore paries filios tuos zu wiederholtenmalen vorsagt.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein Te Deum laudamus unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze beschloß diese feierliche Handlung.

Die Unterhaltungen bei der Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter, das an einer rauschenden Musik weit mehr Behagen fand, als an sanften Adagio's. Unter dieser Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Ball und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor und nachgetragen wurden.

Nach geendigtem Tanz begab sich die Gesellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspectivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler auf einem Löwen stehend und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies als ein herrliches Bild der jungen Braut vorzustellen. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die Morgengabe, ein Equivalent, wofür? dies wird man leicht errathen: den Werth derselben bestimmte der glückliche Bräutigam selbst. —

So wurde der erste Tag der Freude geendigt. Sieben und mehrere folgten gewöhnlich nach, und an jedem erschienen die Vermählten in neuem, bald spanischem, bald deutschem Putz; man sah kostbare Feuerwerke auf dem Wasser abbrennen, Ringrennen, Fechterspiele, feierliche Turniere zu Pferde und zu Fuße, alles mit einer Pracht, die au die ausschweifendste Verschwendung grenzte.

Von diesen schwelgerischen Festgelagen waren nun freilich in älterer und gleicher Zeit die hochzeitliche Feier bei Leuten von niedrigerem Stande weit verschieden. Zu Tacitus Zeiten bestanden die Galanterien und Nippes, welche der Bräutigam seiner Braut zum Beweis seiner Liebe schenkte, in einem Joch Ochsen, einem gesattelten Pferd, nebst Spies und Schild; zuweilen wurde diesen Brautgeschenken noch eine Zitter beigefügt; das erste war das Symbol des in den ältesten Zeiten vom weiblichen Geschlecht betriebenen Feldbaues; das andere erinnerte die Gattin an die Pflicht, in Krieg und Frieden die treue Gefährten des Mannes zu seyn. Gattinnen belebten auch wirklich durch ihre nahe Gegenwart im Schlachtgetümmel den Muth ihrer Männer zu einer Heldengröße, die wir staunend bewundern müssen; als Arminius gegen das Heer des Vaters seiner Gemahlin die Waffen führte, wich diese, ungeachtet ihrer Schwangerschaft, nicht von seiner Seite, und entglühete seine Tapferkeit zum feurigsten Heldenmuth.

In der Folge empfing die Braut für das Opfer ihrer jungfräulichen Unbeflecktheit eine Morgengabe von dem jungen Manne; Wittwen erhielten nur die Hälfte eines solchen Geschenks. Der sonderbare Gebrauch, daß sich Braut und Bräutigam gegenseitig das Hauptthaar abschoren, herrschte unter verschiedenen deutschen Völkerschaften.

Am Tage der ehelichen Verbindung erschien der Bräu-

tigam bei den Eltern der Braut. Die Kopulations-Ceremonie bestand in der Wechselung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobei der Vater seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft der Güter einsetzte und ihr Gewalt über Schloß und Riegel ertheilte.

Hiermit war aber die Hochzeit noch nicht vollzogen; die Braut wurde gewissen Personen anvertraut, die ihr so lange Gesellschaft leisteten, bis die feierliche Uebergebung an den Bräutigam geschehen konnte, denn sie vermieden gewisse Tage und Monate, die der Uebergabe und Heimführung der Bräute, nach ihrer Meinung, nicht günstig waren.

Dies geschah mit großen Feierlichkeiten. Zwei Brautjungfern führten die Neuvermählte unter Absingung hochzeitlicher Lieder in die Wohnung des Bräutigams. Hinten drein folgten die geladenen Gäste mit Hochzeitgeschenken beladen. Zum Willkommen reichte man diesen einen freundlichen Trunk, und genoß dann ein hochzeitliches Mahl.

Nach Endigung dieses hoben die Brautdiener den Bräutigam auf ihre Schulter und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu setzen und herum zu tragen pflegte; ohne Zweifel war dies eine Anspielung, daß der Mann der Herr des Weibes und das Haupt der gestifteten neuen Familie seyn sollte. Statt sich mit Tanz zu belustigen, mußten Gaukler und Possenspieler durch ihre Grimassen und Einfälle den Gästen die Zeit verkürzen. Endlich geleitete man Braut und Bräutigam unter den feierlichsten Segenswünschen zum hochzeitlichen Bette.

* * *

Nach den deutschen Gesetzen des Mittelalters war aber die priesterliche Einsegnung zu einer gültigen Ehe nicht hinreichend, sondern es war die **Beschreitung des Ehebettes** (**Beschlagung der Decke**, **der Bettsprung**) als ein wesentliches Erforderniß einer völlig vollzogenen Ehe erfordert. Es bestand aber dieselbe zu

jenen Zeiten in einer unter vornehmen und gemeinen Personen üblichen Ceremonie, da Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Churfürst von Brandenburg, noch vor dritthalb hundert Jahr mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett.

Unter dem Beschlagen der Decke war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, welches man daraus sieht, daß diese Feierlichkeit auch alsdann nicht unterblieb, wenn die eheliche Verbindung unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde; solcher genügte nämlich dieser Ceremonie dadurch, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß, mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut ins Bett legte; auch wurde zwischen beide ein bloßes Schwert ins Bett gelegt.

Das Beispiel Kaisers Friedrich III. erläutert die feierliche Beschreitung des Ehebettes sehr genau. Dieser hatte sich nämlich die Prinzessin Leonore von Portugal durch seine Gesandten verlobt, und der Pabst selbst hatte das Verlöbniß bestätigt. Der Kaiser reiste hierauf nach Siena, fand da seine Braut und nahm sie mit nach Rom. Indeß zauderte er mit Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italienische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessin, der dieser Verzug lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König Alfons von Neapel. Es sey ein glücklicher Zufall, sagte dieser, daß der Kaiser und seine Braut sich eben an dem Orte beisammen befänden, wo diese Heirath zuerst verabredet und beschlossen worden; der Kaiser möchte nun hier auch das Beilager halten.

Als hierauf der Kaiser bei seiner Weigerung beharrte, so hub nun Alfons in einem ernsthafteren Tone an: „Du willst also meine Nichte als Jungfer nach Deutschland führen, und wenn sie dir dort nicht gefällt, mir wieder zurücksenden, oder sie vielleicht gar vernachläßigen und dich mit einer andern vermählen; beschlafe sie vielmehr hier, damit du, wenn sie gefällt, die angenehme Waare mit dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurücklassen kannst.

Der phlegmatische Friedrich fand diese Vorstellung so nachdrücklich, daß er sich augenblicklich entschloß, die Ehe zu vollziehen. Er ließ sich nach deutscher Sitte ein Lager bereiten, legte sich darauf, und ließ sich seine Braut Leonore in die Arme legen, und in Gegenwart aller Vornehmen des ganzen Hofs die Decke über beide herziehen.

Als die spanischen Damen sahen, daß man die Decke über das Brautpaar zog, erhoben sie plötzlich ein großes Geschrei und überhäuften den König mit Vorwürfen, daß er so etwas vor ihren Augen geschehen ließe. Indeß verschwand ihre Muthmaßung, da beide augenblicklich gekleidet, wie sie waren, wieder aufstanden. Bei dieser unter den Deutschen herrschenden Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, that der Kaiser weiter nichts, als daß er seiner Braut einen Kuß gab.

Man sieht hieraus, daß die Beschlagung der Decke große Wirkungen gehabt hat, weil die Ehe vor derselben nicht für vollzogen gehalten wurde.

Heut zu Tage ist diese Ceremonie noch in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr hängt nach dem Sprichwort: Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten, und: wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich, das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ab.

In einigen Gegenden wird aber diese Feierlichkeit nicht für hinreichend gehalten, sondern in Ansehung der gegenseitigen Erbfolge und der statutarischen Portion der Wittwe wird der wirkliche eheliche Beischlaf erfordert, und nach Lübischen Rechten nimmt die Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten sogar erst mit der Schwangerschaft der Frau ihren Anfang.

In den meisten deutschen Ländern sind aber bekanntlich jetzt alle diese Wirkungen des Bettsprungs verschwunden, und jene werden nur lediglich auf die Eheverträge und die priesterliche Trauung gegründet.

Indessen stand dieser feierlichen Vollziehung der Ehe in mehrern Provinzen, wo der allgewaltige Arm des geistlichen Despotismus zu herrschen begann, ein merk-

würdiges christliches Kirchengesetz entgegen, nach welchem die Brautnacht der Enthaltsamkeit geheiligt werden sollte, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil es dem jüngeren Tobias beim Eintritt in den Ehestand beliebt hatte, sich die drei ersten Nächte mit brünstigen Gebeten zu beschäftigen, anstatt sich mit seiner jungen Braut zu unterhalten; als man nämlich den Tobias in die Kammer zu der Sara, seiner Braut, geführt hatte, legte er die Leber von einem Fisch auf glühende Kohlen, um den Teufel (der Unzucht) zu vertreiben, vermahnete darauf die Jungfrau und sprach: „Sara, laß uns Gott bitten heute und morgen, denn drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zusammenhalten als Eheleute; denn wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen, wie die Heiden, welche Gott verachten, und allein um Unzucht willen Weiber nehmen, wie das dumme Vieh."

Diesem Beispiel zu Folge, verordnete die Synodalversammlung zu Carthago im Jahr 398, daß sich das neue Brautpaar in der erst folgenden Nacht aller fleischlichen Lust enthalten solle, mit dem Zusatz, der priesterlichen Einsegnung wegen (pro reverentia Benedictionis), denn der Priester sprach nicht nur über die jungen Eheleute den Segen, sondern auch über das Brautbett, zu dem Ende er sich des Nachts in die Brautkammer verfügte.

In der Folge wurde dieses Kirchengesetz noch strenger, und in einem Kapitulare der fränkischen Könige wird von drei Tagen und drei Nächten der Enthaltung gesprochen, damit die neuen Eheleute in dieser Zeit den Segen vom Himmel erbeten mögen; in der griechischen Kirche ward sogar die Uebertretung dieses Gebots mit Strafe belegt und mit Vernichtung der Ehe gedroht.

Zur Festhaltung dieser säuberlichen Kirchenzucht kam nun noch der Umstand, daß das Brautpaar nach der priesterlichen Einsegnung zugleich die Kommunion empfing, und es von den Bischöfen und selbst in den Kapitularien der fränkischen Könige auf das Strengste verboten war, sich vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage alles ehelichen Genusses zu enthalten.

Dieses Kirchengesetz war noch im zwölften Jahrhundert in kräftigem Ansehn; allein es eröffnete bald den Priestern und Bischöfen eine reiche Quelle des Gewinns; sie sprachen für Geld die jungen Eheleute von der Enthaltsamkeit in der Brautnacht frei, und brandmarkten die Annalen der Geistlichkeit mit der Schande des famösen Jus primae noctis und Droit de Cuissage.

* *
*

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daß es unter mehrern deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf Johann IV. von Habsburg im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte.

Im alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten oder nicht. Die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr 895 diese sächsische Sitte, als einen verdammlichen heidnischen Gebrauch, auf, allein nichtsdestoweniger dauerte sie gewiß bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrscheinlich noch länger fort.

In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern Probejahre. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschla anfingen.

Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefügt hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden

Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling wie das Mädchen die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß diese Probejahre aus der Seltenheit der Geistlichen entstanden seyen, und daß man auf dem Lande die Ehen nicht so lange habe aufschieben können, bis ein herumreisender Priester erschienen sey, um die priesterliche Einsegnung zu verrichten.

Allein wenn der Mangel an Priestern die Ursache an den Probejahren in Schottland gewesen wäre, so würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieses sehr häufig durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung angefangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu trennen.

Ueberdem berichtet Pennat selbst, daß auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden Probejahre gehalten hätten, und daß die aus solchen Probeehen erzeugten Kinder nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen erzielt habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irland hielt man solche Proben wie in Sachsen. Die Eltern überließen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welches verfallen war, wenn das Mädchen zurückgeschickt wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connectut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsbai der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit, seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß

junge Personen ihre gegenseitige Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse geheime Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten.

Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten auch noch die gegenseitige Gemüthsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch erfahren möchte.

Die Probenächte unterscheiden sich übrigens von dem Busenrechte dadurch, daß dies in der gleichsam schon angefangenen Ehe fortzuleben verpflichtet, jene aber diese Verbindlichkeit nicht hervorbringen. (Vom letzteren s. unten von sibirischen Nationen).

* * *

Will man übrigens den Genius der Liebe eines Volks oder eines Zeitalters kennen lernen, so muß man seine Dichter lesen, in so fern uns diese nämlich durch treue Gemälde der Natur die glaubwürdigsten und heiligsten Urkunden der Menschheitsgeschichte hinterlassen haben. Dies gilt vorzüglich von den Dichtern der alten deutschen und nordischen Vorzeit, die, von Liebe und Zärtlichkeit begeistert, die schönsten, naivsten Schilderungen herzlicher Empfindungen und gegenseitiger Liebe aufgestellt haben.

Wer liest nicht mit Vergnügen die der Natur und Minne geweihete Lieder der schwäbischen Sänger, von denen Jakobi so schön sagt: — die Werke der Minnesänger, wie so warm, so innig und treu! Es sind Männer, gerüstet zu großer That, überwunden von der alles besiegenden Liebe. Nicht der flüchtige Rausch eines Abends hat auf wenige Tage sie erhitzt, es war um das Glück ihres Lebens zu thun. Sie besangen ihre Gemahlinnen, oder ihre Bräute; nicht um ein Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muß, wenn der Mai kömmt, wenn er hört den Flügelschlag des wartenden Weibchens und ihm die zärtlichen Spiele zum voraus ahnen.

Ich will daher meinen Lesern einige in unsere Mundart übergetragene Gedichte zur Charakteristik der Liebe in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert mittheilen.

Jakob von der Warte.

Frühlingsklage.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen?
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die leichte lust'ge Heide,
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan!

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß trostlos seyn,
Ich soll keine Lust empfinden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

O du liebereiche Minne,
Wend', ach! wende meine Noth!
Tröste die verlassnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt.
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten —
Laß mir Gnade angedeihn!

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt.
Seht! ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.
Himmel, ich verzage schier!
Krank nach ihren Minnefreuden,
Läßt sie mich vergebens leiden,
Und mein End' ist vor der Thür.

Minne! ach, sey gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!

Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach so leite, werthe Minne,
Werthe Minne! leit' auch sie.

Er an Sie.

Er.

Kenntest du die kleine Minne,
Schönes Mädel, fromm und gut;
Trunken wären deine Sinne,
Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

Sie.

Ei, so sag mir, was ist Minne?
Ist es denn Weib oder Mann?
Wie verführt es unsre Sinne?
Und wie ist es sonst gethan?
Mach mir alles offenbar,
Wie es sey und wie es fahr,
Daß ich mich davor bewahr.

Er.

Minne, Kind, ist so gewaltig,
Daß ihr dienen alle Land;
Ihre Macht ist mannigfaltig,
Ihre Sitte viel gewandt;
Sie ist böse, sie ist gut,
Beides wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

Sie.

Kann sie auch das Leid versenken?
Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
Geben Zucht und Würdigkeit?

Lieber Jüngling, sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiß,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

Er.

Kind, der Minne Macht ist größer,
Und ihr Lohn ein Himmelreich;
Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns selig, Engeln gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel
Gibt sie, wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

Sie.

Aber wie werd' ich empfangen
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muß ich ihn durch Leid erlangen —
O da wär mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag mir ins Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

Er.

Inniglich mußt du mich meinen,
So von Herzen wie ich dich;
Seel und Leib mit mir vereinen,
Mich und dich zu Einem Ich.
Sey du mein, und ich bin dein. . . .

Sie.

Jüngling, o! das kann nicht seyn!
Sey du dein, und ich bin mein!

Minneleid.

O weh! o weh! ein Ungeheuer!
Mir ist so weh!
Greif her an meine Brust! Ha, welch ein Feuer!
Der kält'ste Schnee
Müßt von der Flammenhitze brennen,
Die jetzt mein Herz verzehrt! —
O schönes Mädchen, dürft ich treu dich nennen,
Die Flamme stürbe, die mein Busen nährt!

Minnesold.

Minnesold
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn.
Freude groß
Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht;
Der viel heiße rothe Mund
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

Genius der Liebe jetztlebender Nationen.

Die vorzüglichsten Ursachen, die den Charakter einer Nation bestimmen, hängen von der Lage des Landes, von ihrer religiösen und politischen Verfassung ab.

Der Charakter des Menschen ist die innere Quelle seiner äußeren freien Handlungen. Aus dem Einflusse des Charakters auf die Handlungen entsteht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen beiden, und dies Uebereinstimmende des Charakters mit der Handlungsweise nennen wir die Sitten des Menschen.

So wie die Sitten, so sind auch die Begriffe der Völker vom Anständigen und Unanständigen, von Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit das Resultat jener wichtigen Einflüsse auf Körper und Geist. Diese Einflüsse werden daher der Maßstab seyn müssen, nach welchem allein die Moralität eines Volks, das heißt, die Uebereinstimmung des Charakters mit den äußern freien Handlungen zu würdigen ist.

Bei der Darstellung der Natur und dem Umfange einer eidenschaft werden ihre charakteristischen Züge in den

zunächst mit ihr verbundenen Aeußerungen aufgesucht werden müssen. In den feierlichen Gebräuchen bei Heirathen wird man daher vorzüglich den Genius der Liebe eines Volks erkennen können.

Je roher ein Volk ist, desto einförmiger sind seine Sitten und Gebräuche; — aber auch schon auf der ersten Stufe seiner Entwickelung mischt sich denselben, und vorzüglich denen, die auf Geschlechtsliebe Bezug haben, eine bald mehr bald minder glückliche Phantasie bei. —

Lappländer.

Wenn im schwedischen Lappland ein Jüngling sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Eltern des Mädchens und nimmt einen guten Vorrath von Branntwein mit. Die beiden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre und beschäftiget sich mit Holzspalten, oder mit einer andern, seinem künftigen Schwiegervater angenehmen Verrichtung.

Der Vater des jungen Menschen trinkt indessen dem Vater des Mädchens fleißig zu, und bei jedem Glase neigt er sich vor diesem, unter den schmeichelhaften Ausdrücken: großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater.

Wird das Werbgeschäft günstig aufgenommen, so erscheint auf einen Wink der Heirathslustige in der Hütte, fängt mit dem Mädchen sogleich eine zärtliche Unterredung an, küßt sie, und um ihr den höchsten Grad seiner Höflichkeit zu bezeugen, reibt er seine Nase an der ihrigen.

Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch und bietet sie seiner Geliebten an. Sie schlägt es ab, gibt ihm aber zu gleicher Zeit einen Wink, ihr vor die Thüre der Hütte zu folgen. Auf nochmaliges Anbieten entschließt sie sich dann, das Mitgebrachte anzunehmen. — Nun kömmt aber der entscheidende Augenblick; der nach Genuß der Liebe sich sehnende Jüngling bittet sie, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bei ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der kühn gewagte Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und hiermit ist zugleich dem Jüngling die Hoffnung ihres Besitzes gänzlich entrissen. Ist ihr aber die Bitte ihres

Liebhabers angenehm, so behält sie die Geschenke und gestattet die Prüfung der physischen Ehestandsfähigkeit.

Das Schwierigste ist nun noch die Festsetzung des Hochzeittages. Der Brautvater sucht die Vollziehung der Heirath so lang als möglich zu verzögern, denn der Bräutigam besucht nie seine Geliebte, ohne dem Schwiegervater Branntwein und Taback mitzubringen, und diesen Genuß einer so angenehmen Freigebigkeit gibt er sehr ungerne auf. Oft hält er die Verlobten mehrere Jahre mit leerer Hoffnung hin. Der ungeduldige Bräutigam besucht indessen desto öfter seine Geliebte, und fliegt, wenn er weit von ihr entfernt ist, auf einem schnell eilenden Schlitten in ihre Arme, fühlt sich glücklich, singt fröhliche Hochzeitlieder, die weder Ton noch Melodie haben.

Ist endlich der Hochzeittag erschienen, so versammeln sich die Verwandten bei dem Vater der Braut, und alle empfangen vom Bräutigam Geschenke nach Standesgebühr und Würden. Ein feierlicher Zug geleitet das Brautpaar nach der Kirche. An der Spitze ist der Bräutigam und hinter ihm alle Mannspersonen. Alsdann folgt die Braut, von zweien ihrer Verwandten geführt, die ihre Mützen ehrerbietig unter dem Arm tragen; hinter ihr die Weiber und Mädchen.

So freudenvoll auch das Herz der jungen Lappländerin seyn mag, so erfordert doch Wohlstand und Pflicht von einer wohlerzogenen Dirne und Tochter, bei diesem feierlichen Act gerade das Gegentheil zu zeigen. Tiefe Traurigkeit spricht aus ihren Mienen, und ihr niedergesenkter Blick verkündet die Wehmuth, mit welcher sie das väterliche Haus verläßt.

So erscheint sie am Altar. Auf die Frage, ob sie ihren Bräutigam heirathen wolle, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen; bittend dringen nun die Verwandten in sie, sich zu erklären und ihre Einwilligung zu geben, aber sie beharrt bei ihrem stummen Schweigen. Endlich, nachdem alle Künste der Ueberredung erschöpft sind, spricht sie das Ja so sacht und mit so leisem Tone aus, daß es kaum das Ohr des Priesters vernehmen kann.

Je schwerer sie ihren Verwandten diesen Triumph macht, in einem desto höhern Glanze erscheint ihre jung-

fräuliche Sittsamkeit; von allen Lippen strömen ihr nun die süßen, ehrenvollen Lobeserhebungen ihrer Schamhaftigkeit und Keuschheit entgegen.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche setzen sich die Hochzeitgäste zu Tische. Das Gastmahl gleicht einem förmlichen Pickenik, ein jeder bringt sein Fleisch und seinen Branntwein, die Hauptbestandtheile einer lappländischen Tafel, mit.

Ist die Zahl der Gäste so groß, daß der Raum der Hütte sie nicht faßt, so steigen die Jüngsten auf das Dach, lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft stellt den Haushofmeister vor und versieht die andern mit Speise und Trank.

Die Neuverehelichten sind verpflichtet, von der Hochzeit an noch ein ganzes Jahr dem Vater des Mädchens zu dienen. Dann hängt es aber von dem jungen Mann ab, überall, wo er will, seine eigene Haushaltung anzufangen und alles ihm Zugehörige mitzunehmen.

Wohlhabende Väter geben ihren Töchtern oft zweihundert Rennthiere mit. Auch empfängt der Mann von allen Verwandten, die er mit Geschenken beehrte, vier und fünfmal so viel zum Gegengeschenk.

Minder reich an Gebräuchen ist die Feier der Hochzeit bei den russischen Lappen. Hier versammeln sich die hochzeitlichen Gäste in der Wohnung des Bräutigamsvaters. Der ganze Act der ehelichen Verbindung wird durch ein auf den Zweck der Ehe anspielendes Symbol bekräftiget und besiegelt. Man nimmt nämlich einen Stahl und Stein und schlägt beide zusammen, daß Feuerfunken heraussprühen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches sich nicht eher äußert, als bis es durch das Eisen erweckt wird; eben so findet sich in beiden Geschlechtern ein Lebensprincip, das sich nicht eher zeigt, als bis beide miteinander vereinigt sind.

Auch bei den

Esthen

im europäischen Rußland werden die ersten Werbgeschäfte um eine Braut mit Branntwein gemacht. Den Eltern

Branntwein senden, heißt, bei ihnen um ihre Tochter ansprechen; denselben trinken, gilt für ein Zeichen des Jaworts. Doch gebraucht der Heirathslustige die Vorsicht, ehe er auf diese Art anspricht, durch ein altes Weib zu erforschen, wie die Eltern des Mädchens, auf das er Jagd macht, gesonnen sind.

Hierauf erscheinen zwei Freiwerber in dem Hause des Mädchens und geben unter der lächerlichen Einleitung: „es sey ihnen ein Stück Vieh weggekommen, welches zu suchen sie gekommen wären," ihr Anliegen zu erkennen. Nach einem kurzen Wechsel der Rede bieten sie den Eltern und der Dirne von ihrem mitgebrachten Branntwein an. Trinken diese nicht, so ist es ein Zeichen ihrer Abneigung; trinken sie aber, so werden alle Anwesenden mit diesem Getränke bewirthet.

In diesem Falle kömmt nach einiger Zeit der Bräutigam selbst und bringt Branntwein und Geschenke mit. Dreimal muß er den Besuch wiederholen und nie den Branntwein vergessen. Auch wenn er außerdem zur Braut kommt, ist er nie ohne dieses, seinen künftigen Schwiegereltern angenehme Getränk.

Dafür darf dann auch die Braut alle Wünsche ihres Liebhabers begünstigen, oder vielmehr berechtiget eine Landessitte die Liebenden, ihre gegenseitige physische Ehestandsfähigkeit zu prüfen. Dieser Umgang mag Folgen haben oder nicht, so kann doch die künftige Ehe von einem oder dem andern Theile widerrufen werden; der Schuldige verliert aber die gegebenen Geschenke oder muß die empfangenen doppelt vergüten.

Auch bei den Esthen erfolgt die Hochzeit erst zwei oder drei Wochen nach der Trauung. Die Feierlichkeit fängt in der Wohnung der Braut an und hört in dem Hause des Bräutigams auf. An Essen und Trinken darf es nicht fehlen, eine gedeckte, mit kalten Speisen, Brod, Butter, Würste, Fleisch und eine Art Kuchen besetzte Tafel, steht jedem Geladenen offen.

Am ersten Hochzeittag kommt der Bräutigam bei der Braut des Abends mit seinem Gefolge an. Ein Herold, mit einer Art von Ordensband behängt und mit bloßem Degen, reitet voraus, ein verheiratheter Mann, als

Bräutigamsvater, oder in der esthnischen Sprache, Vaterkerl, begleitet den Bräutigam; beide sind, so wie der Herold, mit Ordensband und Degen versehen; die übrigen folgen nach. Der Bräutigam muß dreimal um das Haus herum reiten und in das Dach schlagen; läßt er sich dabei erhaschen, so muß er etwas bezahlen. Eine Anspielung auf den in älteren Zeiten üblich gewesenen gewaltsamen Raub der Bräute.

Zu dem Staate der Braut gehören: ein Brautvater, eine Brautmutter und einige Weiber zum Singen, die man Kasikad nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden Kassike Kanike, das ist, schönes Kätzchen.

Die Braut ist bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch und Braten.

Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der sogenannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund.

Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen.

Der Bräutigam und einige der vornehmsten Hochzeitsgäste führen beständig, selbst bei dem Tanze, einen bloßen Degen in der Hand, und so oft sie durch eine Thüre gehen, berühren sie mit demselben kreuzweise Schwelle und Pfosten. Auch diese Ceremonie mag wohl ihren Ursprung von der alten Gewohnheit, die Weiber zu rauben, haben.

Nachdem die ganze Nacht mit Tanzen, Schmausen und Sausen zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Die Braut hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch ihre Eltern, folgen der Gesellschaft.

Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird

sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schooß setzen. Der Bräutigam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schooß, dem sie ein paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beihülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern und gibt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden, bestehend in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun ein Gleiches, und versprechen dabei Geschenke an Bienenstöcken, großem und kleinem Vieh, welches sie auch nach der Hochzeit richtig abliefern.

An andern Orten tragen die Singweiber Bier mit Honig vermischt herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast, davon zu trinken, wobei abermal für die Braut Geschenke an Geld gesammelt werden.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein gleiches thut sie, wenn sie am Morgen im Hause herum geführt wird und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt.

In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandssegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck abgerissen.

Bei den

geschieht die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Branntwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung erscheint im Namen des Bräutigams ein Freiwerber nebst einem Weibe. Von Seiten der Braut sind ein Weib nebst zwei Mannspersonen bestellt, einer, der sie herbeiführt, ein anderer, der für sie spricht. Sobald der Freiwerber kommt, wird sie von einem der vornehmsten aus einer Kammer gebracht in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr her werden zwei Lichter getragen und eben so viel hinter ihr, obgleich die Ceremonie am Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone in Gestalt eines Daches, die mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und schwer ist. Der Freiwerber sagt: er sey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn suche? Jener antwortet: er suche jemand zum Kleider waschen, Strümpfe stricken u. dergl. Der Führer: suche dir aus, hier sind Dirnen genug. Der Freiwerber: Nein, gib du mir selbst! Der Führer gibt ihm die Braut. Sogleich tritt der Sprecher von Seiten der Braut herbei und fragt den Stellvertreter des Bräutigams, ob er ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle u. s. w. Der Repräsentant bejahet alles. Hierauf geben sich beide Deputirte zur Bestätigung die bloßen Hände, auf die ein Dritter mit der Seinigen einen sanften Schlag thut.

Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt. Die zwei Weiber von des Bräutigams und der Braut Seite nehmen eine bereit stehende Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Freiwerber und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, die mit einem Schnupftuche bedeckt sind. Nachdem man die Braut von der andern Seite des Tisches wieder hervorgeführt hat, wird ihr die schwere Krone abgenommen und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdann nimmt das hochzeitliche Gastgebot seinen Anfang.

Die Hochzeit wird gewöhnlich am dritten Tag nach

der Trauung gefeiert. In einigen Gegenden hat der Bräutigam einen, in andern zwei Bräutigamskerl. Diese und jener hängen sich eine Gurt und ein weißes Tuch kreuzweise wie Ordensbänder um die Schultern. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und gemeiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. An vielen Orten führen sie auch Degen.

Nachdem der Hochzeitschmaus einige Tage in dem Hause der Braut gedauert hat, so wird diese nun bei nächtlicher Zeit unter dem feierlichen Geleite ihrer und ihres Bräutigams Verwandten in die Wohnung ihres künftigen Mannes gebracht. Sie sitzt ihrer Schwiegermutter oder unter deren Namen einer andern im Schooße. Man erkennt sie beim Scheine des Mondes an ihrer glänzenden Krone. Einige Begleiter sprengen voraus, um sie an der Wohnung des Mannes zu empfangen und vom Schlitten oder Wagen zu heben; dies darf sie aber nicht geschehen lassen, sondern muß allein hurtig herabspringen. Bei ihrer Ankunft wird viel geschossen. Hier wird sie nun gehaubet. Die Schwiegermutter setzt ihr die Haube auf und gibt ihr dabei einen Backenstreich, den sie sogleich ihrem Bräutigam ziemlich derb wiedergibt. Hierauf muß sie zum erstenmal die Wirthin vorstellen, Brod auftragen und den Gästen Branntwein reichen. An einigen Orten wird ihr bei dem Hauben nach esthnischer Art ein Kind in den Schooß geworfen Die Brautkammer ist allzeit, selbst in der strengsten Kälte, die kalte Klete (ein zur Aufbewahrung des Korns 2c. bestimmtes Gebäude), dahin werden beide zur Feier der Brautnacht gebracht, aber nach einigen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich bereit seyn und wieder heraustreten müssen. Alsdann gibt man ihnen eine Schüssel mit Wasser zum Waschen, und wenn dies geschehen ist, werfen sich beide ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden zwei Schüsseln hingesetzt, deren eine der Bräutigam, die andere die Braut mit dem Fuße umstößt, und es ist eine Ehre, sich hierbei an Hurtigkeit zu übertreffen.

Auch muß der Bräutigam eine von zwei Mannspersonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zei-

chen, daß wer zwischen beiden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Wenn bei den

Morduanen

die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurückkommt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weißes Tuch ausgespannt ist und worin zugleich die Freiwerberinnen sitzen, wird sie von zwei Freunden des Bräutigams unter beständigem Geheule vom Wagen gehoben und bis vor die Hausthüre gleichsam getragen, wo sie zwischen den Brautführern und Freiwerberinnen von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüßet wird.

Darauf kommt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Spahne anzündet, und setzt die Pfanne an den rechten Fuß der Braut nieder, die solche aber von sich stößt. Dies wird zweimal wiederholt, und jedesmal etwas von dem zerstreuten Hopfen in die Pfanne gescharrt. Man bemerkt genau, wie die Pfanne fällt; taumelt sie auf die verkehrte Seite, so bedeutet dieses dem jungen Paar allerlei Unglücksfälle, fällt sie aber dergestalt, daß die Höhlung oben ist, so gilt es für eine glückliche Vorbedeutung. — Hierauf folgt eine öffentliche Austheilung von dickem Grützbrei, wobei sich Alt und Jung aus dem Dorfe einfindet; man gibt einem jeden eine Kelle voll, dem einen in den Hut, dem andern in den Rockzipfel, oder wohin er es sonst haben will.

* *
*

Ehemals bestand in Rußland die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen den Augenblick der Vollziehung der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Pauken zu feiern.

Bei den

Tatarn in Sibirien

versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem Hause, worin dieselbe gefeiert werden soll. Hier findet

man alle Bänke mit Decken behangen und eine Tafel mit allerlei Erfrischungen besetzt.

Vor dem Hause sind lange Stangen aufgesteckt, woran man gewisse Preise befestiget, welche das Brautpaar austheilt. Der Erstkommende empfängt den besten Preis, der Letzankommende den geringsten. Zu diesem Wettrennen werden an einem gewissen Ort der Stadt Pferde in Bereitschaft gehalten.

In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit fröhlichen Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen.

Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgehen muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man Stückchen von Tuch zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt.

Hierauf begibt sich der Bräutigam in das Zimmer, worin der Priester ist: dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut und läßt eben dieselbe Frage an sie thun.

Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam die im Lande üblichen Ehegesetze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Ceremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umstehende mit einstimmen.

Viele Hochzeitgäste bringen einen Zuckerhut zum Geschenk, der in Stücke geschlagen und unter die ganze Gesellschaft ausgetheilt wird. Man begibt sich alsdann in einen großen Saal, wo das Mittagsmahl aufgetragen wird. Die Feier der Hochzeit dauert gewöhnlich drei Tage, die unter festlichem Schmausen und Sausen vollbracht werden.

Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandten und trautesten Freundinnen, den Verlust ihrer Jungfrauschaft zu beweinen. Sie sitzt hinter einem Vorhange von vielen Jungfrauen umgeben: den näheren Platz an ihrer Seite nimmt eine

ihrer liebsten Gespielinnen ein. Beide sind mit einem großen weißen Tuch bedeckt. Alle übrigen Frauenzimmer kommen und umarmen sie eine nach der andern, und gehen dann wieder zurück.

Endlich erscheinen zwei Freunde des jungen Mannes und stimmen den feierlichen Brautgesang an. Unterdessen weinen alle Jungfrauen und Weiber, und die Braut drückt ihre Wehmuth durch ein tiefes Schluchzen aus.

Wenn das Lied geendigt ist, gehen die Mannspersonen hinter den Vorhang, ergreifen den Teppich, worauf die Braut mit ihrer Gespielin sitzt, an den vier Enden, und tragen sie verhüllt in ein anderes Haus. Hier werden dieselben Gebräuche wie vorhin noch einmal wiederholt. Allgemeiner Gesang und Tanz nimmt nun seinen Anfang. Die Braut verweilt hier bis zum andern Tag, wo sie der junge Mann in seine Wohnung abholt.

Unter den

Kamtschadalen

werden die Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzeren, bald längeren Dienstzeit von den Vätern verkauft, allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem Ersten dem Besten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen als Gattin zu besitzen wünscht, geht er in ihre Wohnung, fängt, ohne ein Wort von seiner Absicht zu sagen, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit an, und sucht sich durch hervorstechende Arbeitsamkeit seinen Schwiegereltern und seiner Geliebten zu empfehlen. Eben so wenig bekümmert man sich oder fragt ihn um seine Liebe, während er eine ganze Reihe von Jahren im Arbeiten allen Fleiß anstrengt.

Gefällt er seiner Schönen nicht, so ist alle seine angewandte Mühe umsonst gewesen, und er muß ohne alle, oder doch nur sehr geringe Vergeltung für seine Dienste, die Wohnung verlassen. Gibt ihm aber das Mädchen Zeichen seiner Gunst, so spricht er den Vater um sie an.

Der Vater schlägt ihm seine Tochter nie ab; er sagt zu ihm: du bist ein fleißiger Bursche, fahre also fort, und siehe zu, wie du deine Geliebte bald betrügen und in deine Gewalt bekommen kannst.

Diese Erlaubniß gibt nun dem jungen Freier das Recht, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen und sich ihrer auf eine gewisse Art zu bemächtigen.

Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig in Acht nimmt, daß sie mit diesem nicht allein weder in noch außer der Wohnung zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen.

Ueberdieß verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei.

Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches als ein Zeichen seiner Eroberung in die Hosen des Mädchens.

Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andre Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit die Lust vergeht, einen ähnlichen Versuch zu wagen.

Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug, mit seinem Mittelfinger das non plus ultra zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: N i ! n i ! Alle laufen sogleich hinweg und lassen das glückliche Paar allein.

Oft macht Temperament und Liebe des Mädchens ihrem Bräutigam den Sieg minder schwer; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben und fast ganz zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben.

Der Liebhaber führt seine bezwungene Braut nach seinem Dorf und zeigt sie seinen Verwandten und Freunden. Nach einigen Tagen kommen sie von da zurück und besuchen die Verwandten der Braut. Nun beginnt das feierliche Opfer eines Fischkopfs. Man spricht über denselben und den Strick, womit er umwunden wird, allerlei Beschwörungen aus, zieht der jungen Frau ein langes Kleid von Schaffellen an, und behängt sie mit vier großen schweren Bildern, unter deren Last sie fast erliegt.

Die Ceremonie geschieht auf Kähnen und Schiffen. Ein Knabe empfängt die Braut beim Aussteigen und führt sie in die Hütte ihres Vaters; ein altes Weib trägt den Fischkopf vor ihr her, und alle übrige folgen nach; dieser Fischkopf wird nun auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und dann in das Feuer geworfen.

Der junge Ehemann bereitet von seinen mitgebrachten Lebensmitteln ein festliches Mahl und bewirthet die anwesenden Gäste. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Das junge Paar bleibt nun entweder in der Wohnung des Brautvaters, oder begibt sich nach dem Dorfe des Mannes.

Aus obigen Ceremonien sieht man deutlich, daß die Kamtschadalen den Jüngling prüfen wollen, ob er das Mädchen auch wirklich liebe. Sie schließen aus seiner Standhaftigkeit, aus seinem unablässigen Muthe, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, ihre Tochter zu besitzen. Da die Kamtschadalen oft in Kriege verwickelt sind und einander Weiber und Lebensmittel rauben, so verlangt die Frau einen Mann, der sie beschützen und vertheidigen kann.

Man wird hieraus auch zugleich begreifen können, daß die von ihren Liebhabern so eroberten Bräute nun auch als Weiber einen gewissen Ascendant über ihre Männer behaupten werden. Sie nehmen sich das Recht, über alles zu befehlen und alles im Hause unter ihrer Verwahrung zu halten, woran etwas gelegen ist. Versieht der Mann etwas, so untersagt ihm die Frau den Taback und ihre Umarmung, zwei Dinge, die seine ersten Bedürfnisse sind, und die wieder zu erlangen, er im Bitten und Schmeicheln alle seine Kunst aufbietet.

Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust die unersättliche Begierde ihrer Weiber zu befriedigen.

Bei den Heirathen der

Neuern Griechen

herrscht der sonderbare Gebrauch, daß sich die Verlobten einen Pathen oder eine Pathe, ja manchmal deren drei oder vier wählen.

Der Pope empfängt das Brautpaar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er es um seine Einwilligung fragt. Alsdann führt er es zum Altar, und setzt beiden einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt.

Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als dreißigmal an dem Finger, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht.

Die Pathen nähern sich darauf und machen eben diese Ceremonie mit den Ringen des Brautpaars. Wenn dieses geschehen ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten die Kränze vom Kopfe, ergreifen sich bei den Händen und gehen einigemal im Kreise mit einander herum, wobei ihnen von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden.

Hierauf nimmt der Pope ein Messer und schneidet damit etliche längliche Stückchen Brod ab, die er in eine Schüssel legt und Wein darauf gießt. Er ißt eins davon, und überreicht davon ein anderes zuerst der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden.

Der Bräutigam gibt unter dem Segen des Priesters

seiner Braut den Kuß der Liebe, und beide halten brennende Kerzen in der rechten Hand.

Die eheliche Verbindungen, welche

Die Türken

schließen, werden entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauern nur eine kurze Zeit, die man theils unbestimmt läßt, theils durch einen Vertrag festsetzt. In diesem Falle werden die Bedingungen von dem Kadi entworfen und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feierlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne alle Umstände. Von dieser Ehe ist der Konkubinat mit Sclavinnen, der ohne weiteren Vertrag statt findet, verschieden.

Im erstern Falle verbinden sich die Türken zwar auf Lebenslang, aber ohne daß das Band durch gegenseitige Einwilligung hervorgebracht würde; man verspricht dieselben schon einander, ehe sie einmal im Stande sind, zu wählen. Vater und Mutter vergleichen sich über die Punkte der Heirath. Den Verlobten wird kein Umgang, ja sich nicht einmal zu sehen, erlaubt; sie kennen sich also weder von Person, noch von Charakter.

An dem Tage der Hochzeit steigt die Braut zu Pferde und begibt sich unter einer Musik, von Frauenzimmern und Sclaven begleitet, in die Wohnung ihres Bräutigams. Ihren ganzen Körper verhüllt ein Schleier und über ihrem Haupte wird ein Baldachin getragen. Der von den Eltern ihr mitgegebene Brautschatz ist im Gefolge; Pferde und Kameele sind mit Kasten und Päcken beladen, die oft leer sind, oder nichts als Kleinigkeiten enthalten, und die nur dem Zuge ein stolzes Ansehen geben sollen.

Der Bräutigam empfängt seine Braut an der Thüre; sie reichen sich die Hände und geben sich die zärtlichsten Versicherungen der Liebe, obgleich ihr Herz davon nichts weiß.

An der feierlichen Verbindung der Ehe haben die Priester nicht den geringsten Antheil. In Gegenwart des weltlichen Richters verpflichtet sich die Mannsperson eidlich zur Ehe, und verspricht auf den Fall des Todes oder der Scheidung, der Gattin ein Gewisses auszusetzen,

worüber sie nach Gefallen disponiren kann. Der Richter allein unterzeichnet den Kontrakt, und der Inhalt desselben faßt weiter nichts in sich, als die Namen der Heirathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht.

Bei der Ceremonie selbst ist die Braut nicht gegenwärtig, sondern ein Bevollmächtigter erscheint in ihrem Namen. Die Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feierlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch diese gehört, daß einige von ihnen zwei entblößte Degen über seinem Kopf auf dem Wege zusammenhalten, um dadurch Bezauberung zu verhüten.

Wenn sich am Abend das junge Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vorzüglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein andächtiges Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine Stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut seyn muß.

Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitgäste wieder bei den Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweiheten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt und ihren Eltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

Die Perser

haben, wie die Türken, dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sclavinnen.

Auch in Persien geschehen die Heirathen durch Bevoll-

mächtigte, weil die Frauen sich vor den Männern nicht sehen lassen dürfen.

Die Eltern beider Theile versammeln sich in der Wohnung der Tochter. Der Vater empfängt den Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten, umarmt ihn, führt ihn in das Zimmer, wo der Kontrakt geschlossen werden soll, und entfernt sich. Hier sind die Prokuratoren und ein Priester. Die Braut befindet sich in Gesellschaft vieler Frauen in einem Nebenzimmer, dessen Thüre nur halb geöffnet ist, damit Niemand darin gesehen werden kann. Der Prokurator der Braut wendet sich nun gegen das Zimmer, worin sich solche befindet und ruft die Heirath also aus: Ich N. Prokurator, von euch dazu bevollmächtigt, verheirathe euch jetzt an N. Ihr werdet seine beständige Frau für die festgesetzte Morgengabe seyn. Der andere Prokurator antwortet hierauf: Ich N. Prokurator, von N. bevollmächtigt, nehme in seinem Namen die beständige Frau N. an, welche ihm durch N. den hier gegenwärtigen Prokurator gegeben worden, unter Bedingung der versprochenen Morgengabe. Hierauf muß die Braut die Genehmigung des Versprechens mit Ja bekräftigen. Dieser Kontrakt wird besiegelt und der Frau in Verwahrung gegeben. Die Freiwerberinnen sind gemeiniglich die Mütter oder alte Weiber.

Die feierliche Hochzeit geschieht gewöhnlich bei dem Bräutigam und dauert zehn Tage. Am zehnten Tage wird ihm bei hellem Tage die Mitgabe seiner Frau zugeschickt. Solche besteht in ihrer Kleidung, in Edelgesteinen, einer Menge von Hausgeräthe, in Sclaven und Verschnittenen. Viele Kameele sind damit beladen, und ein Chor Musikanten macht die Begleitung. Oft leihet man allerlei Geräthschaften und leere Kasten, um den Troß zu vergrößern.

Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert, von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen

sie in das Bette. Bald hierauf erscheint der Bräutigam, von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal.

Bei den

Beduinen,

einer nomadisirenden Nation in dem wüsten Arabien, werden die Heirathen so geheimnißvoll gehalten, wie ein verbotnes Liebesverständniß in Spanien oder Italien.

Da überhaupt den Morgenländern aller Umgang mit andern Weibern und Töchtern versagt ist, so erwacht die Liebe nicht durch den Anblick eines schönen Mädchens in dem Herzen eines Jünglings, sondern durch das, was er von demselben hört.

Doch sind unter den herumschweifenden Arabern, den Beduinen, die Väter oft so gefällig, den in ihre Tochter verliebten Jüngling im Zelt zu verstecken, um ihm insgeheim den erwünschten Anblick ihrer Tochter zu gewähren, oder auch die Schöne, von der Neigung eines Jünglings unterrichtet, läßt ihren Schleier vor den Augen des Liebhabers, wie von ungefähr, fallen.

Der junge Mensch wirbt alsdann durch einen seiner Verwandten um die Hand des Mädchens. Man vereinigt sich über den Kaufpreis, der dem Schwiegervater bezahlt werden soll, der immer in Schafen, Kameelen und Pferden, nie in Gelde besteht; dieser Kontrakt wird vor dem Kadi und einigen Zeugen schriftlich vollzogen.

Nach geschlossenem Vertrag wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück.

Die Mannspersonen machen sich bei dem Bräutigam, die Frauenspersonen bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der

Braut über ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle.

Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher bewegt, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser und kleiden sich um.

Die junge Frau begibt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag; alsdann entfernen sich alle, und das junge Paar fängt seine Haushaltung an.

Unter allen Verwandten ist der Brautvater der Einzige, welcher sich nicht bei der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er, während seine Tochter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich nach Hause begebe.

Bei andern arabischen Stämmen beobachtet man noch seltsamere Gewohnheiten. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut

ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut sogleich in Besitz haben will; der Streit wird daher meistentheils so ernsthaft, daß der Bräutigam selten mit heiler Haut davon kömmt.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den

Hindus;

diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen die Götter nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen das Daseyn gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich so oft von neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist.

So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erreicht haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben.

Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu seyn, so ist es gleichwohl keine für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wittwen dürfen nie wieder heirathen; wenn sie auch als Jungfrauen und ohne die Bestimmung der Natur

erfüllt zu haben, ihre Männer verlieren, so verurtheilt sie dennoch der Aberglaube zu einer immerwährenden Ehelosigkeit. Man sieht den Stand einer Wittwe als eine sich durch das vorige Leben zugezogene verdiente Strafe an. Wer eine Wittwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen Gerechtigkeit entgegensetze und den Zorn der Götter auf sich ziehe. Die Eltern jeder Wittwe, wenn sie nur ein wenig auf Frömmigkeit halten, stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Almosen zur Versöhnung der Sünden ihrer Töchter, damit diese wenigstens bei der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher seyn möchten.

Da die Mädchen in einem Alter heirathen, wo sie weder Liebe empfinden noch einflößen können, so lenkt auch diese Leidenschaft nie die Wahl des Indiers. Es bedarf weiter nichts, als daß die Eltern des Mädchens sich an die Auguren unter den Braminen wenden, um den Willen des Himmels um Rath zu fragen, welcher jederzeit um so günstiger, je reicher diese Wahrsager und Zeichendeuter beschenkt werden.

Wenn ein Indianer ein Mädchen von seiner Verwandtschaft als Gattin für seinen Sohn wünscht, so läßt er erst den Vater des Mädchens durch einen Fremden erforschen, damit er durch den Korb nicht beschimpft werden möchte. Gefällt der Jüngling, so bestimmen die Auguren den Tag und den Augenblick, wo der Vater aus dem Hause gehen soll, um auf eine förmliche Art um das Mädchen zu werben. Er muß wenigstens von einer bemannten Frau, einigen Verwandten und einem in der Zeichendeutung erfahrnen Braminen begleitet seyn. Stößt ihnen unterweges etwas Ungünstiges auf, z. B. ein Oelkrämer, ein Hund, welcher die Ohren schüttelt, ein über sie wegfliegender Rabe u. dergl., so wird das Geschäft auf einen andern Tag verschoben.

Geht hingegen alles nach Wunsch, so darf doch der Brautvater nicht augenblicklich seine Einwilligung geben; er wendet vor, daß er den jungen Menschen erst sehen müsse. Auch die Bestimmung dieses Besuchs wird den Auguren überlassen. Hierauf folgen von Seiten der

Eltern gegenseitige kostbare Geschenke und Gastmahle.

Wenn der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h., einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird.

Beim Pflanzen des Kals finden sich alle Verwandte und Freunde ein, dem Vater ihre Glückwünsche abzustatten, und es würde als ein entscheidendes Zeichen der Feindschaft angesehen werden, bei dieser Feierlichkeit nicht zu erscheinen.

Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen Pollear, so heißt der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gesteckt; der Kal wird in einer Ecke des Hofs errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes Guichena zu sehen ist.

Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sie dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweiheten Pflanze.

Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajaderen, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunden, von Elephanten, Kameelen und Pferden rc. begleitet.

In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre

tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Wenn z. B. während des Essens Jemand die Augen auf die mir vorgesetzten Speisen heftet, von denen ich essen will, so ist es eine ausgemachte Sache, daß dieser Blick für mich ansteckend sey.

Die gewöhnlichste Art, den bösen Blick zu verscheuchen, besteht darin, daß man ein mit besonders dazu bereitetem, roth gefärbtem Wasser angefülltes Becken vor dem Gesicht der Verlobten dreimal herumdrehet und es hernach auf die Straße gießt. Auch reißt man bisweilen ein Stück Leinwand in zwei Theile und wirft solche nach den zwei entgegengesetzten Seiten von sich; oder man schwingt es auch dreimal vor ihren Augen in die Luft, und wirft es dann, als ganz vom Gifte des Neides geschwängert, von sich; oder aber, man heftet dem Brautpaar gewisse geheimnißvolle Ringe an den Kopf.

Wenn ein vornehmer Mann ein Vermählungs-Fest feiert, so kommen auf zwanzig Meilen weit aus den umliegenden Gegenden oft fünf bis sechstausend Braminen zusammen, die man täglich beköstigen muß. Nach vollzogener Hochzeit empfängt ein jeder eine Schürze, sich zu bedecken. Daher sind oft die Heirathen die Zerrüttungen der Familien: ihre Kosten belaufen sich zuweilen auf zweimal hundert tausend Thaler.

Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner, brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein.

Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den obersten Gott und die oberste Göttin in die zwei größere Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Die Braminen verrichten nun das Opfer; sie sagen in der Sprache der Sanscritta Gebete her, die sie oft selbst nicht verstehen, zünden Feuer an und unterhalten es mit Butter. Hierauf sagt ein Bramine dem neben ihm stehenden Brautvater mit lauter Stimme vor, was er thun und sprechen soll.

Nach diesem Unterricht gibt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, und legt dieselbe auf die Hand des Bräutigams. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst deren Stelle vertritt, gießt etwas weniges Wasser über die Hände der Verlobten, und nun spricht der Vater mit lauter Stimme, in Gegenwart des Gottes, der Göttin, der Untergottheiten, und indem er den Feuergott zum Zeugen anruft: Ich N., Sohn des N., Enkel des N., gebe meine Tochter N. Euch N., Sohn des N. und Enkel des N.

Hierauf nimmt der Bramine den Tali (eine Figur von Gold, Elfenbein, worauf gewöhnlich ein Pollear oder Lingam abgezeichnet ist und den jedes Weib bis zum Tode ihres Mannes tragen muß), reicht ihn den Göttern, den beiden Verlobten, den zwei Vätern, den gegenwärtigen Braminen, den Verwandten und eingeladenen Gästen; Jedermann muß die Hand darüber legen, und der Bramine wiederholt indessen, bis es alle gethan haben, in der Sanskrittensprache folgenden Spruch: Sie werden Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen. Nachdem er den Tali allen dargereicht hat, gibt er ihn dem Bräutigam, der ihn seiner Braut an den Hals hängt; von diesem Augenblick an ist sie sein Weib, und das Eheband ist geknüpft. —

Nach dieser Ceremonie schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart des Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben an dem

Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! Das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Sobald sie nun dreimal um das Gerüst gegangen, wird ein großes Becken mit rohem Reis aufgetragen. Der Bramine nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reis und murmelt einige Worte dazu: darauf ergreift er beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesenden stehen auf und thun ein Gleiches. Dies ist der Segen, den Jedermann zu der neugestifteten Ehe gibt.

Die übrigen Weiber vom Hause bringen nun, mit rohem Palmzucker vermischt, Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas weniges kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht; am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentliche Spaziergänge, von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen.

Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese Feierlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder die zweite Hochzeit.

Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das Feierlichste für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit.

Die Frau darf nie bei ihrem Manne schlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkam-

mer schleichen. Wahrscheinlich will man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfange desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlenerweise genieße. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierin eine uneingeschränkte Freiheit. —

Geist der Liebe unter den Morgenländern.

Bei der strengen Eingeschlossenheit, wozu Mädchen und Frauen bei den Morgenländern verdammt sind, ist es ihnen unmöglich, die Annehmlichkeiten des Geistes zu erlangen, welche ihnen nur der Umgang mit Männern gewähren kann. Ungebildet, leer an allen möglichen Kenntnissen, können sie eben so wenig Liebe, Freundschaft und Hochachtung einflößen, als sie solche selbst empfinden.

Die frühe und kurz dauernde Jugend der Morgenländerinnen, die zum Theil zu den schönsten und reizendsten Weibern auf der ganzen Erde gehören, gleicht einer Rose, die, ohne Knospen zu tragen, plötzlich aufblüht und verwelkt. Mit jenem schnell vorüberfliehenden Augenblick, wo ihre Reize den feurigen Liebhaber zum sinnlichen Genuß einladen, verschwindet zugleich jede andere Bestimmung ihres Daseyns. —

Die Ursachen des verachteten, darniedergedrückten Zustandes des weiblichen Geschlechts liegt zunächst in dem religiösen und politischen Despotismus und Aberglauben.

Ungeachtet Muhamed die Vergnügungen, welche Weiber geben, höher als alle andere Freuden schätzte, und allen Glaubigen die Umarmungen himmlischer Jungfrauen, aus deren großen schwarzen Augen ein ewiges Feuer der Liebe strahlt und deren Jungfrauschaft sich unaufhörlich erneuert, als die höchsten Belohnungen ihres Glaubens und ihrer guten Werke verhieß, so redet er doch in seinem Koran von Weibern, nicht als von

vollständigen Menschen. Daher ist es bis auf den heutigen Tag bei den Muhamedanern noch ein Problem, ob die Weiber eine Seele haben oder nicht. Selbst diejenigen, welche ihnen Fortdauer und Glückseligkeit nach diesem Leben nicht absprechen, behaupten wenigstens, daß sie nicht in das Paradies der Männer kommen, sondern in abgesonderte glückliche Wohnungen eingehen werden.

Von Seiten der bürgerlichen Gesetze sind sie noch mehr eingeschränkt; denn sie können kein unbewegliches Eigenthum besitzen, keine gültige, bürgerliche Geschäfte verrichten, können nie Bestandtheile der Nation werden, sondern bleiben stets Mitglieder von Familien. Selbst ihre persönliche Freiheit wird ihnen geraubt, sie hängen ihr ganzes Leben hindurch entweder von ihrem Manne oder Vater oder einem Verwandten ab. Da sie in einer solchen Sclaverei über nichts Herr sind, so begreift man leicht, daß es keinem Manne einfällt, sich um ihre Gunst zu bewerben.

Wenn ein Morgenländer daher in seinen Harem tritt, so schmeichelt und liebkoset er nie seine geliebtesten Weiber und Beischläferinnen, sondern diese küssen ihrem Gebieter ehrfurchtsvoll die Hand. Es ist unter den Türken und Morgenländern sogar schimpflich, wenn ein Mann das Ansehen hat, als wenn er eins seiner Weiber lieben könne.

Die Perser, Egyptier und andere Orientalen sehen es als eine unumstößliche Erfahrung an, daß die Weiber einzig und allein zum sinnlichen Genusse für die Männer und zur Zeugung der Kinder hervorgebracht würden. Sie schätzen sie daher nicht nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Geschicklichkeiten, sondern nach dem Grade des sinnlichen Vergnügens, den sie geben können, das heißt, nach einer gewissen Rundheit und Fettheit, die in ihren Augen einen größern Werth hat, als die vollkommenste Schönheit oder als die größten Talente, die schätzbarsten Kenntnisse und die edelsten Tugenden.

Die Morgenländer verlangen von den Weibern nicht allein keine Tugenden, sondern sie trauen denselben ohne

Ausnahme alle Laster zu, deren Weiber nur fähig sind. Die Lust eines Weibes, heißt es in den Gesetzen der Hindus, kann eben so wenig gesättiget werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hinein wirft.

In der bürgerlichen Verfassung ist auch die Hauptursache der Eingeschlossenheit der Weiber zu suchen. Wären die Ehescheidungen nicht mehr so leicht, wäre der Despotismus minder mächtig; so dürfte man nicht fürchten, seine Frau oder Tochter durch einen mächtigern, nach ihrem Besitze begierigen Despoten zu verlieren; so würde man sie öffentlich erscheinen lassen und weniger Ursache haben, ihren Anblick den Augen aller Männer zu entziehen.

Die Delikatesse der Morgenländer in den Verhältnissen mit dem andern Geschlecht geht so weit, daß es augenblicklich ihre Eifersucht entflammen würde, wenn man sich nach dem Befinden der Weiber oder Töchter erkundigen wollte, und sie halten es für eine große Unanständigkeit, wenn einer von den Frauenzimmern seines Hauses, als den niedrigsten, verachtetsten Wesen, die sie mit andern Hausthieren in eine gleiche Klasse setzen, sprechen wollte.

Man muß mit ihnen schon auf einem sehr vertrauten Fuß stehen, wenn man es wagen will, die Unterhaltung auf diese Materie zu lenken. —

Sie können nicht begreifen, wie unsere Weiber mit unbedecktem Gesichte gehen können, sie, bei denen ein aufgehobener Schleier das Kennzeichen einer Buhlerin oder das Signal eines glücklichen Abenteuers ist. Eben so wenig können sie sich vorstellen, wie man, ohne Begierden zu empfinden, sie sehen, sprechen, sie bei der Hand nehmen, und mit ihnen ein Tête-à-tête haben kann, ohne dabei die letzte Gunst zu verlangen.

Ihr Erstaunen hierüber lehrt uns, was sie von dem weiblichen Umgange denken; man siehet sehr deutlich, daß sie mit dem Wort Liebe keinesweges solche Begriffe verbinden als wir.

Das Bedürfniß, der erste Keim der Liebe ist bei ihnen

aller jenen feinen Nuancen beraubt, die ihm erst seinen höchsten Reiz verschaffen; des Mädchens Hingebung geschieht ohne Aufopferung, denn sie besitzt über ihre Person nicht das geringste Recht; die Männer siegen ohne Kampf und genießen ohne Delikatesse; sie gehen von der ersten bei ihnen erwachenden Begierde ohne Zwischenraum zur Sättigung über.

Verliebte gleichen hier Gefangenen: stets einverstanden, ihre Wachen zu betrügen, und stets bereit, jede Gelegenheit zu benutzen, weil sie schnell und selten kömmt; verschwiegen wie Verschworne, verbergen sie ihr Glück wie ein Verbrechen, weil ihnen die schrecklichsten Folgen drohen. Dolch und Gift würden den Unbesonnenen verfolgen, der sich seines Glücks rühmen wollte.

In großen Städten, wo die Intrique mehr Unterstützung findet als in der Provinz, herrschen eben so viel Ausschweifungen als bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß sie weniger bekannt werden. Alep, Damas und vorzüglich Kairo, geben hierin Paris und London nichts nach. Die jungen Mädchen sind zwar daselbst eben so zurückhaltend, wie anderwärts, weil ihnen ein entdeckter Liebeshandel das Leben kosten würde; die verheiratheten Frauen aber erlauben sich desto mehr Freiheiten, da sie weit länger unter dem Zwange leben mußten und zuweilen die gerechtesten Ursachen zu haben glauben, sich an ihren despotischen Gebietern zu rächen; und wirklich werden die Türken durch die Vielweiberei sehr frühzeitig entkräftet. Nichts ist gewöhnlicher, als Männer von dreißig Jahren sich über ihr Unvermögen beklagen zu hören. Dies ist die Krankheit, wegen welcher sie die Europäer am meisten um Rath fragen, und von ihnen M a d j u m oder stimulirende Pillen verlangen. Ihr Kummer ist desto bittrer, weil bei ihnen die Unfruchtbarkeit für die größte Schande geachtet wird. Dennoch sind sie unvernüftig genug, selbst zur Zeit, wenn ihre Gesundheit zerrüttet ist, noch immer die Gränzen der Natur zu überschreiten; auch dies ist eine von den schönen Wirkungen des K o r a n s, worin der große Prophet sagt: M a n k ö n n t e e h e r e i n e n B r u n n e n, a l s d i e Z e u g u n g s k r a f t e i n e s M a n n e s e r s c h ö p f e n.

In welche Verhältnisse der Geschlechter man auch seinen Blick wirft, da findet man alles vereinigt, was jedes Gefühl von Liebe aus dem Herzen der Weiber verscheucht. Im Innern der Familien sieht man den Schauplatz eines immerwährenden bürgerlichen Kriegs. Stets zankt sich eine Frau mit der andern und belästiget ihren Mann mit Klagen. Die vier rechtmäßigen Frauen beklagen sich, daß man ihnen Sclavinnen vorzieht, und die Sclavinnen, daß sie der Eifersucht ihrer Gebieterinnen Preis gegeben sind. Hat die eine ein Merkmal von Zuneigung, ein Geschenk oder die Erlaubniß erhalten, ins Bad zu gehen, so wollen alle übrige das nämliche vom Manne haben und machen gemeinschaftliche Sache.

Um den Frieden herzustellen, muß dann der Mann als Despot befehlen; dies ist der Augenblick, wo seine Weiber wahren Sclavensinn annehmen, wo sie äußerlich die größte Anhänglichkeit zu heucheln und im Herzen ihn zu verabscheuen anfangen. Wie Buhlerinnen denken sie nun auf weiter nichts, als durch unaufhörliche Betheuerungen, daß sie ihn mehr wie alle andere lieben, durch Liebkosungen, Schmeicheleien und übertriebene Gefälligkeiten sich durch Geschenke von ihm zu bereichern, und ihn erst zu plündern, ehe sie verstoßen werden. Ein solcher Liebhaber, dessen Wünsche zwar Befehle sind, der aber schon seit langer Zeit keine Begierden mehr fühlt, der von allen diesen Liebkosungen, von dem Ueberdrusse der Sättigung zu Boden gedrückt wird — der genießt wahrlich kein beneidenswerthes Loos. —

Wie können diese Weiber jene ausschließende, nur allein beglückende Liebe für ein einziges Wesen fühlen, wenn sie sehen, daß solche ihre Männer unter mehrere vertheilen? Wie können sie jene Schamhaftigkeit, ohne die der Mensch in der Liebe zum Thier herabsinkt, besitzen, wenn sie täglich Auftritte der schamlosesten Ausschweifungen erblicken? Mit einem Worte, wie können sie durch ihre Sitten eine gewisse Achtung erwecken, wenn man für ihre Erziehung nicht die geringste Sorge trägt!

Es läßt sich leicht begreifen, daß in so kindischen, unwissenden und geschäftlosen Geschöpfen, als die morgenländischen Mädchen und Weiber sind, die Begierde nach

jeder Art von sinnlichem Genuß, alle Leidenschaften um so heftiger seyn müssen, da sie durch Einschränkung und Täuschung natürlicher Triebe unaufhörlich gereizt werden.

Aber die Sprache, die Gedichte, die Lieder der Liebe und Mährchen in der Manier der Tausend und eine Nacht, welche die morgenländischen Völker haben, zeichnen sich durch einen unnachahmlichen Reiz des Kolorits ihrer aus der Natur gewählten Bilder aus. Sie haben in ihren Poesien ganz eigene Nationalschönheiten, die freilich sehr oft, der Natur der asiatischen Begeisterung gemäß, die Schranken der Mäßigkeit überschreiten.

Die Beduinen, bei denen man kein einziges Buch antrifft, haben ihre Lieder der Liebe, in denen aber mehr Natur und Gefühl herrscht, als in den Gesängen der übrigen Morgenländer und der Bewohner der Städte; ohne Zweifel deswegen, weil jene reinere Sitten haben und die Liebe im höhern Sinne kennen, da bei diesen hingegen sinnlicher Genuß das einzige Bedürfniß ist.

Eine besondere Leidenschaft haben die Beduinen für romantische Erzählungen, und füllen damit einen großen Theil ihrer Muße aus. Wenn sie des Abends im runden Zirkel vor oder in ihrem Zelte traulich beisammensitzen, fängt unversehends einer an: vor vielen Jahren war einmal, und theilt ihnen von Anfang bis zu Ende die Abenteuer eines jungen Schaiks und einer jungen Beduine mit. Er erzählt, wie der junge Mensch seine Geliebte anfangs nur verstohlen sahe, und dadurch sterblich in sie verliebt wurde. Er malt die junge blühende Schönheit Zug für Zug, rühmt ihre schwarzen Augen, groß und sanft, wie die Augen einer Gazelle; ihren melancholischen und leidenschaftlichen Blick; ihre wie zwei Bogen von Ebenholz gewölbte Augenbraunen; ihre Taille gerade und schlank wie eine Lanze; er schildert sie, wie sie leicht einhertritt, gleich einem jungen Füllen, wie ihre Augenlieder schön geschwärzt sind, wie Kohel, ihre Lippen mit blau, und ihre Nägel goldfarbig mit Henné gefärbt sind: wie ihr Busen ein paar Granatäpfeln gleicht, und ihre Worte süßer sind als Honig. Er erzählt die Leiden des jungen Liebhabers, der sich von Sehnen und heißer Liebe so ver-

zehrte, daß sein Körper keinen Schatten mehr von sich warf. Nachdem er endlich die Bemühungen des jungen Schaiks, seine Geliebte zu sehen, die Hindernisse, welche ihm die Eltern in den Weg legten, einen Einbruch der Feinde und die Gefangenschaft, in welche beide gerathen u. s. w. ausführlich dargestellt hat; endigt er zur Zufriedenheit seiner Zuhörer, daß er beide Liebende vereinigt und glücklich in das väterliche Zelt wieder zurückbringt, und jeder opfert seiner Beredtsamkeit das ma cha allah, d. h. vortrefflich. —

* *
*

Wenn einmal die Leidenschaft der Liebe in dem Herzen einer Morgenländerin erwacht ist, so können ihren Begierden weder Schlösser noch unerbittliche Hüter Einhalt thun. Selbst der fürchterlichste Tod mag über ihrem Haupte schweben; sie wenden alle Mittel an, ihre Wünsche zu befriedigen. — Zur nähern Kenntniß, wie man im Morgenlande liebt, dient folgende Geschichte, die sich nach Savary vor kurzem zu Rosette in Egypten zugetragen hat.

Hassan, ein alter, reicher und äußerst eifersüchtiger Muselmann, heirathete eine Georgierin von sechszehn Jahren, in der alle Grazien einer morgenländischen Schönheit vereinigt waren. Auf das sorgfältigste ward die junge Gemilé (so hieß die Georgierin) durch Riegel und Schlösser und Sclaven gefesselt, aber ihr Herz konnte er nicht bewachen. Aus grenzenloser Liebe oder vielmehr Eifersucht schlug er ihr selten einen Wunsch ab, wenn er nur von weitem keine Gefahr ahnete. So gab er auch Gemilé die Erlaubniß, in seinem nahe an der Stadt gelegenen anmuthvollen Garten frische Luft zu athmen. Hassan entließ sie zuweilen des Abends dahin, aber nie ohne zahlreiche Begleitung seiner treuesten Sclaven und Sclavinnen; jene bewachten die Thüre und die Ringmauer des Gartens; diese waren ihre Begleiterinnen in den schattigen Bogengängen von Datteln und Pomeranzenbäumen.

Gemilé hatte ein gefühlvolles Herz und ahnete hier die glücklichen Freuden eines fesselfreien Genusses des

Lebens. Das sanfte Rauschen einer Quelle, das wollüstige Düften der Blumen und Früchten in der Kühle des Abends, die zärtlich lockenden Töne der ungestörten Bewohner der Bäume nnd Lauben weckten bald die reizendsten Bilder in der Phantasie der Georgierin, bald senkten sie sie in die tiefste Melancholie. Die Früchte, die sie brach, waren ihr geschmacklos, die Blumen, die sie pflückte, gewährten ihr kein Vergnügen. Sie ward immer traurig in diesem Aufenthalt, und fühlte hier ihr Schicksal, ihre Ketten tausendmal qualvoller und unerträglicher, als selbst in Hassans Harem, und doch ward ihre Sehnsucht nach diesem Aufenthalt so unwiderstehlich, daß sie unaufhörlich dahin zurückkehrte.

Als sie eines Abends den Weg nach diesem Garten längs am Ufer eines Flusses nahm, erblickte sie einen Mann in europäischer Kleidung. Die lebhafte Farbe blühender Jugend, die auf seinen von den brennenden Strahlen der Sonne noch nicht geschwärzten Wangen glänzte, fesselte ihren Blick. Sie geht langsamer, läßt ihren Fächer fallen, steht einen Augenblick still, und gewinnt Gelegenheit, den Fremden anzusehen; ihre Blicke begegnen den seinigen und dringen so tief in ihr Herz, daß von nun an der schöne Europäer mit seinem schlanken Wuchs, mit seinen blonden Haaren und Augen unaufhörlich vor ihrer Phantasie schwebte.

Kaum war sie in dem Garten, so zog sie ihre trauteste Sclavin beiseit und entfernte sich mit ihr unvermerkt von den übrigen in das tiefste Gebüsch. „Hast du den schönen Fremdling gesehen? Welch ein Feuer in seinen Augen! Welch ein Blick, den er auf mich warf! O meine Freudin, meine liebe Zetfe! geh und suche ihn auf, sag' ihm, daß ich übermorgen ihn erwarte dort unter den Pappelbäumen am Ende des Gartens, wo die Mauer am niedrigsten ist. Sag' ihm, daß ich ihn sehen, daß ich mich mit ihm unterreden muß, aber sag' ihm auch, daß er sich der Gefahr, von meinen Hütern gesehen zu werden, nicht aussetze.

Dieser Auftrag ward pünktlich ausgerichtet. Der Europäer fand die Einladung so reizend, daß er im ersten Augenblick sein Wort gab. Aber kaum dachte er an

die Gefahr, entdeckt zu werden, so bereuete er seine Unbesonnenheit und erschien nicht.

In eine Krämerin verkleidet, kommt zum zweitenmal die Sclavin zu ihm, und kehrt mit Entschuldigungen und neuen Versicherungen des Europäers, sich an dem bestimmten Ort einzufinden, zu ihrer Gebieterin zurück. Aber die Vorstellung, auf einen Pfahl gespießt zu werden, siegt über seine Begierden, und macht ihn zum zweitenmal wortbrüchig.

Nun wird Zetfe mit heftigen Vorwürfen an den Europäer abgeschickt; doch diesen folgt sogleich eine Schilderung, wie feurig er von ihrer Gebieterin geliebt würde; ein hinreißendes Gemälde ihrer Reize, ihrer Schönheit und ihres Unglücks, ihren Eltern entrissen und an einen Barbaren verkauft zu seyn, den sie verabscheue. Der Jüngling, den diese Darstellung bezaubert, schwört, daß er sich am folgenden Tage eine Stunde nach Sonnenuntergang unfehlbar einfinden werde.

Die schöne Gemilé, von neuer Hoffnung belebt, setzt heute in ihre Schönheit Mißtrauen. Sie verweilt länger an ihrer Toilette als gewöhnlich, und schmückt sich eben so prächtig als geschmackvoll. Ein leichtes Gewand bezeichnet die Umrisse ihres schönen Körpers, und ein reich gestickter Gürtel umgibt ihre schlanke Taille. Es war ein heißer Tag vorüber, als sie nach dem Garten eilte. Um die Kühle ganz zu genießen, wirft sie ihren Schleier und Mantel ab. Die Sonne war verschwunden, die Sterne glänzten schon am Firmament, und Gemilé's sehnsuchtsvolle Unruhe wird immer höher gespannt. Bald entfernt sie sich schnell von dem glücklichen Ort, bald nähert sie sich demselben wieder mit zitternden Schritten. Lauschend hörte sie auf die Bewegung des kleinsten Lüftchens um sich her, Furcht und Hoffnung wechseln in ihrer Seele. Sie schwebte in diesem quälenden Kampf, als Zetfe sie erinnerte, die Stunde ihrer Rückkehr sey da. Zum drittenmal betrogen, verließ Gemilé diesen Ort.

Kaum war sie in ihrem Zimmer, so überließ sie sich den heftigsten Anwandlungen von Wuth, den fürchterlichsten Entwürfen von Rache. Es wäre ihr ein Leich-

tes gewesen, selbst ein gerichtliches Todesurtheil über den Fremdling aussprechen zu lassen; aber dieser Gedanke ging in ihrer Seele schnell vorüber, und heißes Verlangen nach Liebe bewegt Gemilé, noch einen Versuch zu wagen.

Die getreue Zetfe wird wieder zu dem Europäer gesandt. In ihren Worten, in ihrer Schilderung von dem Zustande ihrer Gebieterin liegt so viel geheime Zauberkraft, daß es dem schwachen, lüsternen Jüngling unmöglich ist, zu widerstehen; er erneuert seine Schwüre, und bricht sie von neuem.

„Neun Monate habe ich den Fremdling vergebens angefleht; soll ich nun alle meine Hoffnung aufgeben, vergeblich die Qualen dieser langen Zeit empfunden haben? Nein! ich muß es noch einmal wagen, sein Herz zu rühren; vielleicht ist es dann nicht unerbittlich.“ So sprach Gemilé nach dieser abermaligen Täuschung zu sich, und entschuldigte den Europäer, der es so wenig verdiente.

Eines Abends hatte sie sich länger als gewöhnlich in dem Garten verweilt. Stets mit dem Bilde ihres Geliebten beschäftigt, irrt sie lange umher, wirft sich, von Sehnsucht ermattet, auf ein Blumenbeet und bricht in einen Strom heißer Thränen aus. Hassan hatte sie schon lange erwartet und begegnete ihr nun mit harten und drohenden Ausdrücken. Dies lös'te den Zauber ihrer Liebe.

Voll Wuth begab sie sich in ihr Zimmer. Die zur Verzweiflung gebrachte Liebe reizte sie zur Rache. „Höre, sprach sie zu ihrer getreuen Zetfe, eile morgen beim Anbruch des Tags zu dem treulosen Europäer und bring ihm in meinem Namen diese letzte Botschaft: Fremdling, ich sah dich, ich liebte dich — ich traute deinem Herzen Gefühl zu. Neun lange Monate hast du meine süßeste Hoffnung auf das schrecklichste getäuscht. Du spielst mit Meineiden! — Zittre, ich bin zur Rache gereizt. Dein Leben ist in meinen Händen. Morgen verreist Hassan, — mein Gemahl; spät kehrt er wieder zurück. Ich werde diesen Tag in meinem Garten zubringen. Du empfängst entweder Verzeihung zu meinen Füßen, oder ein Sclave bringt mir deinen Kopf. Wähle! —

Gemilé soll gerächt oder befriedigt werden! Dies schwöre ich dir bei dem großen Propheten."

Bei dieser Nachricht zögerte der Europäer keinen Augenblick, dem Tod, der ihn zu einem zaubervollen Vergnügen einlud, den Vorzug zu geben. Er bewaffnet sich und begibt sich mit einbrechender Nacht auf den Weg. Mit klopfendem Herzen nähert er sich dem Wäldchen von Dattelbäumen, sieht erst schüchtern um sich her, und ersteigt nun muthig die Mauer.

Gemilé erschrickt bei seinem Anblick, gibt ihrer Sclavin einen Wink, sich zu entfernen, und geht ihm entgegen. „Fremdling, warum täuschtest du mich so oft? du liebtest mich also nicht!" Verzeihe, schöne Gemilé; du erriethest schon bei dem ersten Begegnen unserer Blicke, daß du mir nicht gleichgültig warest; ich liebte dich, und eben darum wollte ich dein theures Leben einer fürchterlichen Gefahr nicht preisgeben. —

Gemilé will ihre Vorwürfe erneuern, aber sie ersterben auf ihren Lippen. — Sie ergreift die Hand des Jünglings, die in der ihrigen zittert. „Fürchte nichts, schöner Europäer, sprach Gemilé, folge mir in jene Laube, wo uns selbst das Licht der Gestirne nicht belauschen kann." — Eine weiche, mit Blumen bestreute Rasenbank wartete hier des glücklichen Paars. Die Zeit war kostbar, und die schmachtende Gemilé wollte keinen Augenblick von dieser glücklichen Stunde ungenossen lassen. —

* *
*

Unter den hochzeitlichen Gebräuchen der Ostindier und übrigen asiatischen Völker sind noch folgende merkwürdig.

In Macassar

führt man das Brautpaar in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich

zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Wahrscheinlich will man die jungen Eheleute an einander gewöhnen und ernsthafte Betrachtungen über die Beschwerlichkeiten desjenigen Zustandes bei ihnen veranlassen, in welchen sie sich begeben wollen. Während sie diese drei Tage in der Einsamkeit zubringen, belustigen sich ihre Verwandten und Freunde mit Schmausereien. Am Morgen des vierten Tags nimmt der neue Ehemann von den Verwandten seiner Frau Abschied, um das Haus, welches er bewohnen soll, zu beziehen. Ehe er aber aus der finstern Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruch eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Charaktere stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der Aelteste von der Gesellschaft kommt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, befiehlt den neuen Eheleuten aufzustehen und mit bloßen Füßen auf die Stange Eisen zu treten. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib und sagt einige Gebete dabei her. Hierauf gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen und anzukleiden. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette, zum Zeichen, daß sie von nun an seine erste Sclavin sey. —

Auf den

Philippinnen,

wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier ins Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst mus der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt Passava; hierauf erlegt er das Patignog, und darf mit ihr sprechen; alsdann folgt das Passalog, für die Erlaubniß, mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Eltern für die Freiheit, bei ihr zu schlafen, das China-puang, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Im Königreiche

S i a m

ist es Landessitte, nie außer der Familie zu heirathen; bei ihnen ist kein Grad der Verwandtschaft verboten, als zwischen leiblichen Geschwistern. Die Eltern der Mädchen wählen sich einen Schwiegersohn, der ihnen gefällt. Sind die ersten Unterhandlungen geschlossen, so bringen des Bräutigams Eltern den Eltern der Braut sieben Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholt. Endlich aber kommt auch der Verlobte selbst und bringt das Seinige, welches in vierzehn Schachteln besteht. Nun bleibt er einige Monate im Hause seines künftigen Schwiegervaters, um seine Braut genauer kennen zu lernen und um sich an ihren Umgang zu gewöhnen. Die Hochzeit wird nun ohne alle Einmischung von Religionsgebräuchen vollzogen; die Verwandten und Aeltesten des Orts versammeln sich, und ein jeder legt etwas in die Börse, als: Armbänder, Ringe, Geld ꝛc. Einer von ihnen nimmt hierauf ein brennendes Licht und fährt damit siebenmal um die Geschenke herum. Die andern erheben ein Freudengeschrei und bringen dem neuen Ehepaar ihre Glückwünsche dar. Nun wird ein Gastmahl gegeben und die Braut zum Bräutigam gebracht.

Im Königreiche Pegu überlassen die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn auf der Insel

J a v a

zwei Liebende sich verlobt haben, so bestreut der Bräutigam das Haupt seiner Braut einigemal mit Blumen; die Braut wiederholt daselbe mit dem Bräutigam; alsdann schließt er sie in seine Arme, gibt ihr einen Kuß und bietet ihr eine Schaale Milch an, wovon jedes viermal trinkt. Hierauf läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, theilt ihn der Braut mit, die ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal vor das Gesicht des jungen Paars und ertheilt ihnen den Segen.

Hierauf knüpft sie den Zipfel der Weste ihres Sohns an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beide in die Kammer und läßt sie allein. —

Wenn in Bantam der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmahl geendigt worden ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Auf der Insel

Formosa

geschehen die Heirathen ohne alle kirchlichen Gebräuche und mit einer besondern Ehrlichkeit. Findet ein Jüngling ein Mädchen nach seinem Geschmack, so macht er vor dessen Hause mit Musik einigemal seine Aufwartung. Hat die Schöne Lust zu dem Bewerber, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden bestimmt. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeiert, wo auch das neue Paar seine künftige Wohnung aufschlägt. Dies sieht der Schwiegervater keinesweges als eine Last, sondern vielmehr als eine Glückseligkeit für seine Familie an. Man wünscht sich auch daher lieber Töchter als Söhne, weil man durch diese Schwiegersöhne bekommt, die in der Folge die Stütze der Familie sind. Aber hier herrscht die grausame Sitte, daß eine Frau nicht eher als nach ihrem sechs und dreißigsten Jahre es wagen darf, Mutter zu werden. Empfängt sie vor diesem Alter, so treiben ihr die Priesterinnen die Frucht ab, indem sie die Frau mit Füßen treten. Ist sie so unglücklich, vor dieser Zeit ein Kind zur Welt zu bringen, so wird sie beschimpft und als eine Verbrecherin bestraft.

* *
*

Als eine merkwürdige Feier der Liebe gehört jene, die Hülle der Tugend tragende unmenschliche Gewohnheit:

das Verbrennen der indischen Frauen

mit den Leichen ihrer Männer, hierher.

In den ältesten Zeiten zwang ein barbarisches Gesetz

die Frauen zu diesem Opfer; der Ursprung desselben wird von den alten Schriftstellern also erzählet:

In dem alten Indien ward zu einer ehelichen Verbindung mehr nicht erfordert, als gegenseitiges Einverständniß der Liebenden.

Verbindungen, wobei man nur den Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht, pflegen selten glücklich zu seyn; und da man in Indien sogar den jüngsten Personen das Recht, sich selbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall natürlich nur zu oft ein. Sobald der allmählig verschwindende Taumel der Sinne den Rechten der zurückkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbesonnene Wahl.

Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sclavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue.

Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte sogar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten durch Vergiftung ihrer Despoten sich von ihrem Joche zu befreien.

Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge schädlicher Kräuter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, blos seine Speisen und Becher damit reiben darf.

Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort, ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen. Welche Indierin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin ange-

sehen, und aller Rechte der Menschheit und jedes Trostes der Religion verlustig seyn.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt für das Leben derselben, wie für ihr eigenes, und stritten bei ihrem Tode um die Ehre, mit ihnen zu sterben.

Bei einem Streite von so sonderbarer Art war, nach Diodors Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augenzeuge, und seine Feldherrn machten die Richter.

Keteus, der Anführer der indischen Hülfstruppen, war in dem hitzigen Treffen geblieben, welches Eumenes dem Antigonos in Parätakene lieferte; er hatte zwei Frauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebten und einander den Vorzug streitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen.

Die Sache kam endlich vor die griechischen Feldherrn. Die beiden Frauen vertheidigten ihre grausamen Rechte mit einem Eifer, womit andere nur ihr Leben vertheidigen würden. Die Aeltere führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehr Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben der Jüngern gebühre.

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Indierin; sie riß sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in Thränen gebadet von dem Tribunal. Indeß ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen, wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern.

Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten wieder ab und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer

Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte sodann alle zum letztenmale, und bestieg, von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur durch den geringsten Laut ihre Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen.

Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenmuth des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmen die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch und preisen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich, wie wir aus dem sonst schönen und kraftvollen Gemälde des Properz sehen.

Felix Eois les funeris una maritis,
Quos aurora suis rubra colorat equis.
Namque ubi mortifero jacta est fax ultima lecto,
Uxorum fusis stat pia turba comis;
Et certamen habent lethi, quae viva sequatur
Conjugium: pudor est non licuisse mori.
Ardent victrices, et flammae pectora praebent,
Imponuntque suis ora perusta viris. —

Der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer: diese stolzen und hartherzigen Despoten lassen dem schwächeren Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen und spielen nur mit dem Loose der Weiber. Nicht zufrieden, sie während ihres Lebens nur als Sclavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Wahr ist es, daß im alten Indien die Vergiftungen sehr häufig gewesen seyn müssen, weil, dem Strabo

zufolge, ein Gesetz nöthig war, welches demjenigen, der eine neue Giftart entdeckte, ohne zugleich ein Gegengift zu erfinden, den Tod zuerkannte. Dessen ungeachtet scheint der Ursprung, von welchem die alten Schriftsteller den heroischen Selbstmord der indischen Frauen herleiten, verdächtig; sollte nicht vielmehr derselbe in den fanatischen Begriffen von Religion und Ehre zu suchen seyn? Die enthusiastische Liebe der alten und heutigen Indianerinnen begünstigt diese Vermuthung; auch ist es nicht wohl möglich, daß aus ruchlosen Mörderinnen, vermittelst eines unmenschlichen Gesetzes, tugendhafte Weiber werden können. —

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von Heroismus zu unterwerfen, so flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Mährchen und fanatische Heldengeschichten.

Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie, einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die älteren Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem Zenana (Harem) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn vielmehr für eine Bedingung ihres Daseyns, und genießen in dieser Einschränkung alle Glückseligkeit, von der sie einen Begriff haben. Alle ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der große Unterschied zwischen den mongolischen und indischen Frauen unter Einem Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und

Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer, über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindus (Dschentu) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine derselben gemacht zu haben, außer auf die von den niedrigsten Kasten.

(Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer: Arrian und Strabo versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern: die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thiers gleich geschätzt wurde.

Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig zu verbrennen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt und welche diesem zum Trotze ihren Mann zu überleben wagt; diese wird als Wittwe mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt; man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Keuschheit, zu den verächtlichsten Sclavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu tragen.

Diese durch so viel Schmach niedergebeugten Weiber erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals und sterben an Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie

durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Banden vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegensieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Oscentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Der unvermuthete Tod eines Braminen brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von acht und zwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die Gattin, von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem Ihrigen begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holzstoß und verweilt zu den Füßen der Leiche; man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermischtes Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen entkleidet sich die Wittwe von ihrem Obergewand, nimmt ihre

Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstoß, legt sich nach einigen Ausrufungen bei dem Leichnam ihres Mannes nieder und umarmt ihn auf das Feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

Die Chinesen

haben zwei Arten von ehelicher Verbindung; die eine ist unzertrennlich, die andere kann zu allen Zeiten aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen gesetzlich bestimmten Feierlichkeiten angefangen und vollzogen. Eltern verloben ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, und oft ehe sie geboren sind, ohne sich um ihre Neigung zu bekümmern. Zwei Männer, deren Weiber schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich heirathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich seyn. Aus der Benennung dieses Kontrakts, Chi fo, das heißt, Bäuche bestimmen, sieht man schon, was sie von der ehelichen Treue für Begriffe haben. — Vor dem Tage der Hochzeit bekommen sich die Verlobten nie zu sehen.

Nach dem Einverständniß beiderseitiger Eltern, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, gehen sie in den Tempel ihrer Vorfahren. Hier zeigen sie denselben umständlich an, wie der oder jener, ihr Enkel, von dem und dem Alter, vorhabe, sich mit der oder jener zu verehelichen, und wie sie sich deswegen ihren Beistand ausbäten. Ein gleiches thun die Eltern der Braut.

Zu den andern vor der Hochzeit gebräuchlichen Feierlichkeiten gehört vornämlich, daß der Bräutigam seiner

Braut mancherlei Speisen, Weine und Früchte überreicht. Der Hochzeittag wird mit besondern Ceremonien durch den Rath der Sternseher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerlei Geschenke an Gold und Edelsteinen.

Den Tag vor der Ankunft der Braut in dem Hause des Bräutigams werden dahin alle Mobilien und Geräthschaften der Braut gebracht. Dieser Zug nimmt oft eine ganze Straße ein, und besteht meistentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenschirmen. Ueberdies muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zeug mitbringen.

Der Verlobte holt seine Braut in seine Wohnung, wohin sie in einem sehr prachtvoll ausgeschmückten Tragsessel gebracht wird. Pfeifer, Trompeter und Trommelschläger gehen voraus; Miethlinge mit Kerzen und Fackeln, am hellen Mittag, umgeben die Sänfte; den Beschluß des feierlichen Geleites machen die Verwandten und Freunde von beiden Seiten.

Die Braut nimmt von ihrer Familie förmlich Abschied, und setzt sich hierauf in die Sänfte, welche verschlossen wird. Den Schlüssel aber sendet man entweder der Mutter des Bräutigams, oder man vertraut ihn dem nächsten Verwandten, oder einem treuen Bedienten an. Dieser muß ihn dem Bräutigam, welcher an seiner Thüre in reich geschmückter Kleidung die Braut empfängt, einhändigen. Er öffnet alsdann die Sänfte, und erblickt seine künftige Gattin nun zum erstenmal. Glaubt er mit ihr nicht glücklich leben zu können, so schließt er die Sänfte sogleich wieder zu und schickt das Mädchen wieder zurück. In diesem Fall, der jedoch selten eintritt, verliert er alle gemachten Geschenke.

Wenn die Braut aus der Sänfte gestiegen ist, begibt sich das junge Paar in den Saal. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den Tyen, das ist, Himmel oder Gott, und hernach thut die Braut dasselbe gegen die Anverwandten des Bräutigams. Alsdann wird sie seiner Mutter oder andern Frauenzimmern, welche zu dem Feste mit eingeladen sind, überliefert. Mit diesen bringt sie den ganzen Tag unter Schmausen und Lustbarkeiten

zu. Der Bräutigam bewirthet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer.

Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten.

Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehr zur Ruhe genannt wird. —

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeitceremonie gar nicht; der Jüngling begibt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut ins Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farçe wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

In der Provinz Schan herrscht eine lächerliche Gewohnheit von einer andern Art. Man verehelicht hier sogar Todte miteinander. Wenn nämlich der Fall eintritt, daß der Sohn des einen und die Tochter des andern zu gleicher Zeit sterben, so werden die Eltern einig, sie mit einander zu verheirathen. Die Särge bleiben zuweilen zwei bis drei Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dies geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik.

Die Särge werden neben einander gestellt, man hält vor denselben den Hochzeitschmaus, und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Eltern betrachten sich von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als die nächsten Anverwandte, wie sie es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bei ihrem Leben mit einander verehelicht worden wären. —

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Chinesen sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sclaverei verkauft. —

Im Königreiche

Japan

erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen, der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert.

Wenn beide an dem Hügel auf verschiedenem Wege gelangt sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten alle auf verschiedenen Seiten, den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik.

Die feierliche Verbindung oder die Trauung geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben erheben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern Wände des Gezelts sind mit in Oel getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen.

In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme auseinander, und hält, die Festigkeit des Ehebandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand.

Während der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, hierauf der

Bräutigam die Seinige an der Fackel der Braut. Der Priester ertheilt ihnen seinen Segen; alle Umstehenden erheben ein Freudengeschrei, singen Hochzeitlieder und bringen den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar.

Unterdessen diese Ceremonien auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der am Fuße desselben gebliebenen Hochzeitgäste mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen.

Einige werfen die Puppen und dergleichen Gegenstände der jugendlichen Spiele der Braut in's Feuer; andere haben ein Spinnrad und einen Rocken in den Händen, und machen damit verschiedene Wendungen, um anzudeuten, daß die Neuvermählte die scherzenden Spiele der Kinder mit den ernsthaften Geschäften einer Hausfrau vertausche.

Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hämmel dem Heirathsgotte.

Hierauf führt man die Braut wieder zurück und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen, mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten.

Man verlangt in Japan kein Heirathsgut von der Frau, damit es ihr nicht einfallen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es wird sogar den Schwiegereltern eine Summe Geld bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ihnen selbst überbringt.

Die Japanischen Ehen sind mit keinem Zwange verknüpft, beide Eheleute haben die Freiheit, sich der geringsten Ursachen wegen zu trennen. Der Ehemann darf sich soviel Beischläferinnen halten, als ihm beliebt, und dennoch sind die Japaner vielleicht die einzigen Männer in der Welt, die bei einer so großen Strenge gegen ihre Frauen die Herzen derselben zu gewinnen und sie bei der aufrichtigsten Gesinnung zu erhalten wissen. Alle Reisebeschreiber rühmen die Treue und große Liebe der Frauen zu ihren Männern, und erzäh-

len, daß sich oft Wittwen zu Tode hungern, weil sie kein ander Mittel wissen, sich mit ihren Männern in jener Welt zu vereinigen. —

Unter den

Mauren

ist es einem Frauenzimmer nicht erlaubt, sich zu verheirathen, sondern es muß von einer Mannsperson angegeben werden. Hat sie keinen Vater, Bruder, oder sonst jemand in der Familie mehr, so kömmt dieses dem Kadi zu, und sie darf sich einer solchen Wahl nie widersetzen; nur in dem Fall, wenn sie eine Wittwe ist, wird ihre Einwilligung erfordert.

Der Liebhaber wendet sich zuerst an den Vater, oder an den, der seine Stelle vertritt, und verlangt seine Tochter zur Ehe, die er noch nie gesehen hat; dabei gelobt er zugleich eine gewisse Summe Geldes, z. B. hundert Dukaten, und setzt fest, wie viel er gleich baar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als Rest bis auf den Fall rückständig bleiben soll, da es ihm gefallen möchte, sich von ihr zu trennen. Selbst die, welche nichts besitzen, versprechen doch etwas, ob sie gleich nie etwas bezahlen.

Sind sie einig geworden, so wird ein Kontrakt vor den Abduln (d. i. Notariis publicis) errichtet, und der Vater gibt eine kleine Kollation.

Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor sich. Der Bräutigam reitet am Abend vor dem Hochzeittage durch die Straßen, und eine große Schaar junger Leute folgt hinter ihm her. Am Tage der Hochzeit wird dieser Aufzug wiederholt, und die Braut ist in dem Gefolge. Sie sitzt auf einem Maulthier in einem viereckigen Käfig, der mit feiner weißer Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeuge, Nürnberger Spiegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Eine Anzahl von jungen Mannspersonen stellt sich gegen den Bräutigam und schießt mit bloßer Pulverladung. Kommt ihnen ein Jude in den Weg, so nehmen sie ihm seine Mütze weg und schießen so lange darnach, als ein Stück daran ist.

Der Bräutigam reitet auf einem schönen Pferde und hat einen blauen Mantel über den Haik (ein langes, weißes, wollenes Stück Zeug, das vom Kopf nach der linken Schulter herabhängt) und einen Turban auf dem Kopf. Ueber seine rechte Schulter hängt in einem breiten Bande ein großer Säbel.

Wenn er vornehm thun will, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bei andern Gelegenheiten bei den Mauren ein Zeichen des Stolzes ist, und wenn sie oft nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, so halten sie alsdann den Haik vor den Mund.

Ein Miethling geht vor dem Zug her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die unmittelbar auf den Bräutigam folgende Musik besteht aus drei Hautboisten und eben so viel Trommelschlägern. Hinter diesen geht eine große Anzahl von Mauren mit spanischen Schritten. Das ganze Gefolge schließen Negerinnen, die den Kuskus (eine Art von Grütze) und die übrigen Gerichte auf dem Kopfe tragen, womit die Hochzeitgäste bewirthet werden.

Die Frauenzimmer speisen, so wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, allein, und kommen den Mannspersonen nie zu Gesichte.

Nach der noch am Tage geendigten Mahlzeit wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Nach Lempriere, wenn das Brautpaar von Stande ist, findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen, mit den Händen vor den Augen. —

Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Abduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument

zum Beweis bei einer, etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt, zurückzugeben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden und sie so lange auf den Straßen herumschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt, vier rechtmäßige Eheweiber zu nehmen. Kann er außer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da wegbegeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshändeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derselben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er ist sicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur ansehen werde, da Frauenzimmer ihr Gesicht weder selbst entblößen, noch Männer ein solches an denselben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu besuchen, wo der Mann abwesend ist, so darf er gar nicht fürchten, selbst bei dessen unvermuthe-

ten Rückkehr entdeckt zu werden; denn wenn der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen sind.

Die Neger in

Senegambien

verloben sich gewöhnlich mit Mädchen, ehe diese in einem Alter sind, wo sie heirathen können. Doch geschieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das festgesetzte Leibgeding oder die Morgengabe übergibt. Auch der König oder der oberste Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, worin sie zur Heirath fähig ist, so geht der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondscheine, Abends in das Haus seiner Braut und entführt sie mit Gewalt; die Braut sträubt sich und schreit aus allen Kräften. Auf ihr Geschrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zusammen, ihr Hülfe zu leisten. Die jungen Männer stellen sich, als ob sie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumph in sein Haus.

Hier bleibt sie eine Zeitlang versteckt. — Einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf das eine Auge, bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Fall der Wittwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bei den Wittwen sehr gewöhnlich.

Moore versichert, die Eltern versprechen ihre Töchter oft, sobald sie geboren sind, und dann können sie den Vertrag nimmermehr brechen; eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Manne ohne Erlaubniß des erstern überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung

nach Hause; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Eltern derselben zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolannüsse erlegen.

Bei dieser Heimholung stellt der Mann eine Gasterei an, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit schmausen können. Die Frau wird aus dem Hause ihrer Eltern von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen die Gäste, rühren die Trommeln und feuern Flinten ab.

Nach Labats Berichte wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerst an ihre Eltern, um die Einwilligung zu erhalten, und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Verwandten. Weil sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald der Liebhaber zu einem Geschenk an die Eltern oder Verwandte geneigt ist, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein besteht.

Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz und dem ganzen Hauswesen zu sehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen. Wenn derselbe seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ißt sie die ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt le Maire, besteht höchstens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehen sie ohne weitere Ceremonie zu Bette.

Wenn die Braut sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier selten): so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit bewahret habe, so ist der Vater auf sein Verlangen verbunden, sie zurückzunehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Dies geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeschickte Mädchen wird jedoch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleichwohl nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferin werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Eltern nackend empfängt und mit ihr zu dem Priester oder Marabuten geht, der sie unter allerlei Ceremonien ein wenig Band verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Mann verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt ist, so viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, so genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau und ist beständig um ihren Mann. Die Engländer nannten sie die Handfrau. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäfte überhoben, welchen sich die übrigen unterziehen müssen. Doch darf sie nicht mit dem Manne, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übri-

gen, die nur bloße Beischläferinnen sind und gegen welche er keine eheliche Neigung bezeugt.

Sehr merkwürdig ist es, daß sich die Weiber nie unter einander veruneinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung und ist zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien und legen die Hand auf seinen Schenkel.

Bei den Negern auf

Sierraleona

versöhnt Weiberliebe alle zwischen Familien, ja selbst zwischen ganzen Stämmen geherrschte Feindschaft, oder knüpft aus andern Gründen das engste Band der Freundschaft. So sieht man oft nach den blutigsten Kriegen zwischen verschiedenen Völkern Friede und Eintracht zurückkehren, nachdem die Oberhäupter durch wechselseitigen Tausch ihrer Töchter die Grundlage zu den engsten Verbindungen gelegt haben. Eben dies geschieht bei Familien und Privatpersonen.

Um Familien mit einander zu vereinigen, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den Susiern aber bleibt das Mädchen unter der Aufsicht seiner Mutter, bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat; dieses wird mehr nach dem Körperbau als nach den Jahren bestimmt.

Am Tage der Hochzeit stellt der Bräutigam in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit

Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandte erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurückzuschicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den Bullamern, Bagoern und Timmaneiern ist es Sitte, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt und sie an seiner Seite erzieht. Er muß nach seinem Vermögen den Alten ein Geschenk machen, welches man unter denselben Wein für dasselbe abziehen heißt.

Sollte aber dem Mädchen vor der Heirath übel begegnet werden, so haben die Eltern das Recht, es zurückzunehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurückgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht, sie zurückzuschicken, ohne daß er das Geschenk zurückfordern darf.

Bei diesen Völkern stehet die Keuschheit des schönen Geschlechts nur vor der Hochzeit in einem hohen Werthe. Die Weiber achten sie nicht sehr.

Es herrscht unter ihnen sogar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Tone gehört und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine große Unhöflichkeit, ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weiß, daß auf seine Begünstigung eine große Strafe gesetzt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum modischen Geschmack, daß der gute Name eines Weibes bei der Ueberführung gar nicht darunter leidet.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder Cicisbeo, den sie Gangih Ka=

nih nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin gibt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein großes Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine große Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. — Tout comme chez nous!

Nach des Marchais sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht, es zu läugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen und für ehrlos gehalten.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Ceremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt,

um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben und ihm getreu zu seyn; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Ceremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut in Begleitung einiger junger Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander nicht berühren.

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig.

Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehenten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, außer zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heißt Odufu, die große Frau, und hat die Aufsicht im Hause. Die andere heißt die Bossum, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornämlich auf die Bossum; dies sind meist sehr schöne Sclavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweihet haben. Sie schlafen bei denselben, entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtage oder Sabbath. Dies erhebt den Zustand der Bossumsfrau über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die große Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf Akki's Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die große Frau alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Laune die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will. Diese begibt sich in ihre Hütte, und hält ihre Begünstigung, zur Vermeidung aller Eifersucht, sehr geheim.

Mit noch geringern Kosten und Ceremonien sind die Verheirathungen zu Fidah begleitet, denn da ein reicher Neger hier einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, so würde er die Kosten zu weitläuftigen Hochzeitfesten nicht aufbringen können. Auf der westlichen Küste von Afrika kaufen die Neger ihre Bräute oft um hohe Preise, und schicken sie zurück, wenn sie nicht mehr Jungfrauen sind; zu Fidah aber ist dies alles nicht Mode. Die Weiber sind hier nicht sehr fruchtbar; Mädchen,

die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu Fidah Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Ceremonie zu ihrem Vater und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Eltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Pagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Eltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Branntwein miteinander geleert haben, so kehren die Eltern zurück und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen, die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche Tettauiren, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweiheten die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Eltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in dem Schlangenhause den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen.

Wenn sie mannbar sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehelichung mit der großen Schlange vollzogen. Die Eltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bei dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinsten Pagnes. Sie werden mit Ceremonien in den Tempel der großen Schlange geführt; hier steigen bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine gewölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen als Anwälte der großen Schlange befinden. Wenn sie darin sind, tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. —

Selbst die Klügern der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl ganz andere Wesen seyn, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Empfehlung haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben.

Wenn sich diese Priesterinnen neben der großen Schlange noch einen andern Gemahl beizulegen belieben, so üben sie über solchen eine unumschränkte Herrschaft aus: ihre Männer müssen eben so demüthig und in solchen knienden Stellungen mit ihnen reden und ihnen aufwarten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden. Würde ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die er seiner geheiligten Gattin, sie mag immerhin die zügelloseste Metze seyn, schuldig ist, so würde er das Opfer der Rache aller ihrer Mitpriesterinnen werden, ohne sich gegen diese unverletzlichen Repräsentantinnen der höchsten Nationalgottheit im geringsten vertheidigen zu dürfen.

Dieser despotischen Vorrechte ungeachtet, fehlt es diesen Betas (so heißen sie in der Sprache des Landes) selten an Freiern, weil sie meistens sehr schön sind. Man-

gelt ihnen hingegen diese Eigenschaft, so verkaufen sie ihre Gunstbezeigungen so hoch als sie können.

Jene alte Priesterinnen oder Priorinnen von Nonnenklöstern sind weiter nichts als Kupplerinnen, welche die unter ihrer Aufsicht habenden Jungfrauen für Geld schänden lassen. Sie werden von den Kaboschiren bestochen, um ihnen diese Mädchen zur Wollust zu überliefern. Diese Novizen zu hintergehen gaben die Priesterinnen vor, in einer Unterredung mit der Schlange erfahren zu haben, wie angenehm es dieser Gottheit seyn würde, wenn sie dieser oder jener Mannsperson günstig wären. Hierauf lehren sie solche, durch mancherlei Geberden und Stellungen die Wollust ihrer Liebhaber zu reizen, um den Preis ihrer Begünstigungen erhöhen zu können. Für alle diese Gefälligkeiten versprechen sie den Mädchen, im Lande der großen Schlange reichlich belohnt zu werden.

Erkühnte sich eine in diese Mysterien eingeweihete Novize, etwas zu entdecken, so stünde ihr der gewisse Tod bevor, und Niemand würde es wider die Versicherung dieser Priesterzunft glauben, wenigstens es nicht öffentlich behaupten, daß sie ermordet wäre. —

Also auch schwarze Pfaffen in dem ungesitteten Afrika treiben scheußliche Werke der Finsterniß, schmieden egoistische Systeme zur Volksbetrügerei, lassen unschuldige Schlachtopfer unter ihrem würgenden Messer bluten! —

Auch in Kongo und Loango werden die Heirathen ohne besondere Ceremonien vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in Kongo den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keineswegs zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In Loango hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur Strafe muß das liebende Paar

vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keine Zeugen gerufen hatten. —

Bei den

Hottentotten

übernehmen der Vater oder die nächsten Verwandten des Freiers bei dem Vater oder den nächsten Verwandten des Mädchens die Werbgeschäfte. Hat sich ein 18jähriger Jüngling ein Mädchen ausersehen, so besucht sein Vater mit ihm die Eltern desselben. Der Jüngling beschäftigt sich, der Gesellschaft Taback zuzubereiten und anzubieten. Sie rauchen alle, und der um die Braut werbende Vater des Jünglings eröffnet nicht eher sein Anliegen, als bis der Rauch alle benebelt hat. Alsdann hält er um das Mädchen für seinen Sohn an. Der Vater entfernt sich hierauf aus der Gesellschaft, um seiner Frau den Antrag bekannt zu machen und sich mit derselben zu berathschlagen; er kommt bald mit einer bestimmten und selten abschlägigen Antwort zurück, wenn anders die Tochter nicht schon versprochen ist.

Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Nun wird der Junggesell als Mann angesehen. Alle seine Verwandten und Freunde beiderlei Geschlechts begleiten ihn, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her und führen ihn so im Triumph nach der Wohnung der Braut, wo sie mit großer Freude aufgenommen werden. Der Ochs wird hier geschlachtet, alle beschmieren sich über und über mit dem Fette und bestreuen sich mit einem röthlichen Pulver, welches sie aus einer wohlriechenden Wurzel bereiten, die Buku heißt; die Weiber aber bemalen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit rohem Kalkstein.

Darauf geschieht die Verehelichung unter folgenden Ceremonien. Die Männer hucken in einem Kreise nie-

der, in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung befinden sich die Weiber um die Braut, alle in derselben Attitüde.

Der Priester tritt nun zuerst in den Kreis der Männer und weiht den Bräutigam mit seinem eigenen frischen Wasser ein; der Braut erweiset er hierauf eben diese Ehre, und geht dann von einem zum andern der Hochzeitgäste so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft ist. Während dieser Einweihung sagt er kurze Segenswünsche her von ungefähr folgendem Inhalt: Lebet glücklich zusammen! Habt einen Sohn, ehe ein Jahr vorbei ist! Sey du ein guter Jäger, oder Krieger! u. s. w.

Eine Wittwe darf nicht ungestraft zum zweitenmal heirathen, sie muß sich ein Glied vom Finger abschneiden, und diese Verstümmelung vom kleinen Finger an so oft wiederholen, als sie eine neue Ehe anfängt. Wahrscheinlich beschränkt sich die hottentottische Kenntniß der Jungfrauschaft nur auf diese Zeichen.

Die Bewohner des Königreichs

Arrakan

sehen die Entjungferung eines Mädchens als ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an. Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom verworfensten Pöbel, um diese für einen Indier so beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann, nicht mehr Jungfer zu seyn, darf es sich Hoffnung machen, einen Mann zu bekommen; je mehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betreiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden.

Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von China. Er läßt in dem ganzen Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön als man sie nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stun-

den den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab und gibt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die gesündesten betrachtet, und haben das Glück, dem König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in

Nordamerika

einen galanten Besuch machen, nennen die Wilden sein Hölzchen anzünden. Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abenteurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens ein Ascendant über ihn hat, verdrängt wird und ganz kaltblütig die Hütte verläßt. Dies zeugt von einem Geiste der Unabhängigkeit, den das amerikanische Frauenzimmer gegen die Männer blicken läßt. Sitten und Gebräuche sind indessen bei diesen Völkern sehr verschieden.

Gewöhnlich geschehen die ersten Schritte zu Verheirathungen durch Matronen. Sie werden unter den Verwandten der beiden Familien geschlossen, ohne auf die Einwilligung des jungen Paars Rücksicht zu nehmen. Viele versprechen ihre Kinder, besonders ihre Töchter, schon in der frühesten Kindheit, und verkaufen sie um eine gewisse Dienstzeit oder Geschenke. Die Mädchen sind indessen nicht sehr zum Ehestande geneigt, weil sie

ohne solchen und ohne Nachtheil ihrer Ehre die Liebe genießen können, und durch die Ceremonie des Ehestands ihre Lage nur verschlimmert sehen. Wenn man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zusammenlaufen und sich auch wieder verlassen, so sind selbst die Hochzeitgebräuche symbolische Zeichen der Sclaverei. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen Amerika ein Halsband, das aus einem langen breiten ledernen Riemen besteht, einen Kessel und einen Holzstoß, um anzudeuten, daß sie verbunden ist, die Lasten des Hauses zu tragen, die Küche zu versehen und Holz anzuschaffen.

In einigen Gegenden gehört es zum weiblichen Wohlstand, im ersten Jahr in einer strengen Enthaltsamkeit zu leben, und man begegnet einem jungen Weibe verächtlich, die früher Zeichen ihrer Fruchtbarkeit würde blicken lassen.

Wenn ein junger Wilder in

Kanada

seine Wünsche auf den Besitz eines Mädchens gerichtet hat, so besucht er sie des Nachts in ihrer Hütte, vor deren Eingang weiter nichts als ein Fell hängt. Er zündet auf dem Heerd einen kleinen Spahn an, nähert sich mit diesem dem Bette seiner Geliebten, und zieht sie dreimal an der Nase. Diese Feierlichkeit muß wenigstens zwei Monat lang wiederholt werden, und während derselben geht alles in größter Ehrbarkeit ab. Kann ihn das Mädchen leiden, so sagt er es seinem Vater, und dieser besorgt nun die Werbgeschäfte. Er geht bei Nacht zum Vater oder zu den Anverwandten des Mädchens, weckt ihn auf, zündet seine Pfeife an, überreicht sie dem Vater des Mädchens, und spricht ihn um dieselbe für seinen Sohn an. Der Vater antwortet, er wolle darüber mit seiner Familie sprechen. Willigt diese ein, so läßt der Vater des Bräutigams seiner Seits alle Verwandten zusammen kommen und macht ihnen die Verheirathung seines Sohnes bekannt. Die Verwandten bringen mancherlei Bedürfnisse der Haushaltung in die Hütte.

Bei verschiedenen Nationen tritt das neue Paar auf

eine Matte, und hält ein hölzernes Stäbchen, jedes an einem Ende in der Hand, zerbricht es endlich in so viele Stücken, als Zeugen da sind, denen es solche mittheilet. Darauf führt man die Neuvermählte wieder aus der Kabane, und junge Mädchen begleiten in feierlichem Zuge dieselbe nach ihres Vaters Hütte, wo sie so lange wohnet, bis sie Mutter wird. Alsdann führt der Mann sie erst in seine Hütte. Wollen sie sich scheiden, so werden die kleinen Stückchen von dem Stäbchen, welche unter die Verwandten vertheilt worden, wieder in die Hütte gebracht, wo die Ceremonie vor sich gegangen ist, und daselbst in ihrer Gegenwart verbrannt.

In

Pensylvanien

hängt es von der Willkühr eines jeden ab, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heirath vor dem Richter zu schließen.

Wenn zwei Liebende einig sind, sich zu heirathen, und die Eltern nicht einwilligen wollen, so ist kein anderes Mittel, diese Verweigerung zu vereiteln, als daß beide flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ihren Nacken nehmen, und, mit dieser Bürde beladen, vor dem Richter erscheinen. Hier legt das Mädchen das freimüthige Bekenntniß ab, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ihre Heirath zu bestätigen. Dies verweigert derselbe nie, und das junge Paar tritt in die Rechte der Ehe, ohne daß die Eltern zur Vernichtung etwas unternehmen dürfen. —

Ehe der Vater auf

Terrafirma

dem Bräutigam seine Tochter übergibt, muß er, oder an seiner Stelle ein Verwandter, dieselbe sieben Nächte in seine engste Verwahrung nehmen, um dadurch zu beweisen, wie ungern er sie verliere. Darauf übergibt er sie ihrem Manne. Alle Indianer des Orts werden zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Männer bringen Haken und Beile zur Arbeit, und jedes Weib ein halbes Maaß

Mais. Die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, und die Mädchen Wildpret und Eier. Niemand erscheint ohne ein solches hochzeitliches Geschenk. Ein jeder legt das seinige vor die Hochzeitshütte. Sind die Gäste alle versammelt, so gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Bräutigam empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer voll eingeschenkten Schaale starken Getränks. Die Weiber, und dann auch die Knaben und Mädchen, folgen den Männern, und werden eben so bewillkommt.

Nun erscheinen die beiden Väter des Brautpaars vor der Versammlung. Der Bräutigamsvater hält eine lange Rede, und fängt unter den sonderbarsten Stellungen und Drehungen einen Tanz an; diesen setzt er so lange fort, bis er ganz ermüdet und völlig athemlos ist. Darauf setzt er sich auf das Knie und übergibt seinen Sohn der Braut, deren Vater in eben der Stellung sitzt und sie an der Hand hält.

Jetzt erhebt sich der Brautvater und tanzt seiner Seits. Nach Endigung des Tanzes umarmt sich das Brautpaar, und die Ehe ist geschlossen. Alles läuft hierauf aus der Hütte: die Männer ergreifen ihre Haken und Beile, und fangen an ein Stück Land zu bearbeiten, welches man den Neuvermählten angewiesen hat. Sie fällen die Bäume, harken und graben das Erdreich um. Die Weiber und Kinder säen Mais oder anderes Getreide, nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte, welche zur Wohnung für das neue Paar bestimmt wird. Wenn dasselbe in den Besitz gesetzt worden, so hängt der junge Mann alle zum Geschenk erhaltene Geräthschaften in der Hütte auf. Man bereitet nun das Chicacopa, ein starkes Getränk, in großer Menge, und trinkt so lange, als etwas da ist. Dies Fest dauert gewöhnlich drei bis vier Tage. — Aehnliche Heirathsgebräuche herrschen in Kumana; der junge Mann schätzt es sich hier zur größten Ehre, wenn ein Priester die Brautnacht mit seiner jungen Frau feiert.

Wenn sich ein

bei den Arowacken und Karaiben verheirathen will und mit dem Mädchen und seinen Eltern einig ist, so versammeln sich die Blutsverwandte und Freunde; der Vater oder einer der nächsten Freunde ermahnt den Bräutigam, für seine Frau Sorge zu tragen: täglich auf die Fischerei und Jagd auszugehen; sein Fruchtfeld fleißig zu bearbeiten, um die Haushaltung zu versorgen; und die Braut, ihrem Manne ehrerbietig zu begegnen, ihm getreu zu seyn, ihm jedesmal, wenn er zu Hause kommt, Speise und Trank vorzusetzen, und alles gehörig in Acht zu nehmen. Diese feierliche Rede wird mit Singen und Tanzen beschlossen, und der Bräutigam nimmt seine junge Frau, die öfters erst eilf oder zwölf Jahr alt ist, mit in seine Hütte, um der Heirath sogleich das Siegel aufzudrücken.

Bei den Guay-guines und Palencos sind mehr Feierlichkeiten gebräuchlich. Diese lassen ihre Töchter, ehe sie verheirathet werden, vierzig Tage fasten, in der Voraussetzung, daß junge Mädchen, wenn sie in diesen gefährlichen Tagen sind, alles, was sie etwa anrühren, verderben, und daß derjenige, welcher seine Füße auf eine Stelle setzt, worauf das Mädchen gegangen ist, geschwollene Beine bekomme. Um diesen und dergleichen Unheilen vorzubeugen und sie ihren Männern ganz rein zu übergeben, sperren sie das Mädchen ein, und reichen demselben während dieser Fastenzeit nicht mehr als drei Datteln von dem Palmietbaume, und drei Unzen Kassavo mit einem Kruge Wasser zur täglichen Speise, so daß das Mädchen, wenn der Hochzeitstag kommt, eher einer Leiche, als einer reizenden Braut ähnlich ist.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit bringen sie damit zu, sich zu bemalen, zu beschmieren, und zierlich mit Federn von verschiedenen schönen Farben zu bedecken. Daher es denn öfters fast Mittag wird, ehe die Braut vollkommen angeputzt ist. Indessen kommt doch der Cacique, oder Oberste des Dorfs, nach dem Orte,

um seine Befehle, das Fest zu feiern, ergehen zu lassen. Ein Haufen von Tänzern, mit mancherlei Blumen, Federn und Federbüschchen geschmückt, versammeln sich bei der Wohnung der Braut und tanzen unter Flötenspiel und Trommeln um dieselbe herum; der Bräutigam mischt sich unter die tanzenden Reihen und tanzt auf das beste mit. Während dieses Tanzes kommt die Braut zum Vorschein, von zwei alten häßlichen Indianerinnen geführt, welche abwechselnd und heulend in ihrer Sprache Lieder singen, wovon dasjenige, womit die erste anfängt, die Beschwerlichkeiten des Ehestandes und die Last des Hauswesens betrifft, wogegen aber die letzte das Vergnügen des Ehestandes besingt. Sie gehen im ganzen Dorfe herum, und wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, finden sie die Mahlzeit bereitet, welche aus allerlei Fischen und Wildpret besteht, hierbei wird tapfer getrunken, und das Fest mit Tanzen beschlossen.

In

Quito

werden diejenigen Mädchen am eifrigsten zu Eheweibern gesucht, von denen man weiß, daß sie recht viele Liebhaber gehabt haben. Die Heirath geschieht ohne alle Ceremonie. Gefällt das Mädchen nicht, so schicken sie es ohne Umstände wieder fort, und beschweren sich beim Schwiegervater, daß er sie habe betrügen wollen, denn seine Tochter habe vorher keine Liebhaber gehabt.

* * *

Bei den

Heirathen der Sabbäer

geht es folgendermaßen zu: Sie führen Braut und Bräutigam zur Kirche. Die Verwandten und Freunde begleiten sie. Nachdem der Geistliche sie unter Gebet und Segen in sabbäischer Sprache angeredet hat, nimmt der nächste Verwandte des Bräutigams väterlicher Seite ihn auf die Schultern, und zwar so, als wenn er auf ihm ritte; eben dies thut der nächste Verwandte der Braut mütterlicher Seite mit ihr. Derjenige, welcher in Zukunft Priester zu werden denkt, nimmt auf gleiche Art

den Priester auf die Schulter. Auf diese Weise tragen sie sie dreimal um die Kirche unter Gesang, Tanz und Musik auf Kupferplatten, die sie gegen einander schlagen; alle in der Kirche Anwesende stimmen in dieses feierliche Spiel.

Hierauf führen sie Braut und Bräutigam zu Hause. Beide sind in ihrer reichsten Kleidung, mit Blumenkronen auf dem Haupte geschmückt. Die drei ersten Tage und Nächte hindurch ist es dem Bräutigam durchaus nicht erlaubt, seine Braut oder eine andere Frauensperson zu besuchen.

Ihre hochzeitliche Lustbarkeit besteht vorzüglich im Tanze. Dieser ist sehr einfach, aber desto sonderbarer. Die Mannspersonen haben in ihren Händen zwei lange Säbel, den einen in der rechten, den andern in der linken; mit diesen laufen sie umher und schwingen sie bald hoch in die Luft, bald lassen sie sie kreuzweise unter starkem Geklirre auf einander fallen. Dies geschieht unter dem Tanz, Gesang und Trompetenschall. Der Bräutigam eröffnet den Tanz und ihm folgen alle Anwesende, je zwei und zwei. Der Tanz der Weibspersonen, welcher in einem besondern Zimmer angestellt wird, ist von jenem in nichts weiter verschieden, als daß sie kleine hölzerne Stäbe in ihren Händen tragen, zwei in jeder Hand, die sie auf eben die Art, wie jene die Säbel, zusammenschlagen. Die Braut fängt den Tanz an.

In derselbigen Nacht, ehe sie die Braut in das Haus des Bräutigams geleiten, waschen sie dieselbe äußerst sorgfältig mit warmem Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkisch roth färbt, und legen es in Wasser. Ist solches ganz durchwässert, so legen sie Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beide Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem großen Pettschafte von hartem Holze, in welches Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; diese lassen nun ein Gepräge zurück, das niemals verlischt. Doch lassen nicht immer alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stempeln, sondern einige nehmen das Gepräge nur an einem oder dem andern Ort. Darauf ziehen sie

die Braut sehr festlich an und bedecken sie vom Kopf bis auf die Füße, und so bleibt sie in ihrem Hause drei Tage und Nächte bedeckt. Niemand bekommt in dieser Zeit sie zu sehen, außer ihre Hebamme, welche sie in ein Bette legt und ihr in allem zur Hand geht, was sie bedarf. Nach Verlauf dieser Zeit kommen die Angehörigen des Bräutigams und begleiten sie aus ihres Vaters Hause nach dem seinigen: unterweges geht niemand mit, außer ihre Bademutter. Im Hause des Bräutigams ist sie ebenfalls drei Tage und Nächte bedeckt. Es wird nun für die Hochzeitgäste ein großes Gastgebot angerichtet, welches in gekochten Schafen besteht, die ganz gelassen werden, in Reissuppe, nebst einem Gemengsel von gebratnem Fleisch und Reis. Das wird auf einem großen Tisch ohne Füße und Gestell aufgetragen, und ohne Löffel und Messer auf der Erde verzehrt.

Die Morlacken.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf dem Kirchplatze zusammen kommen. Dies schöne Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andre kleine Freiheiten, die sich der kühne Jüngling bei seiner Schönen ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich oft noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint.

Es ist so schändlich für eine Morlackin, ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich den Armen ihrer Familie entreißt und aus ihrem Vaterlande flieht. Abbate Fortis sah den barbarischen Auftritt in einer

Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr zum Zeichen der Schande das Haar abschnitt.

Es geschieht sehr oft unter den Morlacken, daß ein Mädchen von einem Jünglinge, der viele Meilen weit von ihr wohnt, zur Frau begehrt wird. Die Väter der Familien betreiben solche Heirathen, und suchen sich mit solchen zu verbinden, die unter ihren Vorfahren eine große Reihe tapferer Leute aufzählen können. Der Vater oder ein Verwandter betreibt das Werbgeschäft und läßt sich alle Mädchen des Hauses vorführen; ihre Auswahl wird meistentheils durch das Recht der Erstgeburt bestimmt.

Dieser Eheprokurator kehrt hierauf zu dem Heirathslustigen zurück und holt denselben zum Beschauen des Mädchens herbei. Gefallen sich beide, so ist die Heirath geschlossen. Man bestimmt den Tag der Hochzeit. Der Bräutigam versammelt an demselben die Angesehensten aus der Verwandtschaft, die bei dieser Feierlichkeit Suati genannt werden. Sie sind alle zu Pferde und begeben sich in einem feierlichen Zuge, auf das beste geschmückt, und besonders ihre Hüte mit Pfauenfedern geziert, nach der Wohnung der Braut. Diese wird, verschleiert und bekränzt, zwischen den Suaten zu Pferde nach der Kirche geführt. Nach vollendeter Kirchenceremonie wird sie unter Abfeuerung von Flinten und Pistolen, unter lärmendem Zujauchzen und wildem Freudengeschrei in ihr väterliches oder in das Haus ihres Bräutigams zurück begleitet. Jeder von den Suaten hat sein besonderes Amt während dem Zuge und bei der Mahlzeit.

Das Mittagsessen des ersten Tags wird zuweilen in dem Hause der Braut, meistens aber bei dem Bräutigam gehalten. Bei diesen Gastmahlen herrscht die ausschweifendste Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Obst und Käse eröffnen die Tafel, und die Suppe macht den Beschluß.

Der Nachmittag wird mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften

Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach begleitet, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den Suaten führt die Braut zu Bette und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der Suate und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den Suaten antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Diese Hochzeitfeste dauern drei, sechs, acht und mehrere Tage, nachdem die Familie, die sie anstellt, mehr oder weniger reich oder verschwenderisch ist. Die junge Hausfrau findet am meisten ihre Rechnung dabei, indem sie binnen dieser Zeit beträchtliche Geschenke gewinnt, die den Grund zu ihrem künftigen kleinen Eigenthum legen. Jeden Morgen bringt sie den Gästen Wasser zum Handwaschen, wobei ein jeder ein Stück Geld in das Waschbecken werfen muß.

Auch erlaubt die Gewohnheit einer solchen neuvermählten Frau, die Suaten auf verschiedene Art zu necken, ihnen ihre Opanken (Schuhe), ihre Mützen und Messer und andere dergleichen Dinge zu verstecken, welche sie alsdann mit einer Geldsumme, die von der Gesellschaft bestimmt wird, wieder auslösen müssen.

Neben diesen theils freiwilligen, theils abgedrungenen Kontributionen, muß ein jeder von ihnen, nach eingeführtem Gebrauche, der Braut ein Geschenk machen, das sie von ihrer Seite am letzten Tage mit einigen kleinen Geschenken, die aus Hemden, Brusttüchern, Halsbinden, Mützen und andern dergleichen Kleinigkeiten bestehen, erwiedert.

Die Hochzeitgebräuche sind sich durch die ganze Morlachei, kleine Besonderheiten abgerechnet, einander ziemlich ähnlich. In dem Dorfe Novaglio, auf der Insel Pagus, herrscht z. B. der Gebrauch, daß die Eltern in dem Augenblick, da sie ihre Tochter dem Bräu-

tigam übergeben, nicht unterlassen, ihm zugleich alle schlimmen Eigenschaften seiner jungen Frau mit weitläuftigen Karrikaturgemälden zu schildern. Z. B.: „Weil du sie durchaus haben willst, so wisse, daß sie eine nichtswürdige Kreatur ist, hartnäckig, eigensinnig u. s. w." Hierauf kehrt sich der Bräutigam mit einer unwilligen Miene gegen die Braut: „O wenn du so bist, sagt er zu ihr, so werd' ich dir den Kopf schon zurecht zu setzen wissen," gibt ihr dabei das Zeichen zu einer derben Maulschelle, tritt mit geballter Faust auf sie zu, oder erweist ihr andere Zärtlichkeiten dieser Art.

Die hochzeitlichen Feierlichkeiten bei den

W a l l a c h e n

in der Moldau nehmen mit Gastereien in den beiderseitigen Wohnungen der Verlobten ihren Anfang, wozu die Gäste mancherlei Lebensmittel mitbringen. Bei dem dritten Gastgebot am Sonnabend (das erste ist am Donnerstag) überschickt der Bräutigam seiner Braut durch einen seiner Verwandten, in Begleitung von Musik, verschiedene Geschenke, worunter sich ein Paar schön genähte und mit Perlen besetzte Weiberhosen befinden. Der Bräutigam selbst überbringt seinem Beistande oder Gevatter unter dem Schall einer andern Musik einen neuen Teppich, nebst ein Paar Luchs- oder andern Pelzen zum Geschenk, und beide kehren wohl bezecht in das väterliche Haus des Bräutigams zurück.

Des Tages darauf, am Sonntage, während von schön geschmückten Mädchen in dem untern Hofe vor des Bräutigams Wohnung der gewöhnliche Reihentanz mit sittsamem Anstand beginnt, holt der Bräutigam seinen N a s c h u t oder Gevatter wieder ab, und reitet unter Musik, von guten Freunden und einem Haufen von S e i m e n i e r oder rothen Soldaten umgeben, nach der Behausung der Braut. Hier erwartet er im Hofe die B r a u t g e v a t t e r i n; sobald diese ankömmt, verfügt sie sich zu der Braut und führt solche verschleiert in den Hof hinab. Ein Zuber voll Wasser wird vor den Füßen des Pferdes, auf welchem der Bräutigam sitzt, ausgegossen, worauf dieser sogleich absteigt.

Beide, Bräutigam und Braut, begeben sich nun, von ihren Beiständen oder sogenannten Gevattersleuten geführt, in den Saal, knieen vor dem Priester nieder und sprechen demselben das Hochzeitgebet nach. Ist dieses geschehen, so nimmt die Braut unter Vergießung vieler Thränen von ihren Eltern Abschied. Man setzt sich hierauf in Wagen, die Gevatterin ergreift ein volles Glas Wein und gießt solches auf die Erde, zerbricht eine Bretzel und wirft das eine Stück zum rechten, das andere zum linken Schlage der sechsspännigen Kutsche heraus. Hiermit eröffnet sie den Zug über die mit Blumen und Zweigen bestreute Straße nach der Kirche, wo die Trauung nach griechischem Ritual mit vielen Ceremonien geschieht.

Diese Ceremonien bestehen darin, daß sie unter vielen, für eine jede Handlung besonders bestimmten Gebeten, worunter auch das Evangelium von der Hochzeit zu Kana begriffen ist, die Ringe dreimal wechseln. Sie legen die Hände kreuzweis in einander, setzen eiserne Kronen auf und thun dem trauenden Priester aus einem Becher einigemal Bescheid. Auch empfangen sie von demselben ein in Honig eingetauchtes Stück Brod, nach welchem er sie zum Spaß einigemal schnappen läßt. Hierauf werden sie von dem Priester und seinen Ministranten, die einen Freudengesang anstimmen, und von ihren Beiständen um das Pult, worauf das Liturgiebuch liegt, mit brennenden Kerzen in der Hand und mit tanzenden Schritten herumgeführt. Zum Beschluß wirft das Brautpaar etwas Geld, oder wenn es arm ist, Nüsse und Kastanien unter die Zuschauer in der Kirche.

Nach vollendeter Trauung wird im Hause der Braut ein hochzeitliches Mahl gegeben, wobei aber das Brautpaar nicht erscheinen darf, sondern es muß von einander abgesondert, und zwar die Braut immer verhüllt und von dem Bräutigam ungesehen, in einem besondern Zimmer speisen.

Sulzer bemerkt, daß diese Gewohnheit, so wie jene, nach welcher die Mädchen von jeder Mannsperson, selbst die Braut von ihrem Bräutigam, bis nach vollbrachtem Beilager ungesehen bleiben mußten, unter den vorneh-

men Wallachen altmodisch zu werden anfängt, seitdem der heutige Fürst in der Wallachei seine Tochter mit Fränkischer Freiheit, wie sie es nennen, erzogen und verehlicht hat. Es wird jedoch noch von vielen Bajaren dieses alte wallachische Herkommen in Ehren gehalten und pünktlich befolgt.

In Siebenbürgen sind sie noch so streng, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten und Getrauten bewirthet die Seinigen bei sich in seinem eigenen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam zugeführt und beigelegt worden, versammeln sich die beiderseitigen Gäste an einer Tafel in des Bräutigams Behausung. Auf diese Tafel, bei welcher die junge Frau zum erstenmal ohne Schleier erscheint, wird unter gemeinen Leuten, sowohl im Cis- als Transalpinischen Dacien, eine Schüssel gesetzt, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bei den Adlichen pflegen die beiderseitigen Schwiegereltern in der Wallachei an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein zu speisen, und während der Mahlzeit läßt der Vater der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Dienstboten unterm Schalle der Trompeten und anderer Instrumente seinem neuen Eidam den Hausrath feierlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmt hat. Dieser Gebrauch ist aber nicht mehr so allgemein, als vorhin; darin bleibt man jedoch der alten Sitte getreu, daß die Hochzeitschmausereien wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweiten Donnerstage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahle in dem väterlichen Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater oder die Mutter im Vermögen hat, so empfängt nach dieser Mahlzeit der Schwiegersohn ein gesatteltes Pferd, die Tochter aber einen sechsspännigen Staatswagen zum Geschenk, worin sie in feierlichem Zuge heimgeführt wird.

Während der junge Mann beschäftigt ist, seiner neuen Bettgenossin den Gürtel zu lösen, machen, nach Raicewichs Bemerkung, die Verwandten der Braut Jagd

auf die jungen Brüder und nächsten Blutsfreunde des Bräutigams, um an ihnen, wie sie vorgeben, das Vergeltungsrecht auszuüben und die schmerzhafte Gardinenscene des jungen Mädchens zu rächen.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet.

Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verbirgt der Mann, besonders vor seinen Schwiegereltern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Eltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt.

Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassenste Freude, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet; und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, so erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd mit den ehrenvollen Urkunden der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht.

Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so versammelt er am andern Tage alle seine Verwandte und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Eltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Eltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen, ihre darauf gesetzte Tochter als eine H — nach Hause zu ziehen. Dieses darf niemand auf der Straße oder unterweges verhindern, und wenn sich jemand unterstünde, die Eltern davon loszumachen, so

würde er, außer einer Tracht derben Prügel, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Gesetze und Landesgebräuche bestraft werden. Der beleidigte Mann behält die ganze Mitgabe, und wenn er Kosten auf die Hochzeit verwendet hat, so bekommt er sie von den Eltern seiner zurückgeschickten Braut auf Befehl des Richters zurück.

Um dieser Schande nicht ausgesetzt zu seyn, halten die Vornehmen ihre Töchter in der strengsten Eingeschlossenheit, lassen sie nicht einmal die Kirche besuchen, und erlauben selbst den Bräuten nicht, sich vor ihren Freiern zu entschleiern oder nur mit ihnen zu sprechen. Sulzer bemerkt, daß dieser letztere Umstand bei den Wallachen so wie bei den Slaven deswegen eingeführt ist, damit die häßlichen Gesichter nicht ohne Männer bleiben möchten. Daher geschieht es denn nicht selten, daß mancher Bräutigam, in der süßen Erwartung, eine schöne Rahel zu umarmen, vor einer triefäugigen Lea zurückfährt.

Hat sich aber dennoch ein wallachisches Fräulein, bei aller Einsperrung, gewisser Schwachheiten schuldig gemacht, so suchen sie den jungen Mann durch einen reichen Brautschatz an Dörfern und Gelde zu entschädigen; will er sich aber durchaus nicht befriedigen lassen, so nehmen sie die Tochter wieder zu sich, und erlauben ihm, eine andere zu heirathen.

Ein Jahr nach der Hochzeit versammeln sich alle Verwandten, den Jahrstag der Trauung zu feiern. Es werden nun auch jene Angriffe auf die Verwandten des Mannes erneuert, die man in der Brautnacht versuchte, jedoch mit der Nachgiebigkeit, daß den Jünglingen frei steht, mit Weine sich loszukaufen.

Wenn ein

Serbe

aus der Gegend von Kamenz in der Oberlausitz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will und mit seinem Brautwerber (Druschba) und Begleitern angezogen kommt, so läßt er den Richter des Dorfs fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt sey, herein zu kommen; worauf er die Antwort erhält: wenn sie

ehrliche und brave Leute sind, so mögen sie in Gottes Namen kommen, aber nur der alten Weiber und jungen Kinder schonen. Dies scheint sich auf die Gewohnheit, Bräute zu rauben, zu beziehen.

Die serbischen Jünglinge haben noch jene mitternächtliche Freiheit bei ihren Bräuten, Frejot genannt, die bei den Schwarzwäldern und Hochschottländern Kommnächte, Probenächte, in der Schweiz der Kilpgang, in Franken das Fenstergehen, in Böhmen Bettelnächte, und in Sibirien das Busenrecht heißen.

Sonntags vor der Hochzeit schicken die geladenen Gäste Flaschen voll Käse zu den Kuchen und eine mit Butter hoch aufgethürmte Butterbüchse. In der Gegend von Kamenz senden diejenigen, welche bei der Verlobung gegenwartig waren, nach dem ersten Aufgebot Gänse, und die Weiber, welche zur Hochzeit kommen, bringen Butter und Käse mit.

Die Einladung geschieht zu Pferde; der Bräutigam hat einen Degen, auch oft Pistolen.

In der Gegend von Kamenz versammeln sich die Dirnen am Abend vor dem Hochzeittage bei der Braut und singen ein Brautlied, das noch Spuren von dem alten Beklagen der Jungfrauschaft zu tragen scheint.

Am Hochzeittage versammeln sich die Freunde des Bräutigams bei demselben und begleiten ihn unter Musik zur Braut. Alle erscheinen im feierlichen Gewande.

Die Braut trägt auf dem Kopfe eine schwarz sammetne nach oben zugespitzte Mütze, die oben offen ist, hinten einen runden Absatz hat, der Borda genannt wird. Diesen umgibt ein messingener Reifen, woran Sternchen von eben diesem Metall hängen. Auf der Spitze der Borda sitzt der Kranz von grüner und rother Seide. Um den Hals trägt sie Korallen, darüber hängen an einer Schnur eine oder zwei Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler mit Oehrchen, herunter. Ihre Arme sind mit einem Band umwunden, damit sie, die Ungewisse*), nicht entfliehen oder leicht geraubt werden könne. Um den Leib haben sie einen Gürtel oder Band. Jetzt tragen sie ordentliche Strümpfe und in den Schuhen Schnal-

*) So heißt die Braut noch bei den mehresten slavischen Stämmen.

len, doch an vielen Orten zeichnen sie sich noch, wie ehemals, durch rothe oder weiße gewickelte, oder in Falten oder Rollen gelegte Strümpfe und gebundene Schuhe aus.

Der Braut wird eine Matrone zur Aufsicht gegeben, die Slonka, und bei den Deutschen in Meißen und der Lausitz Salzmeste heißt.

Mit vielem Gepränge und unter Musik beginnt nun der Zug nach der Kirche. Man singt dabei:

Wir führen sie, wir führen sie,
Wir haben sie, wir haben sie,
Und geben sie sonst niemand! *)

Die Salzmeste nimmt zerschnittene Kuchen mit in die Kirche und wirft sie beim Heimgange unter die Leute. Ihre Gastgebote gränzen an Ueberfluß und Verschwendung. Die Slonka bedient die Braut und bringt ihr von jedem Gerichte den ersten Bissen in den Mund. Die Braut steckt über Tische ein Stückchen Brod ein, das sie sorgfältig aufhebt, und welches nie schimmeln oder verderben, sondern zu vielen Dingen gut seyn soll **). Die Hochzeitgeschenke werden, wie bei den übrigen Slaven, mit vielen Ceremonien überreicht.

In der Gegend von Budissin schenkt die Braut, wenn sie in ihre Wohnung kommt, der zuerst ihr begegnenden Person ein Brod. In manchen Orten läßt sie alle Zuschauer aus einem Milchgefässe Bier trinken. Den Tag nach der Hochzeit muß sie sogleich die beim Hochzeitmahl gebrauchten Tücher waschen. —

Unter den übrigen europäischen National-Feierlichkeiten bei Hochzeiten (die sich einander ziemlich ähnlich sind) verdienen noch einige Eigenheiten der

*) Wedzemy ju, wedzemy ju,
Mamy ju, a mamy ju,
Et nikomu je hewek ujedami.

Man sieht hieraus, daß die Braut ehemals mit Gewalt genommen und gegen Räuber vertheidigt werden mußte.

**) Mit dem Brod zeigt sich bei der schon vorhin angeführten Sitte ein ehrwürdiger Gebrauch. Es hat wahrscheinlich, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses, hierzu Anlaß gegeben. Bei der Trauung der Wallachen werden sie vom Priester mit einem in Honig getauchten Brod gespeiset. Die Kassubischen Brautleute beißen aus einem Brode ein Stückchen aus und heben dasselbe auf.

bemerkt zu werden. Ueberhaupt wird bei diesen ein ungezwungener Umgang zwischen jungen Leuten beider Geschlechter, besonders in den niedern Ständen, so sehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens betrachtet, daß gewiß zwei Dritttheil aller Bürger- und Bauermädchen ihre bestimmten Liebhaber besitzen, von denen sie spät oder früh, nachdem es die Umstände erlauben, geehelicht werden. Oft dauern solche Verbindungen zehen und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde.

In verschiedenen Gegenden gibt es ganz besondere Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In Nordholland z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefaßt sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehr sey? thun hierauf ihrer Schönen eine scherzhafte Liebeserklärung, oder schützen sonst einen Vorwand ihres Besuchs vor, und finden ihn auf alle Fälle in der Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen. Gefällt der junge Mann, ist das Mädchen etwa gar schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen, so öffnet sich die Thüre, andere Paare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beim Anbruch des Tages bringt jeder Liebhaber sein Mädchen nach Hause; denn in Nordholland ist nicht Hesper, sondern der Morgenstern der Stern der Liebe. Auf der Insel Texel heißt daher dieser Gebrauch auch Kriekєn, d. i. Grauen des Tags, oder Morgendämmerung; weil dieses eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Eltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen, sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Parthien gezogen würden und keine nächtlichen Besuche erhielten.

In dem nordholländischen Dorfe Schaagen herrscht eine andere hierher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem Schaagen'schen Mädchenmarkt gegeben hat. Hier

pflegen sich nämlich um die Kirchmeßzeit*) die Mädchen in ihrem schönsten Putze zu zeigen, und die Spaziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegensten, zu besuchen, um einen Kirmeßburschen zu fesseln. Die jungen Mannsleute benutzen diese willkommne Gelegenheit, begeben sich auch zu diesen Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bei der sie den ganzen Jahrmarkt über den Liebhaber spielen, sie in allem frei halten, und nicht eher von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andere ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden von Holland, andere aber sind, ihrer mißlichen Folgen wegen, durch strenge Verbote abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das Queesten, welches ehedem auf der Insel Vlieland, dem Helder und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nämlich die Eltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen, daß man hier queesten könne. Das Queesten selbst geschahe auf folgende Weise. Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit einem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte Anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleien, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allezeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. Der Texel'sche Kronikker sagt, daß bei solcher zärtlichen Liebeswerbung Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten hätten.

Dergleichen Begünstigungen finden aber bei der gebildeteren Klasse nicht statt. Will ein junger Mann die Erlaubniß erhalten, ein Frauenzimmer in ihrer Wohnung zu besuchen, so muß er ernsthafte Absichten haben, solche den Eltern und Vormündern entdecken und sie

*) Mit den Kirchmessen sind in den Niederlanden die Jahrmärkte verbunden, daher heißt Kirchmeß überhaupt so viel als Jahrmarkt.

in sein Interesse ziehen. Darf er sein Mädchen einmal öffentlich besuchen, so ist dies ein sicheres Zeichen einer bevorstehenden Ehe. Bekanntlich halten die Niederländer die Ehe für nichts weiter als einen feierlichen bürgerlichen Vertrag, bei dessen Schließung die Geistlichkeit eigentlich nichts zu thun hat, und wobei die Prokuratoren weit mehr als die Beichtväter zu Rathe gezogen werden.

Sobald die interessirten Partheien übereingekommen sind, wird der Verlobungstag festgesetzt. Der Bräutigam begibt sich an solchem mit seinem Vater und die Braut mit ihrer Mutter oder ein Paar andern Zeugen auf das Rathhaus, wenn die Verlobung aber auf dem Lande geschieht, zum Amtmann oder Gerichtsactuar des Dorfes. Hier werden die Kontrahenten gefragt, ob sie einander zu heirathen Willens sind? und ihre Erklärungen niedergeschrieben. Gewöhnlich nennt man diese Handlung das Anzeichnen (aantekenen); in Amsterdam bezeichnet man sie unter dem Bürgerstand mit dem Ausdruck vor die rothe Thür gehen: weil die Ehestandsrichter sich vor Zeiten in eine Kapelle in der sogenannten alten Kirche versammelten, die eine rothe Thüre hatte. Die elterliche Einwilligung wird nur dann unumgänglich zu dem Verlöbniß erfordert, wenn das Brautpaar noch nicht die Jahre der Mündigkeit erreicht hat, d. h. wenn das Mädchen noch unter dem zwanzigsten und der Bräutigam noch unter dem fünf und zwanzigsten Jahre ist, außerdem aber nicht. Nach geschehener Anzeichnung lassen sich reformirte Brautleute drei Sonntage nach einander in der Kirche, andere Glaubensgenossen aber auf dem Rathhause aufbieten. In dieser Zeit schenkt man sich den Mahlschatz. Unter den gemeinen Klassen besteht solcher, wie in Deutschland, in einem goldnen Ringe, und bei den Vornehmern außerdem in allerhand Kostbarkeiten. Diesen Trauring tragen die Frauenzimmer an der linken, hernach aber an der rechten Hand, und zwar gemeiniglich am Daumen.

Die Tage zwischen dem Verlöbniß und der Hochzeit werden durch kleine Feste und mancherlei Feierlichkeiten ausgefüllt. Angesehenen Leuten auf dem Lande errich-

ten ihre Freunde Ehrenpforten, flechten ihnen Kränze, und hängen solche an ihren Thüren auf. Ist das Brautpaar im Verdacht, Amors Freuden zu früh gekostet zu haben, so flicht man ihnen statt der Palmen Strohkränze, oder hängt ihnen auch wohl eine Strohpuppe über die Thüre, oder bestreut die Straßen vor dem Hause mit gehacktem Stroh u. dergl. Die Verlöbnißmahlzeit zeichnet sich durch Tafelstreuen aus, welches darin besteht, daß man die Tafel mit Blumen und allerhand gefärbtem Sand künstlich bestreut.

Kurz vor der Hochzeit werden Freunde und Nachbarn auf die Brautsthränen geladen. Bei den Vornehmen bestehen solche in Rheinwein oder Pontak, welchen man mit Zucker, Zimmt und andern Gewürzen, auf Art des Hypokras, bereitet. Bei dem gemeinen Volk nimmt man gewöhnlich rothen Wein mit Zucker dazu. In Amsterdam und andern Städten pflegt man mehrere Flaschen von diesen Brautsthränen mit vielem Gepränge an Freunde und Verwandte zu schicken und für sich selbst einen beträchtlichen Vorrath davon aufzubewahren, um bei Geburtstagen und andern feierlichen Gelegenheiten Gebrauch davon zu machen.

Am Hochzeittage selbst eilen die Freundinnen der Braut, sie anzukleiden. Die ganze Familie versammelt sich im Hochzeithause, und das Brautpaar begibt sich, wenn es vor der herrschenden Religion ist, nach der Kirche, um sich trauen zu lassen. Gegenwärtig gehört es zum Modeton, diesen Akt in einer französischen oder englischen Kirche zu verrichten, und es trifft sich zuweilen, daß beide Brautleute kein Wort von der fremden Sprache verstehen, in der die Trauungsformel gesprochen wird, so daß der Küster dem Brautpaar das entscheidende oui oder yes in die Ohren flüstern muß. Indessen können Trauung und Aufgebote bei den Reformirten eben so wohl, als bei andern Religionsverwandten vor dem weltlichen Richter geschehen. In diesem Falle geht das Brautpaar nach dem Rathhause; die Heirathskommissarien ermahnen es zur Treue, Friede und Eintracht, stellen ihm ein Certifikat über den vollzogenen Vertrag aus, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende. Man begibt sich nach

Hause, begeht den Tag nach seinen Umständen, und erfüllt das göttliche Gebot: seyd fruchtbar! mit eben dem Eifer, als wenn es ein Priester durch seine Traungsformel eingeschärft hätte.

Ehen, die nicht auf diese Weise vollzogen sind, werden für ungültig gehalten und als Konkubinat nach einer gewissen Taxe bestraft; ein monatlicher Konkubinat wird mit 100, ein zweimonatlicher mit 200, ein dreimonatlicher mit 7000 Gulden, und ein längerer mit willkührlicher Geldbuße und einer zehnjährigen Verbannung bestraft.

Was in andern Ländern der Klerus thut, geschieht hier von der weltlichen Obrigkeit; sie belegt den Eintritt in den Ehestand mit einer Abgabe. Ehe nämlich das Verlöbniß auf dem Rathhause vollzogen wird, legt man dem Brautpaar eine in verschiedene Klassen vertheilte Rechnungsliste vor, um sich selbst zu schätzen. Von dieser Vermögensangabe hängt zum Theil der Kredit der jungen Eheleute ab. Daher zeichnen sich gewöhnlich alle nur etwas wohlhabende in die erste oder zwölftausend Gulden Klasse, und zahlen für diese Ehre sechszig Gulden. So unpolitisch und zweckwidrig diese Einrichtung ist, so hat sie doch nicht den geringsten Einfluß auf die Nation, und wenn die Menge der Ehen als ein Maaßstab der Sittlichkeit einer Nation angesehen werden kann, so sind die Niederländer noch immer die moralischste Nation unter den Europäern, da bei ihnen auf 64 Menschen jährlich eine Ehe kommt.

Die Feierlichkeit, womit die Niederländer das 25. und 50. Jahr nach ihrer Verbindung zu begehen pflegen, beweist, wie sehr sie eine glückliche Ehe zu schätzen wissen. Jenes nennen sie die silberne, und letzteres die goldne Hochzeit. Ehegenossen, die diese Periode erreichen, lassen sich aufs Neue feierlich in der Kirche einsegnen, wobei gewöhnlich die ganze Nachkommenschaft gegenwärtig ist. Wohlhabenden Personen werden bei diesen Gelegenheiten Jubelmedaillen geschlagen, sie selbst geben Mahlzeiten, woran nicht nur die ganze Familie, sondern auch alle Bekannten Theil nehmen. Für ein fühlendes Herz kann es kein reizenderes Fest geben, als bei einer

solchen Jubelhochzeit eines greisen und noch muntern Paars Kinder, Enkel und Urenkel das reinste Opfer der Liebe auf eine so mannigfaltige Art darbringen zu sehen.

Unter den verschiedenen Religionskasten zeichnet sich das Eigenthümliche der

Herrenhuter

bei Hymens Feier vorzüglich aus. Bei uns ist die Heirath entweder eine Art von Handel, oder die Wahl der Empfindung, oder in höchst seltenen Fällen ein Geschäft der Vernunft. Bei den Herrenhutern ist die Heirath weder ein Werk des Geizes, der Liebe, oder der Vernunft, sondern das Geschäft der — Würfel.

Wie bekannt, sind in allen Herrenhuterischen Anstalten die unverheirathen Mädchen und Jünglinge von einander abgesondert. Aller Umgang ist den beiden Geschlechtern mit einander untersagt; sie sehen sich höchstens in der Kirche oder im Vorübergehen einmal, und wenn der leidige Amor einmal durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings sich einen Weg in ihrer beiden Herzen zu eröffnen wußte, so macht dies das Ding auf keine Weise besser; die Gesetzgeber der Brüderschaft haben durch die strenge und genau befolgte Absonderung beider Geschlechter diesem Tausendkünstler eine so feste Barriere entgegengesetzt, daß es ihm nur sehr selten gelungen ist, einen Schleichhandel von Liebe mit der herrenhuterischen Jugend zu treiben.

Ueber die heirathslustige Jugend werfen die strengen Vorsteher das Loos, das einzige bei den Herrenhutern erlaubte, und gewiß das allergefährlichste Hazardspiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf seinen Wurf getroffen ist, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa seine Augen schon in der Kirche gewählt haben, als zu diesem Gottesurtheile nein zu sagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die sein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß aufhören, Herrenhuter zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

„Abscheulich! abscheulich!" werden hier die jungen Damen ausrufen; „also das Loos gibt einem Mädchen ei-

nen Mann, der etwa häßlich ist, wie die Nacht, oder der mürrisch, oder von einem schlechteren Stande ist, oder — (der Himmel weiß, wie viel Oder man hier herzählen könnte); — welch fürchterliches Unglück muß nicht durch dieses unmenschliche Gesetz in allen Ehen bei den Herrenhutern entstehen; da müssen auch wohl die Ehescheidungen äußerst leicht zu erhalten seyn?" —

Gerade der entgegengesetzte Fall; die Ehescheidungen sind äußerst schwer; nur der Ehebruch und eine vollkommene Abneigung kann nach den Gesetzen der Brüdergemeinde eine Ehe scheiden! In allen herrenhutischen Kirchenarchiven liegt nicht eine Klage auf die Ehescheidung! Und Processe dieser Art, welche unsere Richter täglich beschäftigen, sind ganz etwas Unerhörtes. — Bedarf man einen überzeugenderen Beweis von glücklichen Ehen? Dieses unbegreifliche Wunder löst sich, sobald man einen Blick auf unsere und die Lebensart der Herrenhuter wirft. Lebten sie, wie wir, unter den mannigfaltifaltigen Zerstreuungen, unter den tausendfachen Bedürfnissen des Mannes und des Weibes, die sich durchkreuzen, und den so vielfachen Verhältnissen, worin bei uns Mann und Weib gegen einander stehen, durch Luxus, Gesellschaft, Vergnügungen, Beschäftigungen, Kleidung, Kinderzucht u. s. w., so würde eine gute Ehe bei den Herrenhutern, die das Loos geschlossen hätte, ein noch weit selteneres Wunder seyn, als sie es bei uns ist. Der Herrenhuter, von Jugend auf zu dem einfachsten Leben, zur steten Arbeit gewöhnt, gewöhnt zum Gehorsam gegen die Befehle seines Obern, ohne darüber zu urtheilen, empfängt sein Weib, wie der alte Grieche, einen Befehl, den die phythische Priesterin auf ihrem heiligen Dreifuß aussprach. Sie zieht in sein Haus, und er hat, ohne im mindesten seine Beschäftigung oder seine Lebensart deshalb zu ändern, ein Weib, und durch das Weib die große Bequemlichkeit, sich nicht mehr dem langweiligen Zwange des Brüderhauses unterwerfen zu müssen. Seine Frau hat durch die Ehe ebenfalls eine Bequemlichkeit mehr erhalten, sich von dem Zwange des Schwesterhauses befreit zu sehen, ohne ebenfalls etwas anders in ihrer Lebensart geändert zu haben.

Mann und Frau stehen auf, trinken stumm oder unter wenigen Worten Kaffee, gehen an ihre Arbeit, essen Mittags, arbeiten bis Abends, essen dann und gehen schlafen. Woher sollen bei dem häuslichen, wortarmen, immer beschäftigten Herrenhuter Ursachen zu Streitigkeiten kommen? Die Kinderzucht hat ihre bestimmten Regeln: Fleiß und Beten. Putz für Mann und Weib ist bestimmt, Gesellschaft ist wenig und ohne alle mögliche Unordnungen, Vergnügungen sind wie nach Klosterregeln abgezählt. —

Allein dies Leben, verdient es den Namen eines glücklichen? — Wo die süßen Ergießungen des Herzens nicht durch Feinheit, kleine Verlegenheiten, Selbstentschluß, gegenseitige Hülfe und gegenseitiges Verzeihen die Würze des Lebens sind; wo das Weib des Mannes nur bedarf, um Mutter zu werden, und der Mann des Weibes nur, um seinen Namen fortzupflanzen, da kann unmöglich Glück wohnen. —

Zu gleicher Zeit aber führen diese unglücklosen Ehen der Herrenhuter auf die ernsthafte Bemerkung: wie glücklich könnten bei uns der größere Theil unserer Ehen seyn, da bei uns Herz und Neigung, Ueberlegung und Vernunft freie Wahl haben, wenn wir nur einigermaßen zu einer simplen, natürlichen Lebensart zurückkehren wollten, von welcher uns Luxus, Eitelkeit und die Sucht, in Kleinigkeiten zu glänzen, vertrieben haben; häusliches Leben würde die meisten Quellen des Elendes in den Ehen verstopfen, und die Liebe, welche unsere Ehen schließt, würde Leben und Freude, Fröhlichkeit und Wonne an der Seite des jungen Weibes in jede Hütte einführen.

Die Feierlichkeiten bei der Verlobung und Trauung bei den Herrenhutern sind übrigens sehr einfach. Jene geschieht in Gegenwart der Aeltesten der Brüderschaft und der nächsten Verwandten, diese vor der ganzen Gemeine. Man singt ein Paar Verse, der Prediger trägt einen biblischen Text vor, gibt ihnen hierauf die Hände zusammen und spricht den Segen über sie. Hernach wird wieder gesungen. Alles übrige geschieht ohne Aufwand von Kosten und Prunk. Die nächsten Verwandten

bewirthen gewöhnlich das neue Paar mit einer frugalen Mahlzeit. —

Bei den Heirathen der heutigen

Juden

herrschen noch mancherlei sonderbare Gebräuche. Es wird vorzüglich darauf gesehen, die Trauung im Vollmond oder doch im zunehmenden Mond zu vollziehen, warum? läßt sich aus der weiblichen Physiologie leicht erklären *). Der Talmud bestimmt sogar die Heirathstage; es heißt darin: eine Jungfrau heirathet man am vierten (Mittwoch), eine Wittwe aber am fünften Tage in der Woche (Donnerstag); denn zweimal in der Woche sitzen die Richter in den Städten, nämlich den zweiten und fünften Tag, damit der Bräutigam, wenn er wegen der Jungfrauschaft etwas vorzubringen hätte, sogleich vor dieselben kommen könne. Mit einer Wittwe soll man am fünften Tage Hochzeit machen, damit man die übrigen drei Tage bis zum Sabbath fröhlich seyn könnte.

Heut zu Tage dauern die Hochzeitfeierlichkeiten gewöhnlich sieben Tage, während welcher Zeit der Bräutigam nichts arbeiten, auch nicht allein über Feld oder sonst ausgehen darf, damit ihm nicht der Teufel, wenn er ihn allein anträfe, Schaden thun könnte. Acht Tage vor der Kopulation gehen weder Braut noch Bräutigam aus dem Hause, sondern die Freunde derselben bleiben bei ihnen und machen sich mit Essen, Trinken und Spielen lustig. Den Tag vor der Hochzeit wird die Braut in das sogenannte kalte Bad geführt. Einige Weiber begleiten sie mit Musik dahin, damit Jedermann sehen möge, daß eine Braut dahin geführt werde. An eben diesem Tage schicken Braut und Bräutigam einander einen Gürtel zu. Zuweilen schickt der Bräutigam der Braut gestickte Schuhe und Pantoffeln, diese aber jenem einen Tallis, ein Sterbekleid und eine leinwandene Mütze. Am Tage der Hochzeit versammeln sich die Weiber von der Familie bei der Braut und schmücken sie auf das Prächtigste. Ihr Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, denn 1. B. Mos. 2, 22. steht geschrie-

*) Nova luna purgat puellas.

ben, sagen die Rabbinen: Er machte der Eva Haarlocken. Bei diesem Flechten erfordert es der Wohlstand, daß sie sich sehr kläglich bezeige. Sie hängen ihr auch einen dünnen Schleier vor die Augen, nach dem Beispiel der Rebecca, von der es 1. B. Mos. 24, 65. heißt: sie nahm den Mantel und verhüllte sich. Nun erscheint der Bräutigam in seinen besten Sabbathskleidern vor der ausgeputzten Braut. An einigen Orten trägt er eine schwarze Kappe während der Trauung auf dem Haupt, zum Zeichen seiner Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Einige Männer begleiten den Bräutigam, Weiber die Braut im feierlichen Zug nach der Synagoge. Die Trauung geschieht unter freiem Himmel, um anzuzeigen, daß sich dies neue Paar vermehren soll wie die Sterne am Himmel. Der Brauthimmel, Chuppah, wird von vier Knaben getragen. Ein Chor Musikanten geht voraus. Braut und Bräutigam treten mit einigen Männern und Weibern unter diesen Himmel, und die ganze Versammlung schreiet aus vollem Halse: gelobot sey, der da kommt. Die Braut wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, nach der Auslegung der Stelle: Jer. 31, 22. Das Weib wird den Mann umgeben. Hierauf führt sie der Bräutigam auch dreimal um den Himmel. Die zuschauenden Juden streuen Weizen und Korn auf sie, und rufen dabei: seyd fruchtbar und mehret euch. Beide, die Braut zur rechten Seite, treten nun wieder unter den Himmel, das Gesicht nach Mittag gekehrt, nach der talmudischen Lehre: wer sein Bette zwischen Mittag und Mitternacht setzet, daß er das Gesicht gegen Mittag und die Füße gegen Mitternacht kehret, der bekommt viel Kinder. Hierauf nimmt der Rabbiner, oder wer sonst die Kopulation verrichtet, die Hände des Brautpaars, legt sie zusammen, und deckt über beide den Tallis, denn die Ruth sagte zu ihrem Vetter Boas: Breite deinen Mantel über deine Magd, Ruth 3, 19. Hierauf läßt sich der Rabbiner einen Becher mit Wein geben und spricht dreimal den Segen darüber. Der Bräutigam steckt der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger und sagt: nach

diesem Ring sollst du mit mir verheirathet seyn, nach dem Rechte Mosis und Israel. Einige andere Zeugen erscheinen, und der vorher geschlossene Ehekontrakt wird laut vorgelesen. Der Rabbiner und einige andere trinken etwas von dem gesegneten Weine und gießen das übrige auf die Erde. Nun trinkt auch der Bräutigam ein Glas Wein, und wirft das leere Glas gegen die Mauer des Tempels an den daselbst befindlichen Stern. An einigen Orten wird das Glas, wenn die Braut eine Wittwe ist, an die Erde geworfen. Dies soll zur Erinnerung der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem geschehen. Eine Lüge ists, daß der Bräutigam, der jenen Stern mit seinem Wurf nicht trifft, die erste, oder gar die acht ersten Nächte bei seiner Braut nicht schlafen dürfe. Nach dem Wurf eilt der Bräutigam mit seiner Begleitung nach Hause, um früher als die Braut in die Thüre zu treten. Das Hochzeitmahl wird am Abend genossen. Der Braut wird zuerst eine Henne und ein Ei vorgesetzt, als eine Anspielung auf die Fruchtbarkeit der Ehe. Der Bräutigam legt ihr davon vor. Nach dem Mahl bringen die Freunde des Bräutigams die Hochzeitgeschenke. Das Tanzen beginnt mit dem sogenannten Mitzrehtanz, oder dem Gebotstanz; der vornehmste unter den Männern nimmt den Bräutigam bei der Hand und tanzt mit ihm; die übrigen Männer folgen Paarweise nach. Die Weiber machen es eben so. —

An einigen Orten ist es üblich, daß sich am Verlöbnißtage, wenn die Heirathsverträge verfertigt und verlesen werden, eine Menge Jünglinge, mit neuen Töpfen in den Händen, in dem Zimmer versammeln. In dem Augenblick, daß der Ehevertrag verlesen worden, werfen sie solche auf einen Haufen, zum Zeichen, daß, so wenig die Trümmer dieser Töpfe wieder ganz gemacht werden können, das Ehebündniß getrennt werden könne. Dieser Gebrauch ist fast in ganz Deutschland unter dem Namen des Polterabends bekannt.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene, bei der Feier der Verlobung und Hochzeit vorkommende Gegenstände zu finden.

Der Brautring.

Der Gebrauch des Rings verliert sich tief in den Zeiten des Alterthums. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten. Von Aegypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, worunter er besonders von den Hetruskern zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren anfangs nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Charakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fingen bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu seyn. Und in dieser Beziehung ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre *getroffene Verabredung als unverbrüchlich*, hiemit *so gut wie untersiegelt sey*. Diese Bedeutung hatte er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten

ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor dem Priester, und zwar kurz vor der ehelichen Trauung geschah, von dem Geistlichen zuvörderst eingesegnet und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweiheten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: im Namen Gottes des Vaters; hierauf zog er den Ring wieder ab und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: und des Sohnes; dann brachte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: und des heiligen Geistes.

An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten. Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie Isidorus bemerkt, wissen will, daß dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten und vermieden. Martene bemerkt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischof denselben, zum Zeichen einer vollkommenen Keuschheit, an der rechten trüge. In einem alten Meßbuch zu Rennes ward hingegen verordnet, der im Namen der heiligen Dreifaltigkeit gesegnete Ring sollte an den Finger der rechten Hand gesteckt werden.

So wie der Werkmeister des ersten Rings vergessen ist, ebenso liegt das Andenken dessen, der den ersten

Brautkranz

gewunden hat, tief in dem Labyrinthe der Vorzeit. Der Kranz überhaupt war ein Symbol von sehr mannigfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste Idee der Völker gewesen zu seyn scheint. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst ihre Gottheiten bekränzt*). Kö-

*) Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein. Apollo trug eine Krone von Lorbeeren. Die Pandora wurde zuerst von

nige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Kranzes ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da, wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverän von Egypten durch ein Diadem zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier sammt Priester und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze*), wenn sie im Felde den Feind besiegt oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten, so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden am würdigsten besangen.

Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, sondern sogar oft jeder Gast zwei- und dreifach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden oder an der Brust herabhängen ließen**).

den Grazien mit einer Krone geschmückt. Die Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, die Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren.

*) Die Athenienser führten die Bürgerkronen ein und beschenkten den Perikles zuerst damit. Der reiche Crassus trug in seinem Triumph zuerst eine Lorbeerkrone, an der die Blätter von Silber, das übrige von Gold war.

**) Den Ursprung der Bekränzungen des Haupts schreibt man der Trunkenheit der Alten zu, welche die dadurch verursachten Kopfschmerzen zu lindern, oder ihnen vorzubeugen suchten, indem sie sich den Kopf banden. Anfangs bestand ein solches Band aus wollenem oder leinenem Zeug, nachher wurden sie mit Myrrthen, Rosen und dergl. durchflochten, und man trug sie zur Zierde. Bacchus soll sich die erste Krone von Epheu aufgesetzt haben, und ward daher als doppelter Arzt gepriesen, nicht nur als Erfinder des Weins, sondern auch der Kunst, mit kühlendem Epheu die Hitze der Stirne zu dämpfen.

Liebende behingen bei nächtlichem Harren vor der Thür einer spröden Schönen ihre Pfosten mit Kränzen; Braut und Bräutizam trugen Kränze, als glückliches Symbol der Vollendung, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gott der Hochzeit, Hymenäus, zu Ehren. Wurde das neue Paar zum erstenmal Vater und Mutter, so wurden Kränze, zum Zeichen der Freude, an die Thüren des Hauses gehangen; bei einem Knaben war es ein Kranz von Oelzweigen, bei einem Mädchen ein Kranz von Linnen.

Nicht blos aber die heidnischen Völker der alten Welt, auch der Hebräer freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Liebesgedicht, Hohes Lied Salomonis genannt, und mehreren Bibelstellen *) zu wissen steht.

Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere für Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit aus Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sey, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige Chrysostomus die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und Gregor von Nanzianz rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern

*) Aus dem Esaiä LXI., 10. sehen wir, daß die Bräutigame gekrönt wurden.

am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel der Collekte, worauf der Priester nach verrichtetem Gebet ihnen feierlich im Namen des Vaters ꝛc. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweihet war.

Der Kranz war also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, sammt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus den heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst von heidnischem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seitdem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bei einer zweiten Ehe waren nie häufig, und kamen bald ganz ab, weil die Christen der früheren Jahrhunderte wiederholte Verheirathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten; ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb. In der Constantinopolitanischen Kirche, wo der Gebrauch noch herrscht, das zum zweitenmal vor den Altar tretende Ehepaar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schulter geheftet. In verschiedenen morgenländischen Orten nimmt am achten Tage nach der Trauung der Priester die Kronen von den Köpfen der Gekrönten. — Der Brautkranz selbst ist gewöhnlich aus einem Oelzweig gewunden und mit weißen und rothen Bändern durchflochten, als Symbol der

Unschuld und Schamhaftigkeit des jungen hochzeitlichen Paares. —

In den meisten Gegenden Deutschlands ist es unter den Verlobten Sitte, daß die Braut ihren Geliebten mit einem oder mehreren

Brauthemden

beschenkt, und dieser überdies am Abend seiner Wünsche einen Schlafrock und eine Mütze auf dem hochzeitlichen Bette findet. Diese Kleider sind in ihrer ursprünglichen Bestimmung Badekleider, die als entfernte Folgen mit Aussatz und Kreuzzügen Zusammenhang haben. Der Aussatz war bekanntlich ein den Morgenländern schon seit den ältesten Zeiten sehr gemeines Uebel, welches die zurückkommenden Kreuzfahrer in alle Länder verschleppten, und ganz Europa dergestalt damit ansteckten, daß einige Jahrhunderte verstrichen, ehe es ausgerottet werden konnte. Man kannte anfangs kein besseres Mittel, als die Gesunden von den Kranken abzusondern, und erbauete in den Städten umher eigene Aussatzhäuser. Matthieu versichert, daß es unter Ludwigs VIII. Regierung über 19,000 dergleichen Häuser in Europa gegeben habe, und ihrer allein in Frankreich im Jahre 1225 mehr als 2000 gewählt worden seyen.

In Deutschland gaben sich Fürsten und Geistlichkeit alle Mühe, der Verbreitung dieser Seuche Einhalt zu thun; es gelang ihnen, das Mittel in Gang zu bringen, welches Moses dem Volke Gottes empfohlen hatte: fleißiges Baden.

Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht, durch welche man seine Sünden abwasche und Vergebung bei Gott erwerbe.

In vielen Klöstern, so wie von den Obrigkeiten in den Städten wurden Badestuben angelegt, deren viele durch fromme Stiftungen zu Seelenbädern gemacht wurden. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten entweder in den Klöstern, oder auch in den Badestuben der Städte und in Hospitälern umsonst gebadet, und wenn sie es verlangten, auch geschröpft und zur Ader gelassen und hernach gespeiset, oder auch mit

Brod, Bier und Salz beschenkt wurden, zum Heil des Stifters und zur Abkühlung seiner Seele im Fegfeuer.

Um auch den Ritterstand zur Reinlichkeit zu gewöhnen, wurde demselben das Baden und das Abscheeren des Barts bei der Aufnahme eines Ritters in einen Orden, oder eines Knappen zum Ritter, zur Ordenspflicht gemacht; schwerer hielt es jedoch mit dem letztern, weil die Geistlichen in langen Bärten eine Zierde suchten.

So ward auf einmal das auf die Bahn gebrachte Mittel zur herrschenden Mode. Bald in den ersten Zeiten kamen Brautbäder, das Baden der Hochzeitgäste, und wöchentliches Baden der Handwerksgesellen in häufigen Brauch.

Die Handwerksbursche forderten nicht allein von ihren Meistern wöchentliches Badegeld oder eine Vermehrung des Lohns, sondern führten auch Sonnabends sogenannte Badeschichten ein, und liefen früh von der Arbeit, um nach der Badstube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hiervon der noch bestehende Gebrauch der Handwerker her, Sonnabends eine Stunde eher als andere Tage Feierabend zu machen. —

Auch die Geistlichen, und selbst Bischöfe, wußten sich den neu aufgekommenen Gebrauch, Badehemden zu verschenken, nützlich und zu einer Art von Auflage zu machen. Die Bürger von Augsburg zum Beispeil mußten ihrem Bischofe, so oft er badete, zwei neue Badeschürzen, und dem Kapellan vierzig Pfenninge schenken.

Am wenigsten aber unter allen konnte die Liebe diesen Zweig einer möglichen Gunstbezeugung unbenutzt lassen. Wie man nach und nach überhaupt eine eigene Pracht mit Badekleidern trieb, so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdies Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit gebadet und dabei wacker geschmauset wurde, sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitgäste zum Bade führten, und die Braut ihre und des Bräutigams Verwandte mit Badehemden beschenkte.

Diesen lästigen Aufwand nahmen hier und da Polizeigesetze in Anspruch; man verbot die Hinführung der Hochzeitgäste zum Bade, und bestimmte zugleich die Schranken, in welchen sich Bräute mit ihren Geschenken zu halten hätten. Die Rostockische Kleiderordnung von 1581 z. B. setzt fest, daß die Braut dem Bräutigam nicht mehr schenken solle, als eine Badekappe, nicht über fünf Gulden an Werth, ferner zwei Hauptttücher und einen Badebeutel.

Nachdem der veränderte Geist der Zeit das Baden weder als Nothmittel der Reinlichkeit, noch als Artikel der Ordenspflichten, oder zum Wohl der Seele im Fegefeuer nöthig findet; und anderer Seits eine neuere Krankheit, als jener Aussatz war, die öffentlichen Badestuben überhaupt verdächtig und in mancherlei Rücksicht bedenklich gemacht hat; so ist auch das Baden der Braut und der Hochzeitgäste dahin, jedoch das sonst übliche Badegeschenk an den Bräutigam, obgleich unkenntlich, noch vorhanden.

Verfolgt man so die Spur der meisten Gebräuche und Sitten der neuern Zeit in die ältesten hinauf, so findet man, wie wenig Neues seit den ersten Zeiten in dieselben hineingekommen ist. Oft haben sie nur den Namen verändert, und man glaubt etwas anders zu thun, weil man etwas anders dabei dachte oder zu denken wähnte; oft erscheinen sie noch in ihrer alten Gestalt, wie

der Fackeltanz

bei den Hochzeitfesten der Könige und Fürsten.

Es würde mich hier zu weit führen, von den mannigfaltigen religiösen Gebräuchen der Fackeln bei den Festen, bei den Schlachten der Griechen und Römer, bei der Taufe, den Geburtstagen, bei Hochzeiten und Begräbnissen, dem Osterfeste, beim Meßlesen, bei öffentlichen Kirchenbußen, feierlichen Processionen u. s. w. der ersten Christen zu reden.

Aus der hochzeitlichen Feier der Griechen und Römer wissen die Leser schon, daß dem Hymen zu Ehren die Braut mit der unzertheilbaren Zahl von fünf Fackeln tanzend in das Haus ihres Bräutigams geführt wurde.

Dieser Fackeltanz herrschte eine Zeitlang auch bei dem hochzeitlichen Ceremoniel der ersten Christen, verschwand darauf, und fand dann wieder unter der Etikette des byzantinischen Hofstaats, den der erste christliche Souverain auf das glänzendste einrichtete, eine förmliche Aufnahme. Seit dieser Zeit ist er das Vorrecht der fürstlichen Vermählungen geblieben. Indessen erhielt er in den Ritterzeiten einen neuen Glanz. Wenn nach geendigtem Turnier die Dame dem siegenden Ritter den Preis überreicht hatte, so tanzte sie triumphirend und allein mit ihm, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln.

Am Hofe zu Berlin ist der Fackeltanz bei Vermählungsfeierlichkeiten noch üblich. Er besteht in weiter nichts, als daß beim Beschluß der Feier des Vermählungstags das Brautpaar nebst allen Anwesenden unter Trompeten- und Paukenschall und anderer Musik langsam einhertreten, wobei dann die Staatsminister die Fackeln tragen.

Inhalt

VII.

Seite

Von dem Wesen der Schönheit und Anmuth in der weiblichen Gestalt 9

Schönheit ist das Werk der Naturnothwendigkeit, Anmuth die Erscheinung der Freiheit . . . 14

Welche Bewegungen sind der Anmuth fähig . . . 17

Ueber den Ausdruck in der männlichen und weiblichen Form 23

Das schönste Weib 25

Zeichnung der griechischen Schönheit 28

Welcher Ausdruck von Geist kann in der Gesichtsbildung des schönen Weibes liegen, ohne die Wirkung der Schönheit aufzuheben oder zu stören . 30

Die Schönheit des Mannes 32

Welche Art des Ausdrucks von Geist in der Gesichtsbildung des schönen Mannes droht der Schönheit am wenigsten Gefahr 35

Die innern und äußern Fehler, welche die weibliche Schönheit zerstören 45

Das unverdorbene Mädchen der Natur 48

Woher ward dem Mädchen, dem Weibe der hohe Adel der Schönheit 49

Die vorzüglichsten und sichersten Mittel, weibliche Schönheit in ihrer erhöheten Vollkommenheit darzustellen 51

Seite

Von den Mitteln, die körperliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhen.

Allgemeinheit des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte 58

Verschönerungstrieb bei den Weibern der rohen Völker 59

Allgemeine Mittel, Gesundheit und Schönheit zu erhalten 64

Besondere Schönheitsmittel 70

Schädliche Schönheitsmittel 71

Unschädliche Verschönerungsmittel 76

Italienische Masken 77

Waschen, gelindes Reiben des Gesichts 78

Verbesserung einer schlaffen und blassen Haut . . 79

— — gelben Gesichtsfarbe 80

— — rauhen und spröden Haut . . 80

— — sehr rothen Gesichtsfarbe . . . 82

— — braunrothen — . . . 82

Verhütung des Aufspringens der Haut, Mittel, sich auf Reisen vor der Sonne zu schützen . . . 83

Mittel wider die Sommersprossen 84

— — — gelben Hautflecken 85

— — — schwarzen Hautflecken 85

— — — Flecken vom Fallen und Stoßen 86

— bei einer von der Sonne braun gewordenen Haut 86

Mittel wider die rothen Flecken 86

— — — Finnen 87

— — — rothen Flecken vom Insektenstich 87

— die Warzen zu vertreiben 88

— wider die Flecken nach den Pocken . . . 90

— die Pockengruben zu vertreiben 91

— wider das Ausschlagen der Ecken des Mundes 91

— zur Beförderung des Wachsens der Augenbraunen 92

Mittel zur Beförderung des Wachsens der Haare an den Augenliedern 93

Mittel zur Beförderung des Wachsens des Haupthaares 93

Mittel, die Haare ohne Brennen kraus und lockig zu machen 95

Seite
Mittel, die Haare zu vertreiben 95
— — Röthe der Haare zu vertreiben . . . 96
Das beste Augenmittel 96
Mittel zur Verbesserung der Zähne und des Zahnfleisches 96
Mittel zur Beförderung der Weiße des Halses . . 99
— die Hände weiß und weich zu machen . . 99
— — hierzu dienlichen Handschuhe zu bereiten 100
— — Nägel an den Fingern zu verschönern . 100
Ueber die weibliche Verschönerung durch Kleidung 102
Der Kopfputz 102
Die Schnürbrust 104
Das Busentuch 106
Der übertriebene Putz 107
Das Trauerkleid 108
Allgemeine Toilettenregel 109
Die Farben des Gewands 111
Zuschnitt und Falten 111
Wahl der Farben 112
Allgemeine Regeln des Putzes 115
Neueste Kleidung der Pariserinnen 117

Inhalt

VIII.

Dichtungen der Griechen über Ursprung und Eigenschaften der Liebe 121
Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe 127
Nähere Entwickelung des Wesens der Liebe . . 132
Genius der Liebe älterer Nationen 141
Griechen 142
Römer 149

Seite
Ritterzeiten und Mittelalter 158
Der Bettsprung 169
Probezeit 173
Minnelieder 176
Jetztlebende Nationen 179
Lappländer 180
Esthen 182
Letten 186
Morduanen 188
Tatarn in Sibirien 188
Kamtschadalen 190
Neuere Griechen 193
Türken 194
Perser 195
Beduinen 197
Hindus 199
Geist der Liebe unter den Morgenländern . . . 205
Die Georgierin 211
Macassen 215
Philippiner 216
Siameser 217
Javaner 217
Formosaner 218
Das Verbrennen der indischen Frauen 218
Die Chinesen 225
Japaneser 228
Mauren 230
Neger in Senegambien 233
— auf Sierraleona 236
— — der Goldküste 238
— in Kongo und Loango 243
Hottentotten 244
Arrakanesen 245
Nordamerikaner 246
In Kanada 247
Pensylvanien 248
Auf Terrafirma 248
Indianer in Guinea 250
— — Quito 251

	Seite
Die Sabbäer	251
Morlacken	253
Wallachen	256
Serben	260
Holländer	263
Herrenhuter	268
Juden	271
Der Brautring	274
Der Brautkranz	275
Das Bräutigamshemd	279
Der Fackeltanz	281

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flittner, Christian Gottfried,

Gynäologie oder das Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfange ... Ein umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger

Bd.: Bd. 4 = Abth. 7 u. 8

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- Gyn.o.8(2#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11451379-7